

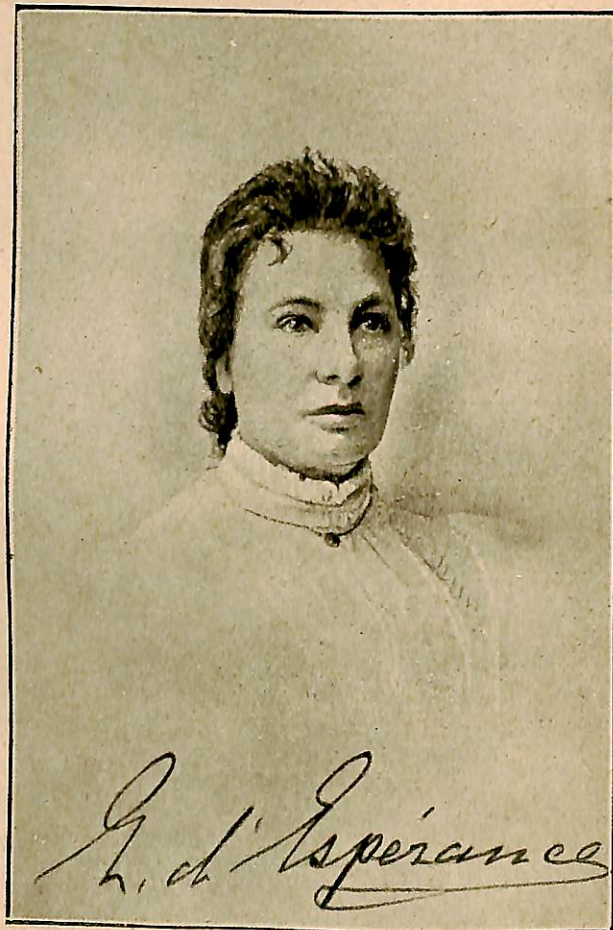
Im
Reiche der Schatten
Licht aus dem Jenseits

Don E. d'Espérance
Mit einer Einleitung
von H. Aksakoff

Zweite Auflage
Mit 28 photographischen Aufnahmen



Verlag von Karl Siegfismund, Berlin 1922



Im
Reiche der Schatten
Licht aus dem Jenseits

Don E. d'Espérance
Mit einer Einleitung
von H. Aksakoff

Dritte Auflage
Mit 28 photographischen Aufnahmen



Verlag von Karl Siegismund, Berlin 1922

Inhalt

	Seite
Geleitwort des Übersetzers	7
Gebicht von Longfellow	7
Widmung	8
Vorwort	8
Einleitung	10
Kapitel	
I. Das alte Haus und seine Bewohner	17
II. Meine Leiden beginnen	25
III. Werde ich irrsinnig?	37
IV. Sonnige Ferien und ein Schattenschiff	41
V. Der geheimnisvolle Auffsag	52
VI. Die Wahrsagerin	62
VII. Wieder meine Schattenfreunde und Tischklopfen	69
VIII. Der Tisch verrät Geheimnisse	76
IX. Materie dringt durch Materie	82
X. Erste Versuche im Hellsehen	92
XI. Unsere Besucher aus der Geisterwelt	100
XII. Geisterporträts und Wissenschaft	115
XIII. Ein Schimmer von Wahrheit	132
XIV. Gelehrte werden Spiritualisten	137
XV. Befehrte und Belehrte	147
XVI. Neue Manifestationen	157
XVII. Materialisierte Geister	167
XVIII. Yolande	179
XIX. Die <i>Ixora crocata</i>	186
XX. Zahlreiche Besucher aus dem Reiche der Geister	201
XXI. Eine bittere Erfahrung	213
XXII. Ein neuer Anfang	218
XXIII. Die „Goldlilie“ — Yolandes letztes Werk	233
XXIV. Werde ich „Anna“ sein oder „Anna“ ich?	243
XXV. Aus Dunkelheit zum Licht	253
XXVI. Das Geheimnis gelöst	265
XXVII. Geisterphotographien?	277
XXVIII. Forscher, die ich gefannt habe	293



2015. 13
(6 7187)

Reihenfolge der Illustrationen.

	Titelblatt
	Seite
Porträt von E. d'E.	32
Die „Schattendame“	46
Das „Schattenschiff“	103
Walter	107
Humnur Stafford	116
Kopie einer Bleistiftskizze	117
Materialisierter Geist	168
„	169
Ixora „crocata“	187
Photographie von Farnkraut	190
„	191
Photographie von Pflanzen	194
„	195
„ „ Erdbeeren	199
DoLande	223
Leila	226
„	227
Goldlitie	238
„	239
Schattengestalten	278
„	279
Geisterphotographie	282
„	283
„	286
„	287
„	290
„	291

Geleitwort.

Stern, leuchte licht und klar,
Du heut von Gott gesandt,
Hilf uns'rer Geisterschar,
Strahl' in das Schattenland!

Hoffenden Herzens Kind,
Eile mit Helfershand;
Tröste, die traurig sind
Unten im Schattenland!

Du sollst ein Wanderer sein:
Eile von Strand zu Strand,
Flöß' Wunden Balsam ein,
Hoffnung im Schattenland!

Dies die Worte treuer Wünsche, dem Buche mitgegeben
in herzlichster, liebevoller Dankbarkeit und Verehrung für
die Verfasserin von Shadow-Land von einem Geiste aus
dem Jenseits und einem Geiste, der noch hienieden weilt,

der Übersetzer.

Die Geister uns'rer Lieben, der vorangegang'nen,
Sind bei uns, und sie sagen uns vom Himmel,
Der Ruhe der Verwaisten, der von Weh umfang'nen,
Dem Heim hoch oben überm Erdgetümmel.
O heil'ges Mahnen, o geheimnisvollen Hauches Wehen!
Ein Flüstern hört man aus des Todes Marmorhallen gehen.
Sie gingen von uns, und das starke Grab macht bang;
Doch sind sie nahe uns in stiller Nächte Wacht,
Und ihre Stimmen weilen um uns, wie der Sang
Der Himmelslerche weilt im Ohr voll süßer Macht,
Wenn in dem Abendglüh'n sie aufwärts fliegend sich erhebet
Und, dieser Erdenwelt entrückt, in Himmels Höhen schwebet.

Longfellow.

Sumnur Stafford,

dessen führende — obgleich unsichtbare — Hand und weisen Ratschläge mir sicherer Halt und feste Stütze auf meinem Lebenswege waren, und jenen lieben Freunden in dem großen Jenseits, sowie denen, die auf Erden mir zur Seite standen, meinen treuen Helfern, Mitarbeitern und Gefährten auf der Reise durch die Schatten zum Licht ist dieses Buch in herzlichster Dankbarkeit und Liebe gewidmet

von

der Verfasserin.

Vorwort.

Dieses Buch wurde mit Unterbrechungen während mehrerer Jahre geschrieben. Ich beabsichtigte, das Manuscript jemandem zu übergeben, der es nach meinem Tode veröffentlichen sollte. Aber nun, da ich meine Arbeit als Medium beendet habe, bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß ich nicht das Recht besitze, auf die Schultern eines anderen eine Last der Verantwortung zu legen, der zu entgehen ich selbst wünschen würde, und ich entschied mich dahin, daß es besser sei, die Gelegenheit wahrzunehmen, die Wahrheiten zu verteidigen, die ich hier wiederzugeben versucht habe, als die Arbeit anderen zu überlassen.

Ein noch wichtigerer Grund ist die Tatsache, daß die Selbstmorde zunehmen und ich niemals einen einzigen Fall gekannt habe, wo ein Mann bei vollem Verstande sein Leben weggeworfen hätte, wenn er einmal nicht nur an die Wahr-

heiten glaubte, sondern sie wußte, die Wahrheiten, die einen Teil meines täglichen Lebens seit meiner Kindheit gebildet haben.

Vor einigen Monaten schrieb Stafford einen Artikel über Materialismus, der in verschiedenen deutschen Zeitungen wiederholt wurde, und wenige Wochen nachher erhielt ich einen Brief von Baron X., worin dieser sagte, daß er soeben einen Prozeß verloren habe, was für ihn den Verlust von allem bedeute. Er war zu der Auffassung gekommen, daß für ihn nichts übriggeblieben, was des Lebens wert sei, und ordnete bereits seine Angelegenheiten, ehe er Abschied von dieser Welt nehmen wollte, als zufällig die Zeitung, die Staffords Artikel enthielt, in seine Hände kam. Er las den Artikel, schrieb dem Autor seinen Dank und beschloß, das Leben nochmals zu versuchen.

Dieser Umstand ermutigt mich zu hoffen, daß, indem ich meine Erfahrungen bekanntgebe, einige andere meiner Mitmenschen innehalten und bedenken werden, ob die irdische Existenz alles endet und ob sie nicht, wenn sie die große Gabe des Lebens wegwerfen, einen Fehler begehen, für den sie wenige Augenblicke nachher alles in der Welt hingeben würden, um die schreckliche Tat ungeschehen zu machen.

E. d'E.

Einleitung.

An Mrs. E. d'Espérance.

Meine liebe Freundin!

Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mir die Druckbogen Ihres Buches zuzusenden, über die Sie meine Meinung erbitten. Mit Vergnügen erfülle ich dieses Ihr Ersuchen. Die Aufgabe, welche Sie sich gestellt hatten, war eine ziemlich schwierige; dennoch haben Sie erfolgreich vollendet, was Sie erstrebten. Die Gefahr, die zu vermeiden war, lag darin, zuviel oder zuwenig zu sagen. Wenn Sie zuviel gesagt hätten, würden Sie sich bei Einzelheiten aufgehalten haben, denn es wären zehn oder mehr Bände erforderlich gewesen, einen vollen Bericht über Ihre Mediumschaft zu geben. Und bei alledem hätte dies doch etwas apologetisch (wie eine Art Selbstverteidigung) aussehen können. Sagten Sie zu wenig, so wären Sie vielleicht unklar geblieben. Sie haben jedoch einen Mittelweg gewählt, und was wichtig ist, man gewinnt einen ganzen oder vollständigen Eindruck — und dazu einen sehr guten. Vielleicht bleiben Sie sogar jetzt noch für andere unverstanden, aber ich spreche für mich selbst; da ich Ihrer mediumistischen Laufbahn in allen ihren Einzelheiten seit mehr als zwanzig Jahren gefolgt bin, so kann ich Sie besser verstehen, als viele andere es vermögen.

Von Geburt an mit der verhängnisvollen Gabe der Sensitivität ausgestattet, wurden Sie gegen Ihren Willen ein Medium. Einzig und allein getrieben durch ein Gefühl der Pflicht, der Wahrheit gegenüber, verweigerten Sie Ihre Hilfen nicht, die begierig waren, weiter in die Forschung ein-

zudringen, für die Sie sich selbst mehr und mehr interessierten; bald erreichten Sie sehr bemerkenswerte Phänomene, und Sie waren begeistert von der Idee, solche greifbare Beweise von der glorreichen Wahrheit der Unsterblichkeit zu haben. Was für ein Trost für die arme, im Dunkel befangene Menschheit! Welch ein neues Feld für die Wissenschaft! Ein Missionseifer erfaßte Sie, und Sie waren zu jedem Opfer bereit für den Triumph der Wahrheit des Geisterverkehrs.

Vor langer Zeit, als ich zum ersten Male mit dem Spiritualismus bekannt wurde, dachte ich oft, daß, wenn ich ein kräftiges Medium wäre, ich mein ganzes Leben, alle meine Kräfte und Mittel freudig hingeben würde, um allen und jedermann die Tatsache zu beweisen, daß es eine Geisterwelt gibt und daß der Verkehr mit ihr möglich ist. Glücklicherweise bin ich kein Medium, aber Sie sind es, und Sie waren beseelt von denselben Grundsätzen, die, wie ich dachte, mich geleitet haben würden, wäre ich mit der Gabe, die Sie besitzen, begnadet gewesen. An Ihrem Leben ersehe ich, welches die Resultate dann in dem meinigen gewesen sein würden. Ihre Laufbahn ist ein Beweis dafür, daß die mit den besten Absichten und der vollsten Aufrichtigkeit erreichten Ergebnisse nicht im Verhältnis zu stehen scheinen mit den Opfern, die wir gebracht, oder mit den Hoffnungen, die wir gehegt haben. Ich kann mich daher mit dem Gedanken zufriedengeben, daß mein Schicksal kein besseres gewesen sein würde, als das Ihrige. Und warum das? Aus Unkenntnis der Phänomene, ihrer Gesetze und Bedingungen; weil keine neue Wahrheit dem Menschengenosse aufgezwungen werden kann; weil die großen Pioniere der Sache verurteilt sind, allein zu handeln, ohne Hilfe und Rat von anderen zu erfahren, die, um die Wahrheit zu sagen, noch eben so unwissend sind, wie sie selbst. Die Wahrheit ist nur tastend zu finden.

Sie fanden sich in demselben Augenblicke bitter enttäuscht, als Sie, von dem „Missionar“ getrieben, versuchten, dem ersten, der da kam, jedem Fremden einen tatsächlichen Beweis (siehe Seite 140) spiritueller Manifestation zu geben. Da-

mals war es, als Sie eine Entdeckung machten, „die sehr dazu angetan schien, alle Ihre Pläne, die Welt zu erneuern, umzuwerfen“; Sie beobachteten, daß die Manifestationen, die so leicht in ihrem Privatkreis erreicht wurden, vor Fremden nicht stattfanden, insofern sie sehr viel von dem geistigen Niveau abhingen, auf dem sie dargestellt wurden.

Aber Ihr bitterstes Erwachen begann, als Sie unvermeidlich auf den gefährlichen Pfad der Materialisation gezogen wurden, wo dann alles ein Geheimnis war. Diesen Experimenten widmeten Sie sich mit einer Hingabe, die Ihrer würdig war. Im Innern des Kabinetts sitzend, aber ohne „entranced“ zu sein, bei vollständigem Bewußtsein bleibend — was hatten Sie zu fürchten? Es war gut, daß Yolande, die Sie selbst so oft gesehen und berührt hatten, außerhalb des Kabinetts erschien. Was konnte überzeugender und beruhigender für Sie sein? Und siehe da, ein unerwarteter Zwischenfall stürzte Sie vom Himmel zur Erde!

Sie hatten die Überzeugung, auf Ihrem Platze, im Besitze aller Ihrer Sinne zu bleiben, und nichtsdestoweniger war Ihr Körper der Willkür eines fremden Einflusses preisgegeben.

Sie fielen den Geheimnissen der Suggestion zum Opfer. Diese Geheimnisse wurden damals beinahe vollständig unbeachtet gelassen und in dem gegenwärtigen Falle durch die Frage verwickelt: „Von wem ging die Suggestion aus?“

Der äußere Schein war ganz gegen Sie. Sie allein konnten wissen, daß Ihr Wille nichts damit zu tun hatte, und Sie wurden von dem Geheimnisse fast erdrückt. Es war ganz natürlich, daß Sie viele Jahre lang nicht einmal den Namen Spiritualismus hören konnten.

Zehn Jahre vergingen. Ich dachte, Sie wären der Sache für immer verloren. Aber die Zeit hat eine große Heilkraft, und einige gute Freunde bewogen Sie, die Sitzungen wieder aufzunehmen. Eine Reihe neuer Experimente im Photographieren der materialisierten Gestalten wurde veranstaltet. Glänzende Resultate — und ein neues bitteres Erwachen.

Wieder wurden Sie beschuldigt, während Sie wußten, daß Sie nichts anderes getan hatten, als zum Vortheile anderer Sitzungen zu halten.

Es war eine Wiederholung desselben Geheimnisses, das Sie infolge derselben Unkenntnis unfähig waren zu lösen.

An diesem Zeitpunkte geschah es, daß ich nach Gothenburg kam, um die Experimente im Photographieren wieder vorzunehmen. Niemals hatten Sie sich irgendwelchen „tests“ unterworfen, die mit den professionellen Medien vorgenommen werden. Sie erlaubten mir jedoch, Sie wie eine Betrügerin zu behandeln, und waren bereit, sich all den Prüfungsbedingungen zu unterwerfen, deren Anwendung ich für nötig erachten könnte. Niemals der geringste Einwand! Ich kann bezeugen, daß Sie ganz ebenso sehr interessiert waren, die Wahrheit herauszufinden, wie ich selbst.

Nach einer langen Reihe von Experimenten und nach vieler Mühe gelangten wir zu zwei Schlüssen. Der erste war, daß, ungeachtet Ihres vollen Bewußtseins im Kabinette passiv zu verbleiben, Ihr Körper oder eine Ihrem Körper ähnliche Gestalt von einer geheimnisvollen Kraft außerhalb des Kabinetts benutzt werden konnte. Selbst Ihr Geistesfreund „Walter“ kündigte durch Ihre eigene Hand an, es könnte sich ereignen, daß von Ihnen nichts Sichtbares innerhalb des Kabinetts zurückbliebe. Dies war für Sie eine verzweifelungsvolle Offenbarung.

Noch ein anderer wichtiger Punkt wurde erreicht. — Die Zweifel und Verdächtigungen der im Kreis Sitzenden waren zu entschuldigen, da sie mehr Begründung zu haben schienen, als Sie es jemals für möglich gehalten hatten.

Alles dies war höchst niederdrückend.

Daher Ihr Entschluß: „Wenn ich irgendwelchen Anteil in der Darstellung der Geistergestalten hatte, so verlangte ich es zu wissen“ (siehe Seite 255), und Sie beschloßen, nicht wieder hinter dem Vorhange sitzen zu wollen.

Unter diesen neuen Bedingungen erhielten Sie die ausgezeichnetsten Resultate, und dann fand ein merkwürdiger

Fall statt, den Sie in Kapitel XXIV: „Werde ich Anna sein oder Anna ich?“ beschreiben. Ich fürchtete, Sie würden unterlassen, diese Erfahrung zu erwähnen, aber ich bin erfreut, daß Sie die Einzelheiten derselben wiedergegeben haben. Der Fall ist ein wertvoller. Sie hatten da eine greifbare Verdoppelung des menschlichen Organismus. Dieses Phänomen liegt aller Materialisation zugrunde und ist die Quelle vieler sogenannter Entlarvungen gewesen.

Aber für Sie, Welch eine neue Bestürzung!

Ich selbst erinnere mich sehr wohl der Zeit, als Sie unter den schwersten Zweifeln sich mühten und mir schrieben: „Ist mein ganzes Leben ein Irrtum? Bin ich irreführt worden? Wurde ich getäuscht und täuschte ich andere? Wie kann ich alsdann das Unrecht, das ich getan habe, ungeschehen machen?“

Aus den Tiefen jener Welt, die Ihnen von Ihrer Geburt an so nahe war und für die Sie so eifrig und uneigennützig gearbeitet haben, kam das Licht, um das Sie so ernstlich gebetet hatten. — Sie erhielten eine Antwort auf die Zweifel, die Sie niederdrückten. Ich bin erfreut, Sie wieder am Pfluge zu sehen.

In Ihren erst vor kurzem ausgeführten Experimenten im Photographieren gelang es Ihnen, eine neue Phase ihrer Mediumschaft zu entwickeln, die ich immer als Ihnen zugehörend angenommen habe, aber die zur Zeit meines Besuches in Gothenburg zu keinem weiteren Resultate führte, als zu dem in Kapitel XXVII auf S. 281 berichteten Falle. Die neuesten Ergebnisse, die Sie erhielten, vervollständigen Ihre früheren Experimente in Materialisation und stimmen überein mit der wunderschönen Vision, die Ihnen das Geheimnis erklärte. Wir können einen Geist nicht sehen, aber wir wünschen ihn zu sehen. Wir können uns einen Geist nicht anders als in einer menschlichen Gestalt vorstellen, und so bilden „sie“ zu diesem Zwecke, was sie können. Solches waren die Gestalten und menschlichen Köpfe, die Sie in der Dunkelheit gesehen und gezeichnet haben. Siehe Seite 115.

Solches waren ganz kürzlich die unsichtbaren menschlichen Gestalten, die Sie bei Tages- oder Magnesiumlicht photographiert haben. Ich bin geneigt anzunehmen, daß, wenn Sie im Dunkeln geessen hätten, Sie diese Gestalten ebenfalls gesehen haben würden. Solches waren schließlich auch die materialisierten sichtbaren Gestalten, die in Gothenburg photographiert wurden und von denen Sie ein Bild unter dem Namen Leila geben auf Seite 226 und 227. Alle diese Darstellungen sind nur Versuche, uns etwas Greifbares für unsere Sinne zu geben, Versuche, die lediglich beweisen, daß hinter diesen Gestalten geistige Faktoren in Tätigkeit sind. Daß diese Gestalten nicht für Ebenbilder von Geistern zu nehmen seien, wurde uns von ihnen von Anfang an gesagt.

Ich betrachte folgende drei Erscheinungsarten menschlicher Gestalten: 1. die transzendente die für alle unsichtbare Erscheinung, 2. die halbtranszendente, die dem Medium allein sichtbare Erscheinung und 3. die materielle, die für alle sichtbare Erscheinung — als die drei Typen des Grundphänomens der Materialisation. Ausnahmsweise finden wir sie hier in der Erfahrung ein und desselben Mediums — in der Ihrigen — vereinigt; Grund genug, diese drei Typen als miteinander verwandt anzusehen. Die echte und vollkommene Materialisation einer menschlichen Gestalt ist ein Phänomen von großer Seltenheit — ein Phänomen, das in Ihren Séancen wiederholt vorgekommen ist! Wenn Sie, liebe Freundin, auf diesen Bahnen fortfahren und Herrin der Bedingungen werden, kann man nicht voraussagen, wohin Sie gelangen werden, oder welche guten Resultate noch erreicht werden können.

Dies waren meine Eindrücke als ich Ihr Buch las. Es ist einzig in seiner Art. Es enthält nicht die Bekenntnisse eines widerrufenden oder sich verteidigenden Mediums, sondern die offene und traurige Geschichte von den Enttäuschungen einer wahrheitsliebenden und wahrheitsuchenden Seele, die der Willkür unbekannter, aber vielversprechender Kräfte preisgegeben war.

Indem ich diese Welt „der Schatten“ verlasse, rufe ich Ihnen zu: Fahren Sie fort! Fahren Sie fort in ihren Bestrebungen! „Fais ce que tu dois, advienne que pourra“ („Tue, was du sollst, komme, was da wolle!“) Dies ist ein guter Sinnspruch für Sie. Ich werde Ihre nächsten Erfolge nicht sehen, aber Ihre Mission ist, dessen bin ich sicher, noch weit davon entfernt, vollendet zu sein. Eines Tages werden Sie Ihren Crookes finden, der die zarte Natur Ihrer Mediumschaft verstehen und wissen wird, wie Ihre mannigfaltigen psychischen Gaben zum Nutzen der Wissenschaft und der Menschheit zu pflegen und weiter zu entwickeln sind.

Ihr treu ergebener

A. Ukfatof.

Kepioska, Rußland, 5./17. September 1897.

Kapitel I.

Das alte Haus und seine Bewohner.

„In allen Häusern, wo einst Menschen lebten
Und starben, spukt es. Durch die offene Thür'
Stets harmlos hin sie als Gespenster schwebten,
Von ihren Schritten nichts vernahmen wir.“

Am Torweg', auf der Treppe wir sie finden,
Und in den Gängen kommen sie und geh'n;
Ein leiser Lufthauch, der kaum zu empfinden,
Ein Ahnen, daß wir sie sich regen seh'n.“

Longfellow.

Wenn man sich entschlossen hat, eine Geschichte zu erzählen, so ist es wohl das richtigste, von vorn anzufangen. Ich habe deswegen versucht, mich auf eine passende Zeit oder auf eine Begebenheit aus meinem Leben zu besinnen, von der ich ausgehen könnte, habe aber den Versuch wieder aufgegeben, weil ich mich an kein Ereignis erinnern kann, zu dem nicht wiederum ein Vorgang hinsührt, der dann ebenfalls erzählt werden müßte. Daher muß ich wohl bis zu der Zeit zurückkehren, wo ich selbst anfang zu sein.

Dies war kurz vor dem Krimkriege, denn meine frühesten Erinnerungen sind mit der Heimkehr meines Vaters verbunden und mit der Freude, als der Friede verkündet wurde. Ich konnte nicht verstehen, was dies alles bedeutete; aber da es meinen Vater nach Hause brachte, war es ein genügender Grund für mich zu frohlocken.

Die Erlebnisse, die ich zu erzählen habe, sind wunderbar und unbegreiflich, wenn man sie von dem gewöhnlichen Stand-

punkte des alltäglichen Lebens aus ansieht. Manchmal habe ich versucht, mich in die Lage anderer hinein zu versetzen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihrem Verstande zu urteilen, und ich bin ausnahmslos zu dem Schlusse gekommen, daß sie wegen ihrer Zweifel an der Wirklichkeit dieser merkwürdigen Vorgänge nicht zu tadeln waren. Was mich betrifft, so sind diese Dinge mit mir aufgewachsen und von Anfang an mir vertraut gewesen; denn ich kann mich keiner Zeit erinnern, wo dieselben mir nicht vertraut und natürlich gewesen wären, so daß mir als einzig Merkwürdiges die Tatsache erschien, daß andere Leute nicht dieselben Anschauungen haben sollten.

Ich habe als Kind nie begreifen können, daß meine Gespielinnen meine Ansichten von dem, was um uns her vor- ging, nicht teilen wollten. Dies erbitterte mich oft über die Mäßen, und meine häufigen Bornesaussbrüche wegen ihres Unglaubens erwarben mir den Ruf, eine „kleine Wildkake“ und entschieden „sonderbar“ zu sein.

Meiner Ansicht nach waren es aber immer die anderen Leute, die mir „sonderbar“ schienen, und ich empfand es als eine große Prüfung, die Ausrufe des Erstaunens und Unglaubens anhören zu müssen, die häufig meine Erzählungen von irgend etwas hervorriefen, was mir doch nur wie ein unbedeutendes Ereignis des alltäglichen Lebens vorkam.

Als ich jedoch älter wurde, fing ich an zu verstehen, daß nicht alle Menschen gleich begabt waren, und ich war großmütig genug, in meinem Innern die anderen zu entschuldigen in der Voraussetzung, daß ihr Verständnis leider einen beklagenswerten Mangel aufwies, der sie verhinderte, alles das zu sehen, zu hören und zu verstehen, was mir doch so klar und deutlich war. Obwohl ich noch ein Kind war, nahm ich es dennoch als selbstverständlich auf mich, für sie Auge und Ohr zu sein, ähnlich wie es der Führer eines blinden Mannes tun würde, bis ich so vielen Zurückweisungen begegnete, daß ich mein Vorhaben, die Leute zu belehren und aufzuklären, aufgab, obgleich ich die Unfähigkeit der un- wissenden Menschen bedauerte, die halb blind und halb taub

dennoch fortführen, meine freundlichen Hilfeleistungen abzu- lehnen.

Während meiner frühesten Kindheit lebten wir in einem alten, großen, düstern Hause in dem fernen Ostende Londons, in einem Hause, das einstmals ein imposantes Gebäude ge- wesen war. Das alte Haus hatte gewiß schon Jahrhunderte gesehen; nun begann es schnell in Schutt und Trümmer zu zerfallen. Man sagte, daß es Oliver Cromwell entweder erbaut oder doch bewohnt habe. Ich kann nicht bestimmen, welche von beiden Ansichten die richtige war; jedenfalls unterschied es sich wesentlich von modernen Wohnungen. Groß, schwerfällig und düster war es; doch es wurde von einer Art Hoheit und Würde umgeben, die es unter allen anderen Gebäuden, die zu seinen Seiten wie Pilze empor- schossen, besonders wirksam hervortreten ließen.

Das Haus war verurteilt, niedergerissen zu werden; aber der Abbruch wurde von Jahr zu Jahr aufgeschoben, und unterdessen lebten wir darin. Dieses altertümliche Gebäude umgab ein Hof, in dem einige Bäume um ihr Dasein kämpften. Er war mit schwarzen und weißen Marmor- vierecken gepflastert, so daß er an ein Schachbrett erinnerte. Zu dem Hause empor führten mehrere Marmorstufen, die einst schön gewesen, doch jetzt verblichen, ausgetreten und stellenweise zerbrochen waren. Die schwere, eichene, geschnitzte und eisenbeschlagene Tür am Ende der Treppe wurde auf jeder Seite von zwei großen Greifen bewacht, die die Schrecken meiner Kindesseele bildeten. Irgend jemand hatte diese Ungeheuer grün bemalt und ihnen rote Augen und Zungen gegeben.

Diese eisenbeschlagene Tür gab Einlaß in eine düstere, eichengetäfelte Halle, aus der man in mehrere unbenutzte, leere Wohnräume gelangte. Eine breite Treppe führte zu dem oberen Stockwerke des Hauses. Die meisten Zimmer hatten Eichenholzverkleidung und waren dunkel, die schmalen Fenster ließen niemals genügend Licht herein, um den Ge- mächern ein freundliches Aussehen zu geben. Die Zimmer auf der Rückseite des Hauses, von denen man eine große

grasbewachsene Fläche überschauen konnte, die vormalig ein Garten gewesen war, boten einen lieblicheren Anblick. Das kam daher, daß die ursprünglich kleinen, umrahmten Bogen-scheiben entfernt und große französische Fenster, die bis auf die Erde reichten, an ihre Stelle eingesetzt worden waren. In diesen letzteren Zimmern wohnten wir. Der übrige Teil des Hauses war unbenutzt, und die Zimmer blieben verschlossen, ausgenommen die Küchen und das Untergeschoß, in dem ein altes Ehepaar wohnte, das das Amt der Hausmannsleute zu verwalten hatte. Wie es kam, daß wir dort lebten, weiß ich nicht, wahrscheinlich weil das Grundstück bequem für meinen Vater gelegen und vielleicht auch deshalb, weil es trotz seines düsteren, altertümlichen Aussehens und seines Rufes, daß es dort spuke, doch ein viel ansehnlicheres und hervorragenderes Wohngebäude war, als die Umgebung sonst aufzuweisen hatte. Von den Geistern, die in den vielen leeren Zimmern ihr Wesen trieben, wurden die erschauerlichsten Geschichten erzählt, und meine kindliche Einbildungskraft wurde auf das höchste gespannt, wenn ich mir das Treiben dieser fremden Besucher ausmalte. Ich wußte nicht, was man sich unter Geistern vorzustellen habe; aber ich bildete mir ein, sie seien von derselben Art wie die Greifen an der großen Eichentür auf der Höhe der Treppe, und ich fürchtete mich deshalb sehr vor ihnen.

Zu dieser Zeit liebte ich es sehr, von einem leeren Zimmer in das andere zu wandern und mit meinen Puppen in den breiten, niederen Fensterbänken zu sitzen, von denen ich dann mit einem Ausrufe des Schreckens und Staunens von unserem Dienstmädchen fortgeholt wurde, das meine Vorliebe für die verrufenen Zimmer „unheimlich“ und unnatürlich fand, indem es mir mit den Geistern und deren Rache drohte, wenn ich darauf bestehen würde, ferner in ihr Reich allein einzudringen.

Ich konnte niemals die Bemerkungen des Kinder Mädchens über die Einsamkeit der Zimmer verstehen, obgleich mich ihr Drohen mit den Geistern sehr erschreckte. Für mich waren die Zimmer niemals leer, noch einsam. Fremde gingen fortwährend

auf und ab, von einem Zimmer in das andere; manche beachteten mich nicht, manche nickten mir lächelnd zu, wenn ich ihnen die Puppen entgegenhielt. Ich wußte nicht, wer die Fremden waren, aber ich lernte sie bald an ihrem Aussehen erkennen und schaute eifrig nach ihnen aus. Ich nahm meine Spielsachen mit mir, um sie ihnen zu zeigen, und auch ein Bilderbuch, das ich höher schätzte als alles übrige meines Eigentums.

Seitdem habe ich mich manchmal gewundert, wie es kam, daß man ein kleines Kind so oft allein in dem großen Hause umherwandern ließ, mit keinem andern Gefährten als mit einer alten zerrissenen Puppe; aber da meine Mutter kränklich und auf eine lange Zeit an ihr Bett gefesselt war, so fand sich wahrscheinlich übergenug Beschäftigung für unser Dienstmädchen. Es gab auch keine anderen Kinder, die mir Gesellschaft leisten konnten; der kleine Bruder und die kleine Schwester lebten nach ihrer Geburt nur wenige Wochen, so daß meine frühesten Jahre sehr einsam waren, ich viel mir selbst überlassen blieb und tun konnte, was ich wollte, solange ich nicht meine Schürze schmutzig machte; denn dieses war ein fast unverzeihliches Vergehen.

War mein Vater, ein Seekapitän, zu Hause, so verwandelte sich für mich die Welt. Seine Gegenwart war für mich so beglückend, daß ich mich im Himmel wähnte. Mein Vater war das einzige Wesen, das ganz und gar mir gehörte und dessen Liebe ich sicher war. Er war der einzige, der mich ermutigte, von meinen Träumen und Phantasien zu sprechen, der einzige, der mich niemals schalt oder böse mit mir sprach; es war vollkommene Glückseligkeit für mich, auf seinen Knien zu sitzen und seinen Arm um mich geschlungen zu fühlen, oder in der geräumigen Kaminecke an seine Seite mich zu schmiegen und seine Hand zu halten, während ich auf die wunderbaren Geschichten lauschte, die er von den fremden Ländern, welche er besucht hatte, erzählte. Außergewöhnliche Geschichten waren es, und wie ich später erfuhr, bisweilen Eingebungen des Augenblicks, um meiner Liebe zum Außergewöhnlichen und Wunderbaren

zu genügen. Doch ich nahm sie hin als reines Evangelium, weil mein Vater sie erzählt hatte. Trotz alledem waren sie nicht wunderbarer als meine Träume, wengleich vielfach von anderer Art; es war nichts Besonderes für mich, die Geschichten von Meeremädchen zu vernehmen, die die zauberten Seeleute zu den Feenpalästen unter den Wogen verlockten, nichts Befremdendes, von der wunderbar schönen Musik zu hören, die nur wenige zu hören vermöchten. Alles dies glaubte ich verstehen zu können, und es schien mir so vieles, was mein kleines Gehirn quälte, zu erklären. Es schien dies ein Vermittlungsglied zwischen mir und anderen Wesen zu bilden. Trotzdem ich ein Kind war, etwas wie ein dunkles, kaltes Gefühl hatte ich davon empfunden, daß ich in mancher Hinsicht anders wie andere Leute sei. Ich hatte selbst gehört, daß man mich als „sonderbar“ bezeichnete, und obgleich ich in meinem eigenen Denken entschieden hatte, daß vielmehr die übrigen Leute sonderbar waren, verursachte mir dennoch das Bewußtsein, daß es ein Etwas gab, was mich von den anderen unterschied, eine nervöse, entsetzliche Angst, mißverstanden zu werden, und zuweilen ein leidenschaftliches Auflehnen gegen das ungreifbare Etwas, was diesen Unterschied ausmachte.

Aber diese zauberischen Sagen, die mir mein Vater erzählte, hatten den Erfolg, mich auszusöhnen, ja ich fühlte mich sogar in dem Bewußtsein freudig erhoben, daß ich diese geheimnisvollen Laute und Klänge, denen gegenüber Alltagsmenschen taub und blind waren, so gut zu verstehen vermochte. Es ging mir wie seinen Helden und Heldinnen; ich konnte Gesichter und Gestalten sehen, wo andere nur Nebel sahen. Ich konnte Musik und Gesang hören, wo andere nur das Stöhnen des Windes vernahmen. So glaubte ich denn alles, was mein Vater mir von den Nymphen, von der Lorelei, den Nixen, dem Zauber der Meeremädchen, von den Bezauberungen, den Zauberformeln und ähnlichem erzählte. Und der Gedanke, daß es auch andere Leute gab, die mit diesen Dingen vertraut waren, war der

größte Trost für mich, ja er ließ mich gewissermaßen das rechte Urteil über mich selbst und über die „Sonderbarkeiten“ derer finden, die nicht dieselben Dinge sehen und hören konnten wie ich. Als ich älter wurde und mit meinen Studien beschäftigt war, hatte ich weniger Zeit zum Träumen, weniger Zeit mit meinen „Schattenfreunden“, wie ich sie nannte, zu verbringen. Doch sobald ich von der Einformigkeit des Schulzimmers befreit war, nahm ich meinen Weg freudig wieder zu den spukenden Zimmern. Meine Träume kamen zurück, und die Einbildung hatte freien Spielraum in dem Bevölkern der altmodischen Räume und Gänge. Ich gebrauche hier die Worte „Träume“ und „Einbildungen“, weil andere Leute sie gebrauchten und ich keine anderen Worte dafür wußte, aber es sind nicht die richtigen, da „Träume“ und „Einbildungen“ immer etwas Eingebildetes und Unwirkliches bezeichnen; aber diese, meine besonderen „Träume“ und „Einbildungen“ waren sehr wahr, viel wahrer als jeder andere Teil meines täglichen Lebens.

Für mich waren diese Zimmer niemals dunkel noch leer. Zuweilen sah ich im Eintreten enttäuscht umher, weil ich keiner bekannten Gestalt begegnete; dann wieder wurde ich erschreckt, indem ich sie plötzlich mit Fremden bevölkert fand. Manchmal waren diese schattenhaften Gestalten so greifbar, so lebensähnlich, daß ich sie mit wirklichen menschlichen Besuchern verwechselte.

Fast nie ging ich in ein Zimmer, ohne mich nach irgendeinem schattenhaften Bewohner umzusehen, und selten sah ich mich vergeblich um. Manche sahen mich in einer freundlichen, lebenswürdigen Art an, und an diese gewöhnte ich mich vollständig, andere nahmen keine Notiz von mir, gingen auf der Treppe oder in den Gängen an mir vorüber, als ob sie mich gar nicht sähen. Das ärgerte mich manchmal und es empörte mich, daß mein begrüßendes Lächeln unbemerkt blieb.

Zu meinen Schattenfreunden gehörte eine ältere Dame, die immer in Schwarz gekleidet war, in irgendeinen weichen, seidnen Stoff, der an Atlas erinnerte, aber doch nicht Atlas war. Die weichen Spitzenrüschen ihrer enganschließenden Haube

umschlossen ein liebes, altes Gesicht mit glattgeseiteltem, grauem Haar. Die Haube war von sonderbarer, hoher Form. Von der Rückseite des Kopfschmuckes zog sich ein breites, schwarzes Band, das unter dem Kinne gebunden war. Um ihre Schultern trug sie ein auf der Brust geknüpftes Spizentuch. Diese Schattendame schien meistens ein besonderes Zimmer zu bewohnen, obgleich ich sie oftmals auch in anderen Räumen sah.

Dieses Zimmer war ziemlich lang und schmal, niedrig und dunkel; denn das kleine Fenster hatte nur bleigefasste Buzenscheiben (Diamantfenster).

Als unsere Familie sich vergrößerte, wurde dieses Zimmer öfter benutzt und infolgedessen das alte, vergitterte Fenster durch ein großes, französisches ersetzt, das bis auf die Erde reichte. Der altmodische Kamin wurde auch entfernt, und ein moderner Regulierofen nahm seine Stelle ein. Aber zu meinem großen Entzücken blieb die breite, tiefe Nische auf jeder Seite des Kaminplatzes erhalten, denn nächst den Fensternischen hinter den Vorhängen war die Kaminecke mein Lieblingsplatz, wo ich ruhig sitzen und mich bei dem Kaminlichte in mein Buch vertiefen konnte, ungestört und unbemerkt.

Noch diesen Veränderungen wurde das Zimmer neu möbliert und in ein gemütliches Wohnzimmer verwandelt, und da es an das Schlafgemach meiner Mutter stieß, wurde es von ihr als ihr besonderes Heiligtum benutzt, wo sie sich mit der Familiennäharbeit beschäftigte.

Oftmals fragte ich mich, wie meine Schattendame dieses Eindringen aufnehmen würde, denn ich vermerkte alle Freiheiten, die in die Rechte meiner Schattenfreunde eingriffen, übel. Es schien mir immer, als ob sie die rechtmäßigen Bewohner der unbenutzten Zimmer wären.

Obwohl ich häufig von diesen schattenhaften Bewohnern unseres Heims sprach, war es mir am liebsten, wenn ich stillsitzend sie beobachten konnte. Der Gedanke, daß ich mit anderen ihre Bekanntschaft und Freundschaft teilen müßte, machte mich eifersüchtig, und ich fühlte mich durch die Tatsache erhoben, daß ich allein bevorzugt sei, sie zu kennen.

Kapitel II.

Meine Leiden beginnen.

Über diese schweigsamen Gestalten hatte ich viele Phantasien, und gar manche Geschichte bildete ich mir von ihnen ein. Oftmals fragte ich mich unruhig, was dies alles bedeutete und warum andere sie nicht sehen konnten. Aber da man mich meiner Träumereien wegen bestraft hatte — ich sprach manchmal von dem, was ich sah — wurde ich sehr vorsichtig, von ihnen irgend jemandem zu erzählen.

Ich liebte es nicht, wenn man über mich lachte und noch weniger, wenn man mich beschuldigte, nicht die Wahrheit gesagt zu haben.

Zu der Zeit der Erneuerung des erwähnten Zimmers erzählte mir ein Kindermädchen eine Reihe von Geistergeschichten in einer Weise, die mich so furchtsam machte, daß ich nicht wagte, in ein dunkles Zimmer allein zu gehen, und selbst wenn es bei Tageslicht oder Mondenschein war, war ich in schrecklicher Angst, daß irgendein unruhiger Geist sichtbar werden könnte.

Nachdem ich Nacht für Nacht mit atemlosem Interesse diese haarsträubenden Geschichten angehört hatte, lag ich, mit meinem Kopfe in den Betten vergraben, in einer wahren Todesangst, daß etwa ein Besucher von dem Kirchhofe seine Gegenwart bemerkbar machen möchte. Doch merkwürdigerweise brachte ich in meinen Gedanken meine Schattenfreunde niemals in Verbindung mit den gefürchteten Geistern. Diese flößten mir niemals Furcht ein, ich konnte ihnen zu jeder Tages- oder Nachtzeit begegnen, ihre freundlichen Blicke im

Vorübergehen erwidern oder ihnen erstaunt nachblicken, wenn sie mich nicht bemerkten, ja ich fürchtete mich sogar nicht vor den Geistern, wenn ich wußte, daß diese Freunde mir nahe waren. Ich fühlte eine Art Schutz und Sicherheit in ihrer Gegenwart und hatte niemals etwas dagegen, allein im Bette ohne Licht gelassen zu werden, wenn ich das Bewußtsein hatte, daß ein oder mehrere meiner Schattenfreunde in dem Zimmer waren.

In späteren Jahren habe ich vielmals gedacht, wie merkwürdig es war, daß diese scheinbar unnatürliche Art des Daseins nicht mehr Bewunderung und Bemerkungen hervorrief, aber, wie ich schon sagte, meiner Mutter Gesundheit war nicht befriedigend, und sie war eifrig in den Sorgen befangen, die ihr die schnell aufeinanderfolgende Geburt von meinen kleineren Geschwistern verursachte. Unterdessen war ich sehr viel mir selbst überlassen, und obgleich ich nun schon ein großes, herangewachsenes Mädchen war, wurde ich doch selten zu irgendwelchen Pflichten herangezogen, außer zu meinen täglichen Stunden und vielleicht zuweilen dazu, etwas von der Näharbeit für die Familie zu übernehmen. Dies letztere liebte ich nicht sehr, und ich hatte, wie mir scheint, keinerlei Arbeit gern außer der des Zeichnens; doch für dieses fand ich selten Gelegenheit, da meine Mutter es als eine Zeitverschwendung betrachtete; ich hatte immer eine Handarbeit angefangen, doch dabei blieb es gewöhnlich, bis jemand ungeduldig ob der langen Dauer sie für mich fertigte, währenddessen man mich meiner Nachlässigkeit wegen schalt. Ich ertrug die Scheltworte mit vollkommenem Gleichmut, solange mir Muße blieb, meiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen, nämlich träumerisch meine Schattenfreunde zu beobachten und über ihre Geschichte nachzudenken.

Eines Tages endlich wurde meine Mutter ärgerlich über meine Säumigkeit und sie befahl mir, ich solle mich in ihr Zimmer setzen und einen Saum nähen, der mir endlos vorfam. Nähmaschinenarbeit wurde von meiner Mutter verachtet, und sie hatte wiederholt erklärt, sie wollte so ein greu-

liches Ding nicht in ihrem Hause haben. So endete die für den Haushalt notwendige Arbeit nie, und wie ich dachte, bildete sie ein Hindernis für jede vernünftige Beschäftigung. Nicht so schien es meiner Mutter, die in ihr zugleich Erholung und ein Vergnügen fand.

Ich nahm meinen Sitz neben dem niedrigen Arbeitstische ein, an dem meine Mutter saß, und fing meine Näharbeit an. Das Zimmer hatte jetzt nach den vorgenommenen Veränderungen ein ganz anderes Aussehen, und ich fragte mich, was meine Schattendame davon denken würde.

Als ich nach der Stelle blickte, an der ich sie zu sehen gewohnt war, war ich zugleich erstaunt und entzückt, die liebe, vertraute Gestalt in der Ecke am Kamin zu sehen. Sie hielt etwas in ihren Händen, und ihre Finger bewegten sich schnell; dann sah ich, daß sie strickte.

Es war sehr lange her, daß ich jemanden stricken gesehen hatte, so daß mein Interesse sogleich erregt wurde, und ich beobachtete neugierig das Blinken der Nadeln, dabei die Gegenwart meiner Mutter, sowie die Arbeit auf meinem Schoße ganz vergessend. „Wohin siehst du?“ fragte mich meine Mutter scharf. „Kannst du nicht in deiner Arbeit fortfahren?“

„Denke nur, Mama, die alte Dame strickt Strümpfe!“

„Welche alte Dame?“ sagte meine Mutter, und dann fand ich, daß ich einen Fehler begangen hatte; denn ich sah das wohlbekannte Schließen der Lippen und die Falten auf der Stirne, als sie fortfuhr: „Fängst du wieder an mit dieser Geschichte? Hast du noch nicht gelernt, so alt du schon bist, daß solche Phantasien wie diese ganz verächtlich und gottlos sind?“

Habe ich dir nicht schon wiederholt gesagt, daß ich dies nicht haben will? Du bist ein Mädchen, alt genug, deine Brüder zu lehren und ihnen ein gutes Beispiel zu geben, und anstatt dieses zu tun, machst du mir mehr Sorgen wie die anderen alle zusammen. Du machst beständig irgendwelchen knabenhaften Streich oder verträumst sonst die Zeit

und vernachlässigt alles übrige; du blickst in das Leere und erfindest Geschichten, um die Leute zu erschrecken. Ich dachte, mit zunehmendem Alter würdest du dies törichte Beginnen aufgeben.

Ich bin das vollständig überdrüssig, mich mit dir abzumühen; denn ich weiß nicht, was getan werden kann, um dich zum Einsehen deines abscheulichen und gottlosen Betragens zu bringen."

Ich hörte diese lange Ermahnung mit einem sehr traurigen, klopfenden Herzen an, aber zur selben Zeit warf ich einen verstohlenen Blick nach meiner Schattendame, mich fragend, ob sie vielleicht ein wenig mich bedauern würde.

Ich bedauerte mich selbst sehr und fühlte mich sehr verletzt. Ich vermutete, daß irgend was nicht richtig in mir sein müsse, was mich sehr bekümmerte. Mir war so oft gesagt worden, daß ich träume und daß ich mich schämen solle, Sachen zu erzählen, die nicht wahr seien; aber ich fühlte Bedauern mit denen, die solche Bemerkungen machten, weil ihnen das Verständnis dafür mangelte. Trotzdem wollte ich nicht gern in den Verdacht kommen, unwahr zu sein, ich wollte gern gut sein. Ich versuchte mein Bestes zu tun und betete bis zur Erschöpfung um Hilfe, um wahrhaft gut zu werden und die Leute nicht so sehr zu ärgern — meine Mutter insbesondere.

Oftmals hatte ich an meinem Bette gekniet und gebetet, bis mich der Schlaf übermannte, daß meine Träume mich verlassen möchten oder daß ich nicht in Versuchung käme, von ihnen zu sprechen, aber ach, meine Anstrengungen halfen mir niemals viel. Manchmal, besonders wenn mein Vater zu Hause war oder wir Gäste bei uns hatten, waren meine Schattenfreunde unsichtbar, und ich vergaß sie für eine Weile; denn es gab zu solchen Zeiten so vieles andere zu denken.

Mein Vater liebte es, mich bei sich zu haben, und ich freute mich des Zusammenseins mit ihm. Ich hatte keine Altersgefährten; denn mir war der Verkehr mit den Mädchen, die dieselbe Schule besuchten, verboten worden. Ich hatte

niemals Spielgefährten gehabt, außer wenn mein Vater zu Hause war; dann schien es mir, als ob der knabenhafte Mutwille in meiner Natur hervorbräche und ich wurde wild und aufgeregter über dem Spielen und Scherzen, zu dem mich mein Vater ermutigte.

Sobald er wieder fort war und das Haus seine gewohnte, ruhige Einförmigkeit des alltäglichen Lebens wieder angenommen hatte, kamen meine Träume wieder, meine Schattenfreunde kehrten an ihren gewohnten Platz zurück, und ich hieß sie freudig willkommen. Sie waren etwas, das mir gehörte, und mir allein, und ich war im geheimen stolz, eine eigene Welt zu haben, zu der niemand anders Einlaß hatte.

Manchmal drängte es mich in meiner Freude und in meinem Gefühl des Erstaunens dazu, mit jemandem über diese merkwürdigen Leute zu sprechen, die niemand außer mir selbst zu sehen schien. Meine Vertrauten waren gewöhnlich eine alte Dienerin und meine Großmutter, die zuweilen auf einige Wochen zu uns kam. Beide hörten immer zu und machten ihre Bemerkungen.

Es schien mir, daß sie teilnehmend waren, wenigstens die Großmama war es, denn obgleich sie mir riet, nicht an diese sonderbaren Dinge zu denken, noch von ihnen zu sprechen und nicht den Leuten von meinen Schattenfreunden zu erzählen, erzählte sie selbst dennoch oft solche wunderbare Geschichten von Uebernatürlichem, daß ich vollständig furchtsam und nicht eher ruhig wurde, bis ich meine Schattenfreunde wieder um mich sah.

Ich dachte nie daran, daß an ihnen irgend etwas Uebernatürliches war, ich nahm ihre Gegenwart als etwas ganz Selbstverständliches an und war nur ängstlich in ihrer Abwesenheit. Ich wußte, daß niemand außer mir sie sah, hatte aber aufgegeben, diese Tatsache zu erklären, und ich konnte mir es nur dadurch begründen, daß manche Leute „sonderbar“ und „schwer von Begriffen“ waren. Während ich diesen Nachmittag schweigend den Vorstellungen und Klagen meiner Mutter zuhörte, mit meinen Augen über meine Aufgabe ge-

beugt, waren meine Gedanken damit beschäftigt, die Ursache und Größe meiner Gottlosigkeit zu überlegen; denn ich fühlte wirklich, daß ich viele der Vorwürfe, die auf mich gehäuft wurden, verdiente. Ich war nachlässig, das wußte ich.

Stunden ermüdeten mich, und ich konnte die Worte nicht verstehen, die ich auswendig lernte; ich konnte mich auf die Aufgaben, die ich am Abend gelesen hatte, am Morgen nicht besinnen, ich konnte meine Recheneempel nicht richtig lösen, und für diese Fehler wurde ich in der Schule zurückgehalten. Grammatik, Geographie und Geschichte waren so miteinander vermischt, daß ich kaum eins vom andern zu unterscheiden wußte. Man erklärte, daß meine Handschrift nicht des Ansehens wert sei, während bei dem Nähen, das die starke Seite meiner Mutter war, ich niemals eine Nadel in die Hand nahm, ohne in das Traumland zu wandern, und konnte zu dem Bewußtsein des Alltagslebens nur durch eine scharfe Erinnerung zurückgebracht werden.

Mit einem Seufzer dachte ich an alle diese Unvollkommenheiten und fühlte, daß mir in mancher Beziehung etwas mangelte. Ich fragte mich, warum ich nicht wie andere Mädchen sein konnte.

Ich konnte freilich auch tolle Streiche ausführen, klettern, ballspielen, reiten, laufen, springen und an den Spielen teilnehmen, die von meinem Vater und meinen jungen Vettern und Basen angegeben wurden, und vermochte mit ihnen in den meisten ihrer mutwilligen Streiche zu wetteifern. Ich schien zu diesen Zeiten ein anderes Wesen zu sein; mir selbst überlassen, verfiel ich in die alte träumerische Nachlässigkeit zurück, und in dem nun vielgeschäftigen Haushalte war das ein unverzeihlicher Fehler.

Ich fühlte alles dies und nahm mir vor, anders zu werden; ich wollte fleißig studieren, ich wollte nicht länger in meiner Klasse zurückgesetzt werden der schlechtgeschriebenen Aufsätze und der nachlässigen Arbeit wegen, ich wollte nähen, ich wollte mit den Kindern spielen, ich wollte zeigen, daß ich trotz alledem zu etwas nütze war.

Wie ich Entschluß auf Entschluß zur Besserung faßte, fühlte ich in mir schon den Anfang ganz gut zu werden in der Erwartung, einmal ein Muster von Gehorsam und Fleiß zu sein, das ich zu erreichen mir vorgenommen hatte.

Ich fragte mich, ob meine Schattendame alles dies hören und verstehen könnte und ob sie wüßte, wie sehr ich ausgescholten wurde.

Ich fragte mich, wer sie sei, ob sie jemals ein Mädchen von vierzehn Jahren gewesen und lange Säume zu säumen hatte, und ob sie, wenn sie diese nicht gut nähte, auch ausgescholten wurde. Aber sie strickte, — war es nicht so? Vielleicht hatte sie niemals zu nähen gehabt, sondern hatte gestrickt — gestrickt.

Ich blickte auf nach ihr, ja, da strickte sie. Ihre Finger bewegten sich schnell, ich konnte die Nadeln unter ihren rasch sich bewegenden Händen blitzen sehen, ich bewunderte ihre Geschicklichkeit; denn ihre Augen waren nicht auf ihre Arbeit, sondern auf mich gerichtet. Meine Mutter konnte nicht stricken, so hatte ich sie sagen hören; ich dachte, ich würde es gern lernen, es sah so freundlich und geschickt aus. Ich wollte die Großmama bitten, es mich zu lehren; ich wußte, daß diese stricken konnte; denn ich hatte es bei ihr gesehen; aber sie konnte es lange nicht so gut wie meine liebe Schattendame. Ich fragte mich, ob ich es von ihr lernen könne, aber nein — sie fing niemals etwas an, und ich mußte doch sehen, wie es angefangen wurde. Vielleicht wenn die Großmama die Maschen für mich aufnehmen würde, könnte ich es bewerkstelligen; denn dann konnte ich die Finger der Schattendame beobachten und versuchen, dasselbe zu tun, — wenn sie nur etwas langsamer stricken wollte.

Großmamas Finger konnten sich nicht so schnell bewegen, wenn sie sich auch noch so große Mühe gab. Ich glaubte nicht, daß ich schneller zählen konnte, als wie sie die Maschen abhob — eins, zwei, drei, vier, fünf, ja ich konnte gerade mit ihr Schritt halten. O wie schnell könnte man dann alle Strümpfe stricken, die für die Familie gebraucht wurden!



Meine Schattendame.

Meine Mutter würde dann nicht mehr sagen können, ich sei nicht fleißig.

Eine scharfe Stimme unterbrach meine Pläne.

„Warum nährst du nicht? Es ist ganz nutzlos für mich, an dir zu reden, du kannst wirklich die Geduld eines Heiligen auf die Probe stellen. Du achtest nicht auf das, was ich sage, aber tust dein möglichstes, mich zu quälen und böse zu machen. Wohin siehst du? Was ist dort in der Ecke?“

Meiner Mutter ärgerliche Stimme brachte mich zu dem Bewußtsein meines Unrechts zurück.

„Es ist bloß die alte Dame, sie strickt,“ erklärte ich und —

„Stille, du böses Mädchen, erwähne niemals solche Sachen wieder vor mir; über deine Lügen höre ich genug von anderen! Wie kannst du es wagen, sie vor mir zu wiederholen? Nimm deine Arbeit wieder auf!“

Ich hatte sie in meiner Bestürzung fallen gelassen, als ihre Stimme mich aus meinem Traume aufschreckte.

„Laß mich noch einmal sehen, daß du deine Augen von dem Saume, ehe er fertig ist, aufhebst, oder noch einmal nach jener Richtung blickst, so will ich dir gehörige Ohrfeigen geben und sehen, ob das nicht helfen wird, dein Gedächtnis zu schärfen!“

Sie war nun wirklich böse, und ich nahm meine Arbeit zitternd wieder auf und nähte schweigend weiter.

O Mutter Eva! Hättest du gewußt, was für ein Vermächtnis du deinen Töchtern hinterließeest, du hättest gewiß deine Hand von der verbotenen Frucht zurückgehalten! Was für ein unbefiegbares Verlangen haben wir geerbt, gerade das eine zu tun, was uns zu tun verboten wurde! Ich wollte meine Augen nicht von meiner Arbeit aufheben, ich wollte mich wirklich so verhalten, wie mir gesagt wurde, aber ach, die Versuchung, zu sehen, welche Fortschritte das Stricken machte, und ob die Dame es verstand, wie die Sachen zwischen mir und meiner Mutter lagen, war zu stark, und ich sah zu ihr hinüber; sah — und erlitt die angedrohte

Strafe; denn eine brennende Ohrfeige brachte mich zu dem Bewußtsein meines Ungehorsams. Ich wußte, ich hatte sie verdient, aber dies machte die Sache nicht besser, und ich weinte und schluchzte bitterlich, konnte auch meine Tränen nicht zurückhalten, als die Thür geöffnet wurde und der Doktor, der meine Mutter damals behandelte, in das Zimmer trat. Als er hereinkam, stürzte ich hinaus, setzte mich auf die Treppe und bedeckte mein Gesicht mit meinen Händen vor Kummer und Scham weinend.

Nach einer Weile wurde die Thür geöffnet, und ich wurde hereingerufen. Indem ich meine Tränen zurückdrängte, trat ich in das Zimmer. Meine Mutter saß noch in ihrem Lehnstuhle und sah beunruhigt und böse aus. Der Doktor ging im Zimmer auf und ab.

Als ich eingetreten war, setzte er sich und nahm mich bei der Hand, streichelte sie in freundlicher Weise und sagte liebevoll: „Es tut mir leid, dich weinen zu sehen, aber du weißt, daß deiner Mama nicht wohl ist, und du solltest versuchen, sie zu erfreuen, anstatt sie so zu ärgern. Erzähle mir alles! Was soll das bedeuten, daß du Dinge siehst, die andere Leute nicht sehen, alte Frauen, die stricken und ähnliches? Sage mir, was bedeutet dies alles?! Erzähle es mir!“ Er sah mich freundlich und teilnehmend an, streichelte meine Hände, wischte die Tränen von meinen Augen und veranlaßte mich zu sprechen.

So ermutigt, erzählte ich ihm meine „Einbildungen“ und „Träume“ — wie man sie nannte —, aber die keine Träume noch Einbildungen waren, sondern Wirklichkeiten. Ich erzählte ihm von meinen Schattenfreunden, die unsere täglichen Gäste waren, von der alten Dame, die so fleißig arbeitete und mich so freundlich ansah, von ihrem Stricken, ihrer Geschicklichkeit; von dem prächtig gekleideten Herrn mit dem langen gelockten Haare, den Federn auf seinem Hute, dem Degen an der Seite und den großen Sporen an seinen Absätzen; von dem Manne mit dem hohen Krage, der mit einer Krause umsäumt seinen Hals umschloß, so daß es aussah,

als ob sein Kopf auf einem Teller ruhte; von den Damen mit seidnen Kleidern und weißem Haare, von ihren Rüschen und Falbeln und ihren sonderbaren Manieren. — Ich erzählte ihm alles und vertraute ihm meinen Kummer, daß man mir nicht glaube, und wie schrecklich es sei, der Unwahrheit verdächtigt zu werden. „Aber es ist wahr,“ sagte ich, „jedes Wort! Sie sind da, und ich sehe sie, ich erzähle keine Unwahrheiten.“

„Ja,“ sagte der Doktor, „ich glaube dir. Ich glaube nicht, daß du Unwahrheiten sagen willst.“ O wie freudig schlug mein Herz bei diesen Worten dem Manne entgegen, der mir glaubte! „Ja, ich glaube, daß du diese Dinge siehst, die andere nicht sehen, ich weiß von Leuten, denen es ebenso ergangen ist, welche Männer, Frauen und Tiere sahen, die nicht wirklich vorhanden waren. Aber diese Leute waren irrsinnig. Sie bestanden darauf, daß sich Schatten um sie her bewegten, daß sie alte Männer und Frauen in den Ecken herumstehen sahen, sie fuhren fort, bald das eine, bald das andere zu sehen, bis sie gefährlich wurden und wir sie in ein Irrenhaus schicken mußten, wo man sie in Verwahrung nahm.“

Es war, als ob seine Worte mir das Blut in den Adern erkalten ließen, ich konnte ihn nur in entsetztem Schweigen anstarren. War dies also die Bedeutung von alledem, war dies das Geheimnis der schönen Traumwelt, in der ich so viele glückliche Stunden verlebt hatte? Waren meine Schattenfreunde nicht da? Waren sie nicht vorhanden? Hatten jene alle recht, die sagten, sie seien nicht da, und war ich im Unrecht?“

Ich sah sie — darin irrte ich mich nicht — aber wenn sie nicht vorhanden waren und ich etwas sah, was nicht existierte, so war es klar, daß etwas nicht richtig war. Ich hatte die Sache nie vorher von dieser Seite betrachtet, aber nun — schrecklicher Gedanke! — ich fing an, irrsinnig zu werden.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht erlitt ich bittere

leicht war nur an meinen Augen etwas fehlerhaft; denn mit einem gewissen Schmerze erinnerte ich mich, daß meine Hand, sobald ich sie willkürlich oder unwillkürlich nach meinen an mir vorübergehenden Schattenfreunden ausstreckte, um sie zu berühren, nicht mit ihnen in Berührung gekommen war, obgleich ich bemerkt hatte, daß sie vor meiner Berührung zurückwichen. Aus diesem Grunde hatte ich sie „Schattenleute“ genannt, aber bisher hatte ich nicht viel darüber nachgedacht. Indem ich es mir jetzt überlegte, fragte ich mich, ob es nicht meine Augen seien, die mich täuschten. Dieser Gedanke war viel angenehmer als der, daß ich wahnsinnig sei; aber die Angst verfolgte mich trotzdem Tag und Nacht. Ich erinnerte mich, daß eine Dienerin mir erzählt hatte, einer der Gebräuche im Irrenhause bestände darin, daß man die Fußsohlen der Kranken kitzle; so habe sie in einem Buche, „Valentine Vox“ benannt, gelesen und wisse, daß es wahr sei.

Ich konnte es nicht vertragen, daß meine Füße gekitzelt wurden, das wußte ich; aber vielleicht würde es mich nicht so zum Lachen zwingen, wenn man sehr lange damit anhielte. Ich fragte mich, ob wahnsinnige Leute sehr lange lebten und ich fürchtete, daß dies der Fall sei. Denn ich besann mich auf einen alten, alten Mann, der zuweilen in der Nachbarschaft umherging und Kleiderklammern verkaufte oder bettelte. Ich erinnerte mich, daß er eines Tages unser Dienstmädchen anhielt und es mit schrecklichen Fluchworten und Verwünschungen erschreckte. Er wäre wahnsinnig, sagte sie. Ich fragte mich, ob ich jemals ihm ähnlich sein und lernen würde, so zu fluchen oder so mit ungewaschenem Gesicht und ungekämmtem Haar umherzugehen. Viel besser, in einem Irrenhause eingeschlossen zu sein, als dieses. Alle die Schrecken der Irrenhäuser, von denen ich jemals gehört, zogen in Gedanken an mir vorüber, ehe ich in der Nacht nach der Unterredung mit dem Doktor einschlief, und ich beschloß, solange als möglich meinen wahren Zustand vor jedermann zu verbergen. Wenn ich wahnsinnig war, dann sollte es niemand wissen; vielleicht war es doch nur eine

heilbare Krankheit, denn nicht immer war ich also von ihr heimgesucht, zuweilen vergingen Monate, daß ich keinen Schatten sah und sie kamen nur zurück, wenn ich allein und nicht aufgelegt zur Arbeit oder zum Studium war; dann hieß ich sie freudig willkommen.

Nach dieser Zeit war alles verändert. Die Freude, die ich empfand, wenn ich die schattenhaften Gestalten an mir vorübergleiten sah oder sie mir auf der Treppe oder auf den Gängen begegneten, wich einem niederschlagenden Gefühle der Vereinsamung und Furcht. Ich hatte jetzt auch keine Ursache, mich zu freuen an dem Anblicke der vertrauten Gestalten; denn waren sie nicht so viele Beweise dafür, daß meine Krankheit mich nicht verließ?

Plötzlich kam mir ein anderer Gedanke; es war Satan, der meine Augen Dinge sehen ließ, die nicht existierten. Dies warf ein neues Licht auf den Gegenstand, und ich war beinahe froh darüber, denn alles andere war besser als wahnsinnig zu sein. Wenn es Satan war, dann konnte Gott mir helfen, und ich wußte, daß er es tun würde. Jetzt trieb mich schon der Anblick eines entfernten Schattens, ob wahr oder eingebildet, in mein Schlafzimmer, um niederzuknien und zu beten. Vielmal, des Morgens, Mittags oder des Nachts drängte es mich, auf meinen Knien liegend, Erlösung von den Veranstaltungen des Bösen zu ersehen. Ich wurde scheu, ängstlich und nervös; ja ich fürchtete mich, von einem Zimmer in das andere zu gehen, fürchtete mich, allein zu bleiben, sei es bei Tag oder Nacht. Ich war achtsam auf jedes meiner Worte, da ich meinen Wahnsinn verraten könnte; ich wagte nicht, meine Augen nach irgendeiner andern Richtung blicken zu lassen, als nach der, in der ich ging, aus Furcht, irgend jemand könne dies bemerken und annehmen, ich sähe die „Schattenleute“. Ich suchte eifrig Beschäftigung zu finden und ängstigte mich, ohne Arbeit irgendwelcher Art zu sein, weil ich die Hymne gelernt hatte, in der uns gesagt wird, daß Satan Böses findet für untätige Hände.

Die Bibel wurde meine beständige Gefährtin. Ich trug sie bei Tage in meiner Tasche oder drückte sie an meine Brust des Nachts. So glaubte ich bewaffnet zu sein gegen die Mächte des Bösen. Wie lange dieser Zustand der Dinge währte, weiß ich nicht genau, obgleich es mir scheint, daß ich um Jahre älter wurde in den Monaten, die bis zu meines Vaters Heimkehr vergingen.

Er war ein wenig beunruhigt, als er mein blaßes Gesicht sah und mich abgemagert fand, und befragte mich über mein verschüchtertes Wesen.

„Sie ist im Wachstum begriffen“, sagte Mama, „alle Mädchen werden blaß und schmal, wenn sie so schnell wachsen wie sie.“

„Ich wollte lieber, sie wüchse nicht so sehr, wenn es sie so blaß und zart aussehend macht“, sagte mein Vater. „Sie sollte mehr draußen sein und nicht angehalten werden, über den dummen Büchern zu brüten und über der Näharbeit zu sitzen. Wir müssen sehen, ob sie nicht eine Abwechslung haben kann, die ein wenig Farbe in diese blassen Wangen bringt.“

Nachdem man viele Pläne vorgeschlagen, besprochen und wieder verworfen hatte, wurde endgültig beschlossen, daß ich in Ermangelung von irgend etwas Besserem meinen Vater auf seinem Schiffe während einer Fahrt in das Mitteländische Meer begleiten sollte. Die Schifffahrt würde, wie er erwartete, zwei oder drei Monate dauern.

Kapitel IV.

Sonnige Ferien und ein Schattenschiff.

„Es gibt ein Geisterschiff, sagte er,
Ein Schiff des Todes, durchsegelnd das Meer,
Carmilhan wird es genannt.
Das Schiff und die Mannschaft sind Geistern gleich,
Bei Stürmen taucht es auf;
Mit dem Sturm und gegen den Sturm es fährt,
Mit keinem Stückchen Segel bewehrt,
Ohne Steuermann nimmt's seinen Lauf.“

Longfellow.

Diese Ferien waren ohne Frage die glücklichste Zeit meines Lebens. Alles war neu, frisch und wundervoll. Das große Schiff selbst war eine Quelle nie versiegenden Interesses. Die Liebe meines Vaters zu den Tieren, die zu Hause mehr beschränkt wurde, hatte hier vollen Spielraum, und der eine Teil des Schiffes war daher ganz und gar eine kleine Menagerie. Hühner, Gänse, Schweine und ein paar Ziegen bewohnten jedes einen eigenen Stall. Die Ziegen sollten mich mit Milch versorgen, die ich jedoch ungern trank, aber die Tiere selbst bereiteten mir viel Freude, besonders zur Melkzeit, wo sie ihr größtes Vergnügen darin zu finden schienen, die Melkversuche des Schiffsjungen zu verhindern.

Die Oberlichtfenster des Salons waren mit auserlesenen blühenden Pflanzen besetzt, und zwischen ihnen hingen Käfige mit Singvögeln. Das bemerkenswerteste Glied der Menagerie war jedoch ein schwarzer Affe, dessen ausgelassene, komische Streiche die Plage und Freude zugleich von jedermann auf

dem Schiffe waren. Ganz besonders liebte er meinen Vater, aber gegen mich war er aus irgendeinem Grunde niemals freundlich gesinnt. Mein Vater sagte, er sei eifersüchtig. Vielleicht war es so. Denn wenn mein Vater mich liebte, konnten wir oftmals beobachten, daß das kleine Tier auf sein Riffen in der Ecke ging, dort ganz melancholisch und traurig saß und es seinen Platz auch nicht verlassen wollte, solange ich neben meinem Vater blieb.

Zuletzt, aber nicht als letzter, kam Jack, ein ungeheuer großer Neufundländer Hund, der ein alter Bekannter von mir war und von dem Zeitpunkte an, wo ich auf das Schiff kam, sich zu meinem unzertrennlichen Gefährten und Beschützer eingesetzt hatte. Ich wurde bald mit allen an Bord bekannt, beides, mit den Offizieren und der Mannschaft, und mit so vielen Gefährten und Spielfameraden, so vielen neuen Interessen, neuen Freunden, neuen Eindrücken und dem immer Neues bietenden Anblick von Meer und Himmel, kurz das Ganze dieser sonnigen Ferien wurde mir, wie ich es damals nannte und auch jetzt noch nenne — einfach „himmlisch“.

Einer meiner besonderen Freunde an Bord war der erste Offizier, Leutnant N. Obgleich er der oberste Offizier war, war er doch der jüngste unter ihnen, freilich kam mir nach meinen kindlichen Begriffen bezüglich des Alters jeder über 20 an Jahren ziemlich weit vorgeschritten vor. Er war es, der meinen täglichen Unterrichtsstunden überwachte, deren Beaufsichtigung nach dem Wunsche meiner Mutter eigentlich mein Vater übernommen hatte. Mein Vater bestand deswegen darauf, daß sie gewissenhaft ausgeführt würden.

Aber meines Vaters schwache Seite — oder wie es mir schien, größte Tugend — war Milde, und mit wenig bittenden Worten oder einem Rufe wurde gewöhnlich eine Stunde Studium abgekauft.

Als ich an Gesundheit zunahm, wurde ich ein widerspenstiger Zögling. Es war mir unmöglich zu studieren, wenn die Sonne schien oder die Vögel zwitscherten oder Hund und Affe über unseren Köpfen spielten. Wenn ich meine Bücher schloß,

schüttelte mein Vater sein Haupt und sagte: „Gut, das eine Mal mag es sein, aber nicht wieder!“ Dann übernahm Leutnant N. meine Erziehung, und zwischen den beiden brachte ich es so weit, daß ich so ziemlich tun konnte, was ich wollte. Ich besinne mich, daß das einzige Wenige, was ich mir damals an Kenntnissen aneignete, darin bestand, die Einrichtung des Kompasses auswendig zu wissen: oftmals erregte ich damit das Entzücken meiner neuen Freunde, die meine Fertigkeit in dem schnellen Hersagen der Grade von Nord nach Süd und wieder zurück von Süd nach Nord sehr bewunderten. Jedenfalls lernte ich viele Dinge kennen in bezug auf die Orte, die wir besuchten, die Geschichte der italienischen Städte, die Sitten, Manieren und Gebräuche der Leute; die Entdeckungen und Ausgrabungen von Pompeji wurden mir in einer Weise gelehrt, daß sich dieselben so tief in mein Gedächtnis eingepägt hatten, wie es noch so vieles Lesen nicht zu tun vermocht hätte. Kurz, es war eine vollkommen erfreuliche Erziehung.

Meine Träume und sonderbaren Einbildungen verließen mich, meine Schattenfreunde waren vergessen, mein Schlafwandeln, zu dem ich früher neigte, war geheilt, und ich war wie andre Mädchen meines Alters: gesund, glücklich, voll mutwilliger Lustigkeit und voll knabenhafter Streiche. Eingeschlossen zu sein und zurückgehalten zu werden, mißfiel mir, kleine Abenteuer entzückten mich, besonders wenn ein Beigeschmack von Gefahr mit ihnen sich verknüpft hatte. Darin wurde ich unterstützt und bestärkt von dem Leutnant, der während der Fahrt auf dem Meere beständig neue Unterhaltungen ausdachte oder Ausflüge ins Werk setzte, wenn wir in einem Hafen waren. Mein Vater erlaubte mir im großen und ganzen zu tun, was ich wollte, obgleich er sich zuweilen den Anschein gab, manche Vorschläge zweifelnd anzusehen und darauf hinzuweisen, was Mama wohl sagen würde, wenn sie es wüßte. Doch er war beglückt über meine sich bessernde Gesundheit und wiederkehrende Fröhlichkeit und bemerkte oftmals, daß niemand mich bei unserer Rückkehr wiedererkennen

würde. Er begleitete mich gewöhnlich auf meinen Ausgängen, wenn ich Einkäufe machte und gab mir Geld für meine mannigfachen Bedürfnisse, so daß ich mich eine Millionärin dünkte, als wir wieder in England waren und ich die Größe meines Eigentums überblickte, das ich während der drei Monate, die wir zwischen den seltsamen Städten der italienischen Küste herumgefahren waren, aufgehäuft hatte. Mein Besitz umschloß, wie ich fand: Pantoffeln, Handschuhe, Eau de Cologne, Korallen, Muscheln, Schmuckgegenstände aus Marmor, Vasen, Briefbeschwerer von Mosaikarbeit, Nadel-etuis und Parfümflaschen von Lava. Die Überlegung, wie ich diese Schätze unter meine Freunde zu Hause austheilen wollte, bereitete mir große Freude und beschäftigte meine Gedanken viele Tage vollkommen. Da geschah ein Ereignis, so sonderbar und unbegreiflich, daß es einen Schatten über diese glücklichen Ferien warf und mich zu dem Bewußtsein meines früheren alltäglichen Lebens und seiner Leiden zurückbrachte, die ich beinahe vergessen hatte.

Der Tag war drückend heiß gewesen, so daß der kühle Luftzug, der durch die schnelle Fahrt unseres Dampfers verursacht wurde, unendlich erfrischend wirkte. Die Sonne sank in ein Feuermeer, der Himmel strahlte in seiner Farbenschönheit purpurrot, golden, gelb und opalfarben. Die See war glatt und ruhig, nicht eine kleine Welle war sichtbar außer in unserer Schiffsbahn, wo der sich kräuselnde weiße Schaum die Schönheit der Farbe des Himmels widerspiegelte und dadurch einen wunderschönen Anblick hervorrief, wie man ihn selten erlebt.

Leutnant N. war auf der Brücke und ich stand, wie ich es gewohnt war, neben ihm, eifrig die Ereignisse der vergangenen letzten Tage besprechend, die Szenen, die an uns vorübergezogen, die Vorzüge oder Mängel der auf unserem letzten Ausfluge zu Lande gemachten Einkäufe. Wie mein Vater oftmals sagte, „rannte meine Zunge 19 zu dem Duzend“. Wir hatten während unseres Gesprächs mehrere Fahrzeuge in der Ferne bemerkt, und als meine Einkäufe zur

Genüge besprochen worden waren, wandte ich meine Aufmerksamkeit den Schiffen zu, eifrig darauf bedacht, meine Fähigkeit zu zeigen, eine Art der Schiffe von der anderen zu unterscheiden und sie nach der Bezeichnungswiese der Seeleute zu ordnen. Leutnant N. und ich waren nicht einer Meinung darüber, ob das Fahrzeug, das sich am Horizont abhob, ein Schoner oder eine Brigg sei. Ich behauptete, daß es das erstere, und er, daß es das letztere sei. „Nimm mein Glas, und du wirst sehen, daß ich recht habe“, riet mir Leutnant N., indem er mir sein Teleskop anbot. Ich wandte mich, um das Glas mit ihm zu tauschen, als ich vor Staunen beinahe starr wurde; ich erblickte nämlich ein großes Schiff dicht vor dem Bug des unsren. Wir hatten während unserer Unterhaltung rückwärts gesehen und ganz vertieft in unsere Streitfrage, hatten wir während einiger Minuten nichts bemerkt, was vor uns hervorging. „Sieh! sieh!“ rief ich voller Schrecken.

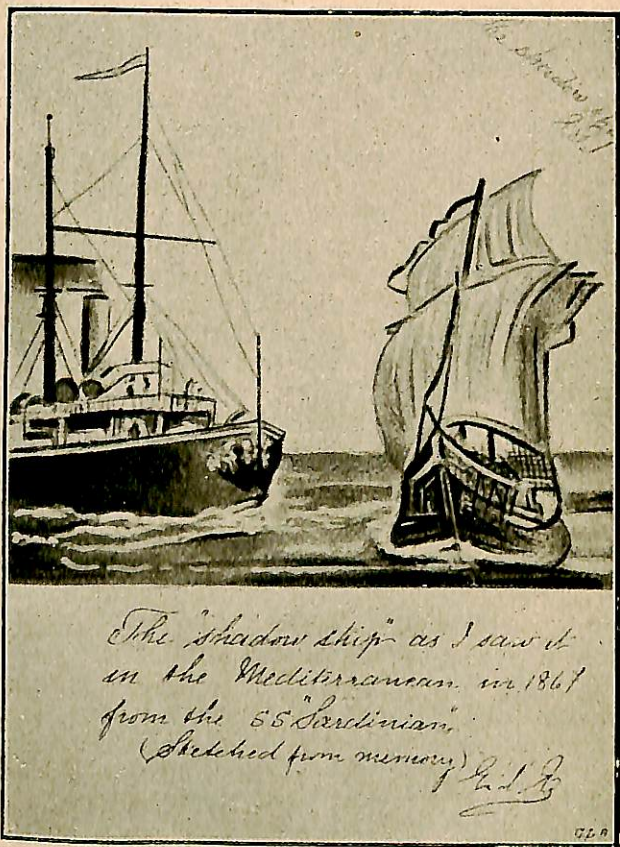
„Wohin?“ fragte mein Gefährte.

„Nach dem Schiff! Willst du nicht anhalten? Wir werden zusammenrennen! — Halt! Halt! Warum hältst du nicht an?“ stieß ich atemlos vor Entsetzen hervor, denn das Fahrzeug war so nahe, daß man die Besatzung auf Deck deutlich unterscheiden konnte, und wir näherten uns mit furchtbarer Geschwindigkeit.

„Was ist dir, Kind? Welches Schiff? Was meinst du? Warum sollen wir halten?“

Ich erfaßte seinen Arm und drehte ihn herum, denn er blickte mich mit Erstaunen an und nicht das Schiff, dem wir uns eiligst näherten. „Kannst du jetzt noch nichts sehen?“ schrie ich. „Bist du blind?“ und in meiner Angst schüttelte ich ihn, indem ich wiederholte: „Das Schiff! das Schiff! Halt! Halt! Halt!“ Er nahm keine Notiz von dem, was ich sagte, aber befreite sich von meinem verzweifelten Anklammern und zog mich nieder auf einen Sitz, der für mich in einer geschützten Ecke hingestellt worden war.

Mein einziger Gedanke jedoch war, daß wir kopfüber der Vernichtung entgegengingen und daß ich bei meinem Vater



The "Shadow Ship" as I saw it
in the Mediterranean in 1867
from the S.S. "Sardinian".
(Sketched from memory)

Das Schattenschiff.

Übersetzung der Unterschrift:

Das Schattenschiff, wie ich es auf dem Mitteländischen Meere 1867 vom
Schiff „Sardinien“ sah.
(Nach dem Gedächtnis gezeichnet.)

sein mußte. Daher suchte ich mich aus seinen Händen zu befreien und stürmte von der Brücke herunter, als er mich fing und festhielt, darauf bestehend, daß ich ruhig sein sollte. „Wie kann ich ruhig sein, wenn du uns alle ertrinken lassen willst? Laß mich gehen! Vater! Vater!“ stöhnte ich und rang erneut, mich zu befreien. Dann duckte ich mich nieder und verbarg mein Gesicht gegen seinen Arm, denn das fremde Schiff drohte dicht über unserm Bug, seine weißen Segel schimmerten rosigrot in dem Lichte der untergehenden Sonne. Auf dem Deck des fremden Schiffes lehnte ein Mann mit verschränkten Armen gegen das Bollwerk, das Näherkommen unseres Fahrzeuges beobachtend. Alles dies sah ich mit einem kurzen Blick, den ich tat, ehe ich mein Gesicht verbarg. Dann wurde es schwarz vor meinen Augen. Mein Herz stand still, während ich den unvermeidlichen Zusammenstoß erwartete.

O der Dual jener Augenblicke! Kein noch so langer Zeitraum wird in meinem Gedächtnis die Gedanken auslöschen, die mein Gehirn durchjagten während des Wartens auf den Zusammenstoß der beiden Fahrzeuge. Es schien mir, als ob eine Lebenszeit sich in diesen Sekunden zusammendrängte.

„Was ist dir denn? Warum bist du so furchtsam?“ sagte Leutnant N., seinen andern Arm um meine Schultern legend; aber ich konnte nicht antworten, ich konnte nur stöhnen und zittern.

Der Zusammenstoß ließ lange auf sich warten. Ich wagte endlich meine Augen aufzuheben. Das Schiff war verschwunden! Die Erleichterung war so groß, daß ein Schluchzen mich fast erstickte, und die Tränen anfangen über meine Wangen zu strömen. „Wo ist es? Welchen Weg hat es genommen?“ stammelte ich, als ich endlich Worte finden konnte.

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst“, antwortete der Leutnant, „es war kein Schiff uns nahe. Glaubst du, ich hätte es nicht gesehen, wenn eins dagewesen wäre?“ Ich stand auf und blickte unruhig zurück. Da, in unserer Schiffsbahn war

das Schiff mit stolz ausgebreiteten Segeln. Ich sah jedes Seil von dem Tafelwerk und bemerkte, daß die Segel dieses Mal zwischen der sinkenden Sonne und mir nicht rostigrot wie zuvor waren, als der rote Schein voll auf ihnen lag, sondern grau. Ich sah, wie sich die Mannschaft auf dem Decke umherbewegte, ich sah die Wimpel an der Spitze des Flaggenmastes. Das Fahrzeug schien nicht 50 Fuß von uns entfernt zu sein, aber die Entfernung nahm sehr schnell zu. Es war mir ganz klar, daß wir in irgendeiner Weise durcheinander hindurch gegangen waren und nun jedes von uns seinen eigenen Weg weiter eilte.

„Kannst du es jetzt nicht sehen?“ fragte ich, indem ich auf das sich entfernende Schiff zeigte.

„Ich kann es nicht sehen,“ antwortete er kurz.

Die Schärfe seines Tones und die Reaktion der gewaltigen Aufregung, die ich durchgemacht hatte, waren zuviel für mich, und ich gab mich meinen Tränen und Schluchzen hin und wollte mich nicht trösten lassen, trotz all den beruhigenden Worten meines Freundes. Ich fühlte mich schrecklich ermüdet und zitterte. Die Tränen flossen, obgleich ich versuchte, sie zurückzuhalten, bis endlich Leutnant N. mir riet, in meine Kajüte zu gehen und zu ruhen, indem er hinzufügte: „Aber wecke deinen Papa nicht und erzähle ihm nichts von dem, was dich erschreckte oder was du gesehen hast!“

Ich nickte und ging langsam hinunter in meine Kajüte. Ich wünschte, er hätte mir nicht verboten, Papa zu wecken und ihm alles zu erzählen; denn es würde mich beruhigt und getröstet haben, ihm alles sagen zu können. Ich blieb einen Augenblick an seiner Tür stehen, um ein Zeichen zu nehmen, daß er wach sei; denn ich glaube, ich würde trotz alledem zu ihm gegangen sein, aber da war kein Geräusch außer dem des tiefen Atemholens zu hören. Daher ging ich in mein kleines Zimmer und kroch ins Bett, mich kummervoll in den Schlaf weinend.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, beschäftigten sich meine Gedanken sogleich mit dem geheimnisvollen Schiffe und

dem sonderbaren Benehmen des Leutnants N. Mein erster Entschluß war, zu meinem Vater zu stürzen und ihm alles zu erzählen. So beeilte ich mich, mich anzukleiden, um ihn zu erreichen, ehe er zum Frühstückstisch ging. Während ich mein Haar kämte und alles überdachte, erwchien es mir sehr merkwürdig, daß Leutnant N. gewünscht hatte, von dem Vorfalle meinem Vater gegenüber zu schweigen. Dann durchblitzte mich der Gedanke, vielleicht geschah es deshalb, weil ihn mein Vater auf irgendeine Weise tadeln würde, daß er so nahe an das fremde Schiff herangefahren sei. Obgleich kein Schaden geschehen war, wußte ich, daß es für einen Dampfer ein Bruch der Regeln für die Fahrstraße sei, in die nächste Nähe eines Segelschiffes zu kommen. Man hatte mir gesagt, ein Dampfer muß einem Segelschiffe immer Platz machen oder, wie es in der Matrosensprache heißt, „man müsse ihm eine weite Flucht auf der offenen See geben,“ und ich wußte auch, daß Leutnant N., indem er sein Fahrzeug so nahe an das andere herankommen ließ, eine Übertretung des Gesetzes begangen hatte, die meinen Vater sehr böse machen würde.

Ich erinnerte mich ferner, daß ich oft gewarnt wurde wegen meines Plauderns mit dem diensttuenden Offizier, während er sehr tätig und mit dem Nichten des Kurzes von dem Dampfer beschäftigt war, und ich mußte mir gestehen, daß ich gerade da mit ihm sehr lebhaft geplaudert hatte. Also dies war der Grund, weshalb ich es meinem Vater nicht erzählen durfte. Ich begann zu verstehen, daß eine ernste Unannehmlichkeit für den Leutnant N. entstehen konnte, wenn mein Vater von der Katastrophe, der wir mit knapper Not entgangen waren, erfahren würde. In meinem Innern beschloß ich daher, daß ich wenigstens meinen Freund nicht in Unannehmlichkeiten bringen wollte. Mit diesem Vorsatze schien ich eine unbequeme Last auf meine Schultern zu nehmen, aber ich trug sie gern um meines Freundes willen. Obgleich wir den ganzen Tag uns begegneten, obgleich wir zusammen gingen und miteinander sprachen wie sonst, wurde dennoch das Ereignis des vergangenen Abends nicht erwähnt.

Am folgenden Tage zu Mittag fragte mich mein Vater, warum ich am vorigen Abende geweint und mir eingebildet habe, ein Schiff zu sehen. Diese Art der Auffassung ließ das empörte Blut in mein Gesicht steigen und bis in die äußersten Fingerspitzen prickeln. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, bis die belustigten Gesichter des Leutnants N. und der anderen am Tische mir sagten, daß der Vorgang kein Geheimnis geblieben war. Dies war zuviel für mich und meinen Entschluß, und hastig erzählte ich das ganze Ereignis. Ich sprach schnell und leidenschaftlich. Das volle Entsetzen des Erlebnisses trat wieder lebendig vor meine Seele, als ich es wiedergab. „Erzähle es mir ruhig!“ sagte mein Vater, als ich mit einem Schluchzen geendet hatte, und ich wiederholte die Geschichte.

„Warum hast du es mir nicht gesagt, als du herunterkamst?“

„Leutnant N. sagte, ich dürfte dich nicht wecken; ich wollte es dir gestern erzählen, und mehrmals war ich nahe daran, dies zu tun, aber ich dachte, du würdest ihm zürnen und eine Rüge erteilen, weil er so nahe an das Schiff heran gefahren war, und glaubte, dies sei der Grund, daß er mir verbot, es dir zu sagen. So tat ich es nicht, und es ist mir leid, dir es jetzt erzählt zu haben; doch er lachte über mich,“ schloß ich, ein wenig grollend.

Darauf ließ mich mein Vater allein und ging auf Deck, um mit den Offizieren zu sprechen. Ich hörte nichts von der Sache, bis später am Tage, als er zu mir kam und mir in einem ärgerlichen Tone sagte, daß ich niemals wieder solche Aufregung hervorrufen, noch solche Dinge wie diese erzählen dürfe. Er hätte, so fügte er hinzu, sehr sorgfältige Nachfrage bei der Wachmannschaft nach dem Fahrzeuge gehalten, das ich zu sehen behauptet, aber sie alle hätten einstimmig versichert, kein solches Schiff wäre an uns vorbeigekommen, seitdem wir den Hafen verlassen hatten, sie hätten auch weiter nichts bemerkt, als daß ich bitterlich geweint habe. Also blieb die ganze Sache geheimnisvoll, und ich konnte —

dies sah ich ein — nicht erwarten, daß man mir angeichts so vieler Beweise des Gegenteils Glauben schenke.

Die alte Last von Sorge und Angst, die sich von meinem Herzen während dieser langen Ferienzeit gehoben hatte, schien von neuem auf mich sich niederzulassen. Ich begann mich zu fragen und über die Möglichkeit nachzusinnen, ob es Schattenschiffe ebensogut wie Schattenleute geben könne. Kurz, die alte Sorge kehrte zurück und machte mein Herz schwer und mich elend, obgleich die verschiedenen kleinen aufregenden Begebenheiten, die mit dem Leben am Bord des Schiffes zusammenhingen; mich verhinderten, es so ernstlich wie früher zu nehmen.

Nach diesem Vorfall waren meine Ferien verdorben, ein Etwas war zwischen meinem Vater und mich getreten — eine Wolke, zwar eine leichte, doch sie bildete eine unsichtbare Schranke in unserem angenehmen Verhältnisse. Er glaubte, daß ich mich einer Lüge schuldig gemacht habe, und unter diesem Verdacht zu stehen, dies machte mich unglücklich und empörte mich.

Auch konnte ich mich nicht völlig von der Idee befreien, daß Leutnant N. wünschte, sein Nichtbemerken des Schiffes zu verbergen, indem er darauf bestand, daß es niemals da gewesen sei. Ebenso war ich empört gegen ihn, daß er die Sache erwähnt hatte, nachdem er mir verboten, es zu tun. Eine lange Zeit darauf fragte ich ihn, aus welchem Grunde ich meinem Vater nichts von dem Schiffe hätte erzählen sollen, und er antwortete: „Weil du in einem solchen Zustande der Unruhe und Aufregung warst, daß ich glaubte, es würde nicht gut sein, wenn dein Vater dich solch törichter Einbildungen wegen schelten würde. Das war alles.“

Jedoch meine Ferien waren verdorben, und ich sehnte jetzt das Ende unserer Reise herbei.

Kapitel V.

Der geheimnisvolle Aufsatz.

„Eben zu derselben Stunde gingen hervor Finger, als einer Menschenhand, die schrieben gegen dem Leuchter über auf die getünchte Wand in dem königlichen Saale. Und der König ward gewahr die Hand, die da schrieb.“

Daniel Kap. 5, Vers 5.

Während des nächsten Jahres oder der nächsten zwei Jahre, die ich in der Schule verbrachte, war ich meist frei von Träumen und Schatten. Meine Erziehung war sehr vernachlässigt worden, und um das Versäumte wieder einzubringen, sah ich mich genötigt, ziemlich angestrengt zu arbeiten. Ich kam in eine Klasse von Mädchen, die viel jünger waren als ich, und selbst hier fand ich mich in den einfachsten Grundlagen der Erziehung unwissender als meine Mitschülerinnen. Aber in weniger denn einem Jahre hatte ich mich herausgearbeitet, so daß es mir erlaubt wurde, an vielen Unterrichtsfächern mit den Mädchen in den obersten Klassen teilzunehmen.

Meine Gesundheit war gut, meine Arbeit, die ich eifrig betrieb, ein Vergnügen. Auch Frohsinn und Scherz unter den Mädchen meines Alters waren, schon ihrer Neuheit wegen, wunderschöne Erlebnisse, und bald war kein Spiel ohne mich vollständig. Dieser Geist der Ausgelassenheit hatte manche Nachteile, denn nach kurzer Zeit schon wurde meistens die Urheberchaft eines Unfuges, wenn er zufällig entdeckt wurde, mir zugeschrieben. Aber trotzdem erfreute ich mich an meinen Studien und hatte meine Lehrer gern.

Der letzte Kursus, dem ich bewohnte, war zufällig auch der letzte für mehrere der älteren Schülerinnen. Zu Ende desselben sollte ein Examen von mehr als gewöhnlicher Wichtigkeit abgehalten werden, und sowohl Lehrer als Zöglinge waren eifrig darauf bedacht, sich Anerkennung zu verschaffen. Schon einige Wochen vor dem 1. Juni hatten wir unsere Vergnügungen eingestellt, und unsere für gewöhnlich laute Wohnstube war in ein ruhiges Studierzimmer verwandelt worden, wo wir nach des Tages Arbeit saßen, mit der Vorbereitung auf solche besondere Aufgaben beschäftigt, die einen ausgesprochenen Erfolg an dem halböffentlichen Examen haben würden.

Meine eigenen Arbeiten hatte ich zum großen Teile vollendet mit Ausnahme eines Aufsatzes, den ich fertigen sollte. Meine Versuche in dieser Hinsicht waren vollständig mißlungen. In der Tat verdankten solche Aufsätze, die unter meinem Namen eingegeben wurden, mehr der Hilfe der Mitschülerinnen als meinen eigenen Anstrengungen ihre Entstehung. Es war ein offenes Geheimnis in unserer Klasse, daß Lydia Olives Übersetzungen und meine Aufsätze eigentlich umgekehrte Namensunterschriften hätten tragen müssen. Diesmal war es in strengem Tone angekündigt worden, namentlich an uns beide gerichtet, daß diese Aufsätze ganz und gar selbstständig verfaßt sein mußten und daß niemand zu seiner Ausarbeitung Hilfe anbieten oder annehmen dürfe.

Wenn ich mich recht erinnere, hieß das für mich ausgewählte Thema: „Natur“ oder: „Was ist Natur?“ Als eine Woche nach der andern das Ende der festgesetzten Frist näher brachte, war ich oftmals in Verzweiflung wegen meiner Unfähigkeit, ein Duzend Zeilen über diesen Gegenstand zusammenzubringen. Oftmals fing ich an: „Natur ist die Mutter von uns allen“ oder: „Natur umfaßt alles, was in dem All ist“, und ebenso vielmal hörte ich auf. Keinen anderen Satz konnte ich finden, der nicht unreif, unzusammenhängend oder sogar einfältig erschien. Bogen auf Bogen vernichtete ich und machte einen sorgfältigen Anfang nach dem andern, nur um in der-

selben Weise zu enden. Jeden Abend, wenn ich die Schreibutensilien weglegte, fragte ich mich, was aus mir werden sollte, wenn der nächste Tag keinen besseren Erfolg bringe. Jede Nacht ging ich zu Bett mit dem Entschluß, nicht einzuschlafen, sondern es auszudenken und das Resultat meines Denkens gleich zuerst am Morgen aufs Papier zu bringen. Aber ach, nachdem ich meinen Kopf auf mein Kissen gelegt hatte, waren meine Vorsätze verschwunden, und ich war der Vollendung meiner Aufgabe um nichts näher gekommen.

Die Tage schienen zu fliegen. Die Mädchen waren nun mit dem sorgfältigen Abschreiben ihrer mit Bleistift geschriebenen Konzepte eifrig beschäftigt. Ich sah unglücklich dem Fortschritte des wie gedruckt aussehenden Schreibens zu. Ich sah die saubere Unterschrift und das selbstzufriedene Lächeln, mit dem jedes Mädchen ihr Schriftstück, das vor ihm lag, betrachtete. Aber es nützte alles nichts; je mehr ich versuchte, desto dümmmer wurde ich. Ich konnte nur im geheimen über meinen Kummer weinen.

Wielmals schloß ich mich in mein Schlafgemach ein, und auf meinen Knien liegend, betete ich, daß mir einige Gedanken gegeben werden möchten. Aber das Beten schien nichts zu helfen. Mein Kopf war so leer wie zuvor. „Natur ist die Mutter von uns allen“ fing's in meinen Ohren zu klingen und vor meinen Augen zu tanzen an. Diese Worte schienen sich in meinem leeren Kopfe zu jagen, als wenn sie Hüpfrosch spielten; sie sprangen und versteckten sich voreinander, bis ich manchmal laut bei diesem Gedanken lachte.

Es fehlten nur noch drei oder vier Tage zu dem „großen Tage“. All unsere Zeichnungen, Papiere und Handarbeiten waren zusammengenommen und die Aufsätze eingegeben worden. Als ich nach dem meinigen gefragt wurde, erklärte ich zögernd, daß er noch nicht fertig sei. Mir wurde gesagt, daß ich nur noch sehr wenig Zeit übrig hätte und mit der Fertigstellung nicht länger säumen dürfe.

In der folgenden Nacht versorgte ich mich mit einem Licht, mit Papier und Bleistiften, und nachdem wir uns zu-

rückgezogen hatten, saß ich aufrecht im Bett, entschlossen, etwas fertigzubringen. Ich hatte wieder dieselben schrecklichen Worte geschrieben, als einige murrende Stimmen mir geboten, das Licht auszulöschen, oder die Sprechenden würden es für mich tun. Da gab es keine Wahl als zu gehorchen. Ich konnte nur mein Gesicht nach der Wand kehren und weinen, bis ich einschlief, mir vornehmend, zeitig aufzuwachen und sobald es Tag sei, etwas zu schreiben, es sei, was es sei.

Am nächsten Morgen erwachte ich jedoch nicht eher, als bis jemand einen nassen Schwamm nach mir warf, und dadurch wurde ich zu dem schrecklichen Bewußtsein wachgerufen, unfähig zu sein, meine Vorsätze auszuführen.

Mein erster Blick war auf die Bogen Papier und auf die Bleistifte, die unbenuzt neben meinem Bette lagen, gerichtet. Sie waren in Unordnung umhergestreut, und manche lagen auf der Erde. Indem ich mich mit schwerem Herzen und schwerem Kopfe bückte, sie aufzuheben, sah ich, daß die meisten der Bogen mit Schriftzeichen bedeckt waren. Mein erster Gedanke war natürlich der, daß ich aus Versehen beschriebenes statt unbeschriebenes Papier die Nacht vorher in mein Zimmer gebracht hatte; aber ein zweiter Blick zeigte mir, daß die Schrift meine eigene war. Bestürzt und verwirrt saß ich in meinem Nachtgewande auf der Bettseite, nicht achtend auf den Spott meiner Gefährtinnen, die sich anzogen und über meine Trägheit oder „Studienstimmung“, wie sie es abwechselnd nannten, lustig machten. Ich aber war in das Schreiben vertieft und nahm keine Notiz von ihnen. Seite auf Seite las ich eifrig, erstaunt und beglückt.

Ich wußte nicht, wie die Schrift dahingekommen war, und zunächst dachte ich gar nicht darüber nach, sondern nur an die Freude, die ich empfand, indem ich die schönen Gedanken las, die in wohlgeformten, poetischen Sätzen ausgedrückt waren. „Seht her, Mädchen!“ sagte ich, „hört auf dies!“ Und ich begann laut zu lesen: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde brachte hervor Gras und Kräuter, die Frucht brachten nach ihrer Art, und der Baum trug Früchte

und ihr Same war ein jeglicher nach seiner Art, und Gott sahe, daß es gut war."

"Oh, hör' auf, hör' auf!" riefen sie. Aber ich fuhr fort, Seite auf Seite zu lesen, in denen wie auf einem Gemälde das Bild der neuen Welt aufgerollt wurde, wie sie ihre erste strahlende Schönheit unter der neuen Sonne, dem neuen Monde, den neuen Sternen entfaltet; jede kommende Entwicklung reicher an Schönheit und an Wundern als die vorhergehende, von den freisenden Sternen, die ihre vorgeschriebenen Bahnen wandeln, bis zu dem kleinsten Erashalm, der seine reichen Farben empfängt von den Strahlen des Sonnenlichts. So eifrig las ich, daß ich nicht bemerkte, daß meine Zuhörer weit entfernt waren, dasselbe begeisterte Entzücken, das ich empfand, selbst zu fühlen. Erst als ich das Ende erreicht hatte, war ich mir der spöttischen Bemerkungen und höhnenden Urtheile über meine vorgeschützte Unfähigkeit, einen Aufsatz zu schreiben, bewußt geworden.

Mit sonderbarem Gefühl betrat ich an diesem Morgen das Schulzimmer. Ich bemerkte kaum die Mühsle und schlechte Laune meiner Klassenschwestern, denn mein Kopf war von Bildern erfüllt, die das geheimnisvolle Schreiben hervorgerufen hatte. Ich fühlte mich unruhig, aufgereggt und ungeduldig, bis die halbe Freistunde mir eine Gelegenheit gab, es wieder zu lesen. Erst jetzt fiel mir die Seltsamkeit der ganzen Sache auf. "Wie war es gekommen? Wer hatte es geschrieben? Wann war es geschrieben worden?" Dann machte mich der Gedanke, daß mir jemand einen Streich gespielt habe, halb ängstlich. Aber nein, es war meine eigene Handschrift, das war unzweifelhaft. Niemand konnte diese Tatsache ableugnen, ich mußte es geschrieben haben; aber wann? In meinem Schlafe? Ich hatte von solchen Dingen gehört, aber die Gedanken waren nicht die meinigen. Ich hatte das niederdrückende Gefühl, daß ich vollständig unfähig sei, ein halbes Duzend Sätze zusammenzustellen, ganz abgesehen von diesen wunderichön abgerundeten Perioden — so poetisch und doch so kräftig, daß man beim Lesen derselben

auf Flügeln der Phantasie getragen wurde zu dem Schauplatz der Geburtsstätte der Natur.

Diesen ganzen Tag quälte ich mich selbst, ob ich das Eigentumsrecht für dieses Schriftstück annehmen dürfe oder nicht, und ich erwog das Für und Wider reiflich. Ich fühlte mich verletzt durch die Bemerkungen meiner Gefährtinnen, daß meine Unfähigkeit, einen Aufsatz zu schreiben, nur ein Vorwand oder eine List gewesen sei, sie zu veranlassen, ihre Arbeit einzusenden, und dann zuletzt mit der meinigen zu kommen, mit der ich mir vorgenommen hätte, sie vollständig in den Schatten zu stellen.

Mehr als einmal beschloß ich, keinen Gebrauch davon zu machen; aber die Versuchung war sehr groß.

Die Angelegenheit kam bald zu den Ohren unserer Vorsteherin, und ich wurde veranlaßt, die Papiere in ihr Privatzimmer zu bringen, was ich mit Furcht und Zittern tat. Indem sie mich zum Setzen aufforderte, nahm sie die Bogen Papier und überblickte schnell die erste Seite, dann sah sie mich mit dem kalten, strengen Gesichte an, mit dem sie gewöhnlich die Sträflinge anschaute und sagte: "Woher hast du dieses? Hast du es aus irgendeinem Buche abgeschrieben?"

"Nein, Madame Whittingham!" "Sei so gut und erkläre es mir!" fuhr sie fort.

Ich erzählte ihr dann zaghaft, wie ich erfolglos gewesen war in allen meinen Versuchen, einen Aufsatz über das mir gestellte Thema zu schreiben und über meine Betrübnis insofgedessen; wie ich gewöhnlich Bleistift und Papier des Abends in meinem Zimmer in Bereitschaft hielt, um irgend etwas zu schreiben, was mir etwa im Bett vor dem Einschlafen einfallen konnte, weil mir das Denken leichter vorfam, wenn man sich zur Ruhe niedergelegt hatte; aber wie ich immer eingeschlafen sei und niemals irgendwelche Gedanken gehabt hätte, auf die ich mich am nächsten Morgen besinnen konnte. Ich erzählte ihr, wie ich am letzten Abende um Gedanken gebetet und versucht hätte im Bett zu schreiben,

aber durch das Murren der anderen Mädchen gezwungen worden war, das Licht auszulöschen, und daß ich mich niedergelegt und geweint hätte, bis ich in Schlaf gefallen sei, dann wie ich das Papier mit Schrift bedeckt gefunden habe, als ich am nächsten Morgen erwachte.

„Und wen hältst du nun für den Schreiber?“ fragte Frau W.

Ich antwortete, daß ich nur annehmen könne, es selbst geschrieben zu haben, weil es doch meine eigene Schrift sei und die beiden Bleistifte ganz bis an das Holz hinunter abgenutzt gewesen wären, woraus man erkennen könne, daß sie gebraucht worden seien.

„Aber du besinnst dich nicht darauf, es geschrieben zu haben?“

„Nein.“

„Dann betrachtest du es als ehrlich, es als dein eigenes Werk auszugeben?“

Dies war die Frage, die mich beunruhigte, und ich antwortete zitternd: „Ich weiß nicht, was ich tun soll; ich brauche jemanden, der mir sagt, was recht ist; es macht mich so unglücklich, es nicht zu wissen“, und die Tränen, die niemals sehr weit waren, liefen nun über meine Wangen. Ich glaube, meine sichtbare Betrübniß muß ihr Urtheil über mich gemildert haben; denn sie antwortete ganz freundlich: „Ich will es durchlesen und die Sache überlegen und dir dann sagen, was ich denke, was deine Pflicht ist.“ So verließ ich das Zimmer mit einem erleichterten Herzen, froh, die Verantwortung auf die Schultern einer anderen, weiseren Person, als ich selbst war, gelegt zu haben.

Eine Stunde später wurde ich in das Zimmer zurückgerufen, wo zu meiner Bestürzung der Anstaltsgeistliche in Unterhaltung mit Frau W. saß. Die Angelegenheit hatte jetzt meiner Ansicht nach eine furchtbare Wichtigkeit angenommen, und ich wurde vollständig nervös. „Der Herr Pfarrer wünscht alles über dieses Schriftstück zu wissen. Sei so gut und erzähle es ihm von Anfang an,“ sagte

Frau W. So wiederholte ich die Geschichte, die ich ihr vorgetragen hatte, und wurde dann einer Reihe von Kreuzfragen unterworfen.

„Welche Bücher hast du über den Gegenstand gelesen?“

Ich konnte mich nicht besinnen, etwas anderes, außer der Bibel und den Büchern, die wir in der Schule brauchten, gelesen zu haben.

„Hast du jemals solche Aufsätze geschrieben, ehe du zur Schule kamst?“

„Nein!“ Dessen war ich sicher.

„Was läßt dich nun vermuten, daß du dieses geschrieben habest?“

„Es ist meine eigene Handschrift und auf dem Papier geschrieben, das ich mir ans Bett mitnahm.“

„Hast du jemals etwas im Schlafe getan, worauf du dich nicht besinnen konntest, als du aufwachtest?“

Ich antwortete zögernd: „Ja.“ Ich wußte, daß ich mehrmals in meines Bruders Zimmer gegangen war, aber es nie glauben wollte, bis er mich einmal dort aufweckte, und einmal schnitt ich mich während eines solchen Nachtwandels in meine Hand, die eine Dienerin verband; aber ich wußte nichts davon, bis ich am nächsten Morgen erwachte. Man erzählte mir, daß ich im Schlafe umherzugehen pflegte, als ich jünger war, aber ich dachte, daß ich dieser Angewohnheit nun entwachsen sei.

„Aber du hast niemals irgendwelche deiner Aufgaben im Schlafe gemacht?“

„Nein.“

„Welche Gründe hast du dann dafür, es anzunehmen, daß du es bei dieser Gelegenheit getan hast?“

„Ich weiß nicht. Nur betete ich so sehr, daß Gott mir helfen möge, Gedanken zu finden, so daß ich glaube, er hat mir vielleicht geholfen, während ich schlief. Ich weiß sonst keine andere Art, wie es hätte geschehen können.“

Eine kurze Unterhaltung folgte zwischen Frau W. und dem Geistlichen, in der ich Andeutungen eines ähnlichen

Falles hörte, der in einem fremden Lande geschehen war, wo ein junger, überarbeiteter Student eine sehr gelehrte Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand geschrieben hatte, die nachmals von dem größten Wert war.

Zum Schluß wurden mir die Papiere überreicht mit der Anweisung, den Aufsatz sorgfältig abzuschreiben und mit den übrigen meiner Arbeiten abzugeben.

„Es ist ein sehr ungewöhnlicher Fall“, sagte der Geistliche, als er mir die Papiere zurückgab, „aber da es zweifellos deine eigene Handschrift ist, und da mir Frau Whittingham sagt, daß sie niemals irgendwelchen Grund hatte, deine vollkommene Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit zu bezweifeln, haben wir kein Recht, dies zurückzuweisen, so seltsam es auch ist. Wir haben von ähnlichen Fällen gehört, und obaleich verschiedene Versuche gemacht worden sind, sie zu erklären, bin ich doch geneigt, deine eigene Deutung davon anzunehmen und zu sagen, daß Gott dir geholfen hat, weil du ihn darum gebeten hattest.“

Niemals hat ein Herz freundiger geschlagen als das meine, als ich, die kostbaren Papiere an meine Brust gedrückt, in mein kleines Studierzimmer lief, um die Arbeit des Abschreibens zu beginnen. Ich schien einen Sieg gewonnen zu haben. Ich war als wahrhaft und ehrlich anerkannt worden. Des Geistlichen Stimme klang so mild, und er sowie Frau W. hatten mich sehr freundlich angesehen, als ich ihnen mit tränenvollen, aber glücklichen Augen dankte, während sie mir die Papiere wiedergaben.

An dem Tage des Examen wurde das gewohnte Programm durchgegangen; die Gesänge für Chor, die Solis, das Klavierpiel und die Ausstellung der Zeichnungen wurden der gewöhnlichen Prüfung unterzogen. Dann kam das Lesen der Aufsätze an die Reihe. Allen wurde ihr Teil von Lob zuerkannt, denn alle waren mehr oder weniger gut.

Nach diesem trat der Anstaltsgeistliche vor und erklärte, daß der Aufsatz, den er jetzt vorlesen wolle, nach seiner Meinung eine direkte Antwort auf Gebet sei. Er wäre

zwar nicht unter die eingereicht worden, die auf einen Preis Anspruch erheben konnten, denn das würde nicht gerecht gegen die andern gewesen sein. Aber nach seiner Ansicht wäre er wert, als ein sehr schönes Erzeugnis angesehen zu werden, und er würde sich deshalb erlauben, ihn vorzulesen.

Dies tat er. Aber ich glaube nicht, daß er viel Anerkennung fand, außer bei denen auf dem Podium. Alle waren müde von der vielen Arbeit des Morgens und der drückenden Hitze des Schulzimmers. Sämtliche Zöglinge waren mehr oder weniger aufgereggt, in der Erwartung, nach Hause entlassen zu werden, manche für immer.

Ich erhielt viele freundliche Worte von dem Anstaltsgeistlichen und den Lehrern und empfing ein wohlausgestattetes Schreibzeug als besondere Belohnung, obwohl ich nicht genau wußte, wofür; denn mir war gesagt worden, daß, obgleich mein Aufsatz unzweifelhaft der beste sei, er doch nicht zur Preisbewerbung kommen konnte, in Folge der Umstände, die seine Entstehung begleiteten. Dies jedoch bekümmerte mich nicht im geringsten. Ich war vollkommen glücklich und mehr als zufrieden mit der Belobigung, die mir zuteil wurde.

Kapitel VI.

Die Wahrsagerin.

„O neugieriger Mensch, was forschest du nach Dingen,
Die doch, vorausgewußt, nur Schmerzen mit sich bringen?
Selbst Freud, vorhergeseh'n, gibt Raum nicht freud'gem Hoffen,
Und Leid, vorausgesagt, fühlt man schon eingetroffen.“
Dryden.

In der letzten Zeit meiner Schultage fand ein Ereignis statt, das zwar nicht eigentlich zu der Art von Erlebnissen gehört, die ich erzählen wollte, aber dennoch einige Ähnlichkeit oder Verwandtschaft mit ihnen hat.

Ich verbrachte einige Tage meiner Ferienzeit mit einer Schulkameradin, Alice mit Namen, einem Mädchen, das nur ein Jahr älter, aber bedeutend reicher an weltlichen Erfahrungen war als ich. Sie hatte einige Basen besucht und von ihnen gehört, daß irgendwo in der Nachbarschaft von — ich glaube Bloomsbury — eine geheimnisvolle Dame wohne, die die Kraft habe, in die Zukunft zu blicken und sie vorauszusagen. „Sie ist nicht eine eigentliche Wahrsagerin,“ sagte Alice, „aber sehr klug und eine vollendete Dame — lebt in einem schönen Hause, hat Diener usw. Meine Basen erzählten mir, sie hätte ihnen die wunderbarsten Dinge gesagt.“

„Ich dachte, daß nur Zigeuner wahr sagen,“ erwiderte ich lebhaft interessiert.

„Oh, das scheint etwas ganz anderes zu sein. Meine Basen berichteten mir, daß sehr vornehme Leute zu ihr gingen, um sie über ihre geschäftlichen Angelegenheiten oder über ihre sonstigen Sorgen um Rat zu fragen.“

„Ich habe die Adresse, möchtest du gern hingehen?“
Welches Schulmädchen könnte solch einer Versuchung widerstehen? Ich sicherlich nicht! Ehe wir diese Nacht einschliefen, hatten wir Mittel und Wege besprochen, Einsicht gehalten in den Stand unserer Finanzen und Pläne zurechtgelegt, dieser geheimnisvollen Dame einen Besuch abzustatten. Alice wußte nicht, was es kostete, den Schleier von der Zukunft heben zu lassen, und wir befürchteten sehr, daß unsere verrinten Mittel nicht ausreichen würden. Aber wir beschloßen, es auf eine Probe ankommen zu lassen, und der nächste Tag fand uns auf dem Wege nach dem Teile von London, wo die Dame wohnte.

Jetzt, nach so langer Zeit kann ich mich weder auf ihren Namen, noch auf den Namen der Straße besinnen, ja ich bin sogar nicht sicher, diese jemals gewußt zu haben. Es war Alice, die den Cicrone oder Führer abgab, auf Grund ihrer vorausgesetzten Bekanntschaft in der Metropole und auch auf Grund der Würde, die ihr ihre siebenzehn Jahre über meine sechzehn gaben.

An dem Hause angekommen, wurden wir von einem Knaben im Pagenanzuge in ein Zimmer geführt, das uns im Gegensatz zu den hellen, sonnigen Straßen draußen dunkel wie ein Grab vorkam. Ich fühlte ein leichtes Frösteln und erschauerte vor Ehrfurcht, als ich umherblickte. Das Zimmer war von achteckiger Form, ringsherum mit dunklen Vorhängen versehen, die das Licht, was zu den Fenstern hereinkam, zum größten Teile ausschlossen. In den vielen Ecken zwischen den Vorhängen befanden sich lange schmale Spiegel, die vom Fußboden bis zur Decke reichten. Als wir eintraten, schien es mir, als ob das Zimmer mit Menschen gefüllt sei, und erst, nachdem sich unsere Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, entdeckten wir, daß dies unsere eigenen Spiegelbilder waren. Es lag etwas Eigentümliches in dem Anblicke des Zimmers, und der Wunsch regte sich, ich möchte nicht gekommen sein; aber ich behielt dies Gefühl für mich, denn der Knabe kam zurück, indem er sagte, die Dame wolle eine von uns empfangen.

„Gehe du, Alice!“ sagte ich.

So ging sie, indem sie mich allein ließ in dem düsteren Gemach, wie es mir schien — eine Ewigkeit.

Als sie zurückkehrte, hatte ich mich an das Halbdunkel gewöhnt und konnte erkennen, wie blaß und beunruhigt sie ausah. Ich fühlte mich nervöser und furchtsamer als je. „Was ist denn geschehen? Oh, Alice, wie ist sie denn? Was hat sie dir gesagt?“

„Nicht viel, ich glaube, es ist alles Unsinn; aber jetzt ist es an dir! Der Knabe wartet; ich werde es dir nachher erzählen.“

Mit einem sonderbaren Gemisch von Furcht und dem Verlangen zu lachen folgte ich dem Pagen eine Flucht von Treppen hinauf und in ein Zimmer, das über dem Empfangsraume lag.

Soweit ich es in dem Dunkel erkennen konnte, war das Zimmer dem unteren gleich in Form und Ausstattung. Aber ich könnte nichts, was darin sich befand, beschreiben, außer die Frau mit langem, hellem oder weißem Haar, das lose in starken, welligen Massen über ihre Schultern hing. Sie war in Schwarz gekleidet, ihr Gesicht sah blaß und leidend aus; aber ob sie jung oder alt, hätte ich nicht unterscheiden können, und wenn mein Leben davon abgehängt hätte. Ich hatte den Eindruck von etwas Schwarzem und Weißem, ganz und gar Geheimnisvollem und empfand ein beinahe unwiderstehliches Verlangen, wieder in den Sonnenschein hinaus zu stürzen. Mochte es von meiner aufgeregten Einbildung herkommen oder nicht, ich hatte ein Gefühl von etwas Schauerlichem und Unheimlichem bei dem Anblick dieser schwarz gekleideten, weißhaarigen Frau.

Mein Puls schlug wie ein Hammer, und ich wußte nicht, ob ich weinen oder lachen sollte.

Sie blickte mich einen Augenblick an; dann sagte sie mir, daß ich mich setzen solle.

Ich sah mich um und setzte mich auf den Rand des nächsten Stuhles, den ich erblickte.

„Was ist das für ein Zeichen auf deinem Arme?“ fragte sie hastig. Ich sah schnell auf den Armel meiner Jacke, aber ich bemerkte nichts und sagte dies stammelnd. Sie beachtete dies nicht, sondern fuhr fort rasch zu sprechen. Ich konnte nur hier und da ein Wort auffangen und fragte mich, wovon sie eigentlich rede. Es dauerte einige Minuten, bevor ich erfaßte, daß sie meine Zukunft wahr sagte. Vergeblich versuchte ich, ihr zu folgen und den Sinn ihrer Worte zu verstehen. Je mehr ich mich dazu anstrebte, um so verwirrter wurde ich. Sie sprach hastig mit monotoner Stimme wie eine Person, die sich selber laut vorliest. Einmal fing ich einen oder zwei Sätze auf, die auf ein Zeichen auf meinem Arme und seine Bedeutung Bezug hatten. Dann hörte sie auf, und indem sie mich eine oder zwei Sekunden durchdringend ansah, sagte sie hastig hervorstoßend: „Du hast Augen, die Dinge sehen, für die andere blind sind. Gott helfe dir! Dein Leben wird kein leichtes sein!“ Dann nahm sie den früheren einförmigen Ton wieder auf; doch ihren Worten konnte ich nicht folgen. Ihre Bemerkung in bezug auf meine Augen veranlaßten meine Gedanken zu wandern, und nicht eher, als bis sie zu sprechen aufhörte, begriff ich, daß sie mir wahrgesagt hatte.

Nach einer Pause bemerkte sie, ob ich irgendwelche Fragen zu stellen hätte.

Ja, ich hatte hundert Fragen, aber auf keine einzige konnte ich mich in diesem Augenblicke besinnen.

„Ja, ich möchte wissen“ — und ich zögerte, mich fragend, was ich am liebsten wissen möchte.

„Vielleicht — ob du dich verheiraten wirst?“ warf sie ein.

„Ja!“

„Du wirst in zwei Jahren oder früher verheiratet sein.“

Nochmals versuchte ich eine Frage hervorzustammeln.

„Du hast den Mann noch nicht gesehen, den du heiraten wirst.“

Wieder eine Pause, während der ich versuchte, meine Gedanken zusammenzunehmen; denn die kostbaren Minuten entschlüpfen, und es war so vieles, was ich wissen wollte.

Bevor ich jedoch sprechen konnte, fuhr sie fort:

„Dein Leben wird ein seltsames und ereignisreiches sein, mehr als das gewöhnlicher Sterblicher. Viel wird dir widerfahren, viel Elend, viele Leiden; Sorgen, wie wenige sie kennen, werden dich treffen. Aber dein Los wird viel glücklicher sein, als das der meisten Frauen ist. Deinen Pfad wandelt kaum einer unter Tausenden. Er ist mit Gefahren umgeben, wie sie wenige zu durchleben haben; doch in deinen Händen wird die Kraft liegen, andere zum Glücke zu führen und zu leiten.“

Sie sagte noch viel mehr Worte des Rates und der Warnung in einem freundlich ernstern Tone. Ich fühlte die Tränen in meinen Augen, und mir war, als ob ich ersticken müßte. Dann hielt sie inne und sagte mir kurz, daß ich gehen könne.

Ich stand von meinem Sitze auf, indem ich mich zaghaft fragte, ob ich ihr die Hand geben solle, ehe ich das Zimmer verließ. Aber sie strich sich mit der Hand über ihre Augen wie ermüdet und drückte auf eine Handklingel, welches Zeichen durch das Eintreten des Pagen beantwortet wurde, der die Thür für mich offen hielt. So ging ich, indem ich nach Schulmädchenart meinen Knix machte, die Treppe hinunter, um mit Alice zusammenzutreffen, die mich mit den Worten begrüßte: „Was für eine lange Zeit du gewesen bist; wir müssen schnell zurück!“

Alice war auf unserm Heimwege ungewöhnlich bedrückt und still; aber zuletzt ermannte sie sich, um mit der größten Verachtung von allen Wahrsagerinnen zu sprechen, denen sie, wie sie erklärte, keinen Glauben schenkte.

„Was hat sie dir gesagt?“ fragte ich.

„Nichts als eine Menge von Unsinn; ich kann mich nicht auf die Hälfte davon besinnen.“

„Ich auch nicht! Ich wußte zuerst nicht, wovon sie sprach, und als ich es dann wußte, hatte ich den ersten Teil ganz vergessen und konnte das übrige nicht verstehen. Aber sie sagte mir nachher, daß ich in zwei Jahren verheiratet sein

würde mit jemand, den ich noch nicht gesehen habe. Hat sie dir etwas Ähnliches gesagt?“

„Nein! Sie sagte, ich würde mich nicht verheiraten.“

„Ach! Ist das wahr? Wünschest du dich niemals zu verheiraten.“

„Freilich, kleine Törrin, werde ich mich verheiraten. Bin ich doch jetzt schon verlobt!“

Dies überraschende Bekenntnis brachte unsere Unterhaltung auf ein ganz anderes Thema, und erst als wir nach Hause kamen, erinnerte ich mich plötzlich an die Bemerkung der Frau, die sich auf ein Zeichen an meinem Arme bezog, und ich fragte Alice, ob sie der Wahrsagerin davon erzählt habe.

„Ich? Nein! Ich weiß nichts davon; was ist's?“

Nun ist es eine merkwürdige Tatsache, daß auf meinem linken Arme unter der Schulter ein kleines Zeichen ist, wie ein Kreuz geformt, das, obwohl meist unsichtbar, doch zu Zeiten von einer hellen roten Farbe und dem Auge und Gefühl vollständig deutlich ist. Zufällig war es gerade ganz sichtbar zu dieser Zeit. Doch wie es durch die Ärmel meines Kleides und meiner Jacke erkannt werden konnte, war eine Frage, die ich nicht zu beantworten vermochte.

Es war lange Zeit nachher, als Alice mir im Vertrauen mittheilte, daß die Wahrsagerin ihr einen Unglücksfall vorausgesagt hatte, bei dem sie ernstlich leiden würde oder „sterben, meinte sie wohl,“ fügte Alice hinzu. Dann erinnerte ich mich an die Blässe, die ich an ihr bemerkt hatte, als sie von ihrer Unterredung mit der Wahrsagerin zurückkam, und an die von ihr nachher ausgesprochenen Worte des Zweifels an der Fähigkeit derselben, in die Zukunft zu schauen.

Die Worte der Frau machten, soweit ich mich ihrer erinnerte, zur Zeit einen tiefen Eindruck auf mich, und noch lange nachher kehrten ihre Bemerkungen, daß meine Augen mehr als die anderer zu sehen vermöchten, fortwährend in mein Gedächtnis zurück und brachten mir sehr viel Trost, da sie mir fast zu sagen schienen, daß diese besondere Fähigkeit

eine nicht ganz und gar unbekannte sei, und dies führte mich dahin, die Hoffnung zu hegen, daß es trotz alledem nicht ein Symptom von geistiger Verwirrung sei.

Alice und ich verließen die Schule zur selben Zeit und sahen uns niemals wieder, denn kurz nachher ereilte sie ein schrecklicher Tod. Sie war in Brighton zur Badesaison, als eines Nachts ein Feuer ausbrach und das Hotel, in dem sie wohnte, bis auf den Grund vernichtete. Die arme Alice verbrannte mit einer der Bediensteten, der sie Hilfe zu bringen versuchte. Die Prophezeiung der Wahrsagerin, daß sie sich nicht verheiraten würde, wurde dadurch auf furchtbare Weise erfüllt.

Die Voraussage, die sich auf meine Verheiratung bezog, traf ebenfalls zu; denn zwei Jahre nach dem Tage unseres Besuches bei der weißhaarigen Frau war ich vermählt. Inwieweit sich die übrigen Prophezeiungen, die sich auf meine Zukunft bezogen, erfüllt haben, mögen meine Leser selbst beurteilen.

Kapitel VII.

Wieder meine Schattenfreunde und Tischklopfen.

„Es warfen Schatten
Zu Nacht mehr Schrecken in die Seele Richards,
Als wesentlich zehntausend Krieger könnten,
In Stahl gerüstet.“

Shakespeare, „König Richard der Dritte“.

Während der ersten Tage nach meiner Verheiratung fingen meine Schattenfreunde wieder an, mich aufzusuchen. Verpflanzt aus der Mitte meiner kleinen lärmenden Geschwister, aus dem geschäftigen Leben einer älteren Schwester, Wärterin und Erzieherin bei vier vorlauten, mutwilligen Kindern, in die Einsamkeit meines neuen Heims, für den größten Teil des Tages allein, mit sehr wenig Beschäftigung, die meine Zeit hätte ausfüllen können, war ich entsetzt, als ich fand, daß die alten Einbildungen, Leute um mich her zu erblicken, in voller Stärke wiederkehrten. Vergebens suchte ich andere Mittel, mich zu beschäftigen: Nähen, Lesen, Schreiben. Oftmals, inmitten meines Lesens oder Nähens, fühlte ich mit vollkommener Gewißheit, daß jemand über meine Schultern sah oder mich von der gegenüberliegenden Seite des Zimmers beobachtete oder neben mir saß und mich bis ins Innerste durchschaute. Vergeblich sagte ich mir, daß es Schwachheit sei, sich solchen Einbildungen hinzugeben; sie wollten mich nicht verlassen, bis ich zuzeiten in Verzweiflung meine Arbeit zu Boden schleuderte, mich auf dem Sofa zusammenkauerte

und meine Augen mit einer Decke verhüllte, um die schattenhaften Gestalten vor meinen Blicken zu verbergen.

Zuweilen suchte ich mir Vernunftgründe vorzureden, über mich selbst zu lachen und dann beherzt durch die Zimmer zu gehen, jede Nische und Vertiefung durchsuchend nach etwas, was irgendwie Ursache zu diesen unbestimmten Schrecken sein könne, indem ich mir selbst sagte: „Nun siehst du, es ist nichts hier, vor dem man sich fürchten müsse, nichts, das wie ein menschliches Wesen aussieht, weder wie ein wirkliches noch eingebildetes. So sei nicht töricht und mache dich nicht lächerlich.“ Aber trotz meines widerstrebenden Ichs drängten sich mir diese Schattenleute auf, bis der Gedanke, lange Tage allein zubringen zu müssen, mir Entsetzen einflößte. Ich hatte wenig Freunde in dem Orte und sehr wenig Bekannte daselbst. Die meisten meiner Freunde waren im Süden Englands, so daß ich nur sehr dürftige Quellen des Vergnügens und der Geselligkeit fand. Die Erscheinungen meiner Schattenfreunde, die sich fortgesetzt wiederholten, erschreckten mich außerordentlich.

Bei einer Gelegenheit erwähnte ich davon, daß ich es ungern sähe, allein gelassen zu werden, und sprach von der merkwürdigen Empfindung, die ich hätte, wenn ich mich durch gegenwärtige, ungreifbare Gestalten beobachtet fühlte. Aber der Trost, den ich erhielt, erinnerte mich sehr stark an des Doktors Bemerkung in meiner Kindheit, und die alte Furcht und Besorgnis befiel mich aufs neue.

Ich beobachtete fortwährend meine Empfindungen, indem ich die Erfahrungen des einen Tages mit denen des anderen verglich, diese Woche mit der vorhergehenden, den gegenwärtigen Monat mit dem letzten, um zu wissen ob die geistige Krankheit, mit der ich, wie ich im Innern meines Herzens glaubte, behaftet war, Fortschritte mache, ob die Schwäche zunehme, und ich fragte mich unterdessen, wie lange es mir möglich sein würde, meinen geistigen Zustand vor anderen zu verbergen. Zuweilenkehrten die Erscheinungen tagelang nicht wieder. Dann stieg mein Lebensmut, und ich sang

und tanzte vor Freude eines erleichterten Herzens, denkend, daß diese dunkle Wolke, die mich bedrohte, vorübergehen werde. Aber inmitten meiner Hoffnung konnte ich vor Schrecken halb ohnmächtig werden durch ein Gesicht oder eine Gestalt, die hinter einem Vorhange hervor mich anblickte oder durch eine Tür verschwand, wenn ich das Zimmer durch eine andere betrat.

Während dieser Zeit hörte ich das erstemal den Spiritualismus erwähnen. Dies geschah auf folgende Weise:

Ich war bei einer Freundin zu Besuch, die ein wenig entfernt von meinem Heime wohnte. In der Folge der Unterhaltung vertraute sie mir an, daß sie sehr bekümmert sei, weil ihr Mann sich immer mehr für den Spiritualismus interessiere und einen Kreis der Spiritualisten und ihre Medien aufsuche. Bei mehreren Gelegenheiten habe er sie, wie sie sagte, während des ganzen Abends bis spät in die Nacht hinein allein gelassen, worüber sie sich sehr betrübt fühle. Ich hörte den Berichten zu, mit denen sie mich unterhielt über das Tun und Treiben bei diesen Zusammenkünften, hörte von dunklen Zimmern, sich bewegenden Tischen, fliegenden Spieldosen, von den im „Trance“ Sprechenden Medien, und ich war überzeugt, daß sie ein Recht habe, sich zu beklagen, ja ich wunderte mich sehr, wie ein Mann mit entschieden klarem, gesundem Verstande nur einen Augenblick durch Vorführung solch gewöhnlicher Gauklerkunststückchen unterhalten werden könnte.

Ich ergriff die erste Gelegenheit, um ihm Vorstellungen zu machen, mußte aber erstaunt finden, daß er geneigt war, diese Torheiten mit einiger Ernsthaftigkeit zu betrachten und daß meine Auseinandersetzungen nur eine gelehrte Abhandlung über spiritualistische Hypothesen und Beschreibungen der Manifestationen hervorrief.

Betrübt und ärgerlich über die Leichtgläubigkeit, die er anscheinend zeigte, brachte ich jeden erdenklichen Beweisgrund hervor, um darzulegen, wie völlig widersinnig die spiritualistischen Ideen seien, wie leicht alle die erwähnten Manifestationen in der — wie man sagte — unbedingt dazu notwendigen

Dunkelheit ausgeführt werden könnten, und wie lächerlich es sei für irgend jemand mit einem Funken von richtigem Verstande, zu glauben, daß ein Tisch von sich selbst herumgehen und mit Intelligenz die Fragen beantworten könne, die an ihn gestellt wü. den.

Die einzige Antwort auf meine lange Entgegnung war eine Aufforderung, es selbst zu versuchen und zu sehen, was ich jedoch kurz und bündig ablehnte. Ich glaubte nicht, daß irgendwelche Wahrheit in der Behauptung liege, Möbelstücke könnten von selbst sich bewegen, und wenn es wahr sei, dann — so sagte ich mir — war es ein Werk des Bösen. Mit diesem logischen Schlusse lehnte ich es ab, die Sache weiter zu besprechen. Während der folgenden Tage kehrten meine Gedanken häufig zu meines Freundes merkwürdiger Leichtgläubigkeit zurück, die mich nicht wenig geschmerzt und enttäuscht hatte. Seit der Zeit unserer ersten Begegnung in der Sonntagschule hatte ich immer eine aufrichtige Hochachtung vor seiner vollkommenen Wahrhaftigkeit, seinem ehrenhaften und wahrheitsliebenden Charakter, vor seiner ruhigen, kühlen Überlegung und seiner Fähigkeit, zu urtheilen. Alles dies machte seine Ansicht in allgemeinen Dingen sehr gesucht und geschätzt. Daß er auch nur für einen Augenblick einem solchen Gegenstande einen ernsthaften Gedanken schenken könne, berührte mich sehr unangenehm, und ich überlegte, welche Gründe gegen die Sache vorzubringen seien, wenn ich ihn wiedersehen würde. Je mehr ich darüber nachdachte, desto schrecklicher schien mir die Täuschung und desto notwendiger war es, daß er davon überzeugt werden mußte, daß alles vollständiger Unsinn sei.

Als er mich wieder aufforderte, „es selbst zu versuchen und zu sehen“, legte ich meine Abneigung, ihm zu willfahren, selbst wenn es für einen guten Zweck sein sollte, beiseite und willigte ein, im Verein mit zwei oder drei Besuchern des Hauses meine Hände auf einen kleinen Tisch zu legen. Sie betrachteten es augenscheinlich als einen guten Spaß und waren voll freundiger Erwartung, aber ich konnte kein Ver-

gnügen daran finden. Ich hatte das ruhige Vertrauen, daß meine Freunde die Torheit der Behauptung, der Tisch könne irgendwelche Zeichen von Intelligenz geben, einsehen würden.

Zu meinem Erstaunen und vielleicht auch zu meiner Abscheu schien eine zitternde, vibrierende Bewegung in dem Holze der Tischplatte zu sein, die sich allmählich über alle Teile derselben verbreitete, bis sie mehr und mehr hervortrat und zuletzt in einer regelmäßigen wiegenden Bewegung gipfelte. Dieses schend, fing Mr. F. . . . an, Fragen zu stellen, und er wies den Tisch an, mit einem Fuße einmal zu klopfen für „Nein“, zweimal für „Ungewiß“, dreimal für „Ja“. Verschiedene Fragen wurden gestellt und mehr oder weniger wahrheitsgetreu beantwortet. Dann sagte Mr. F. zu mir: „Was denken Sie nun davon?“

„Ich denke, Sie bewegen ihn,“ antwortete ich, und gerade als ich sprach, glitt mein Stuhl mit mir über das Zimmer und schlängelte sich hinauf auf das Sofa. Ich sprang herunter und halb ärgerlich, halb lachend beschuldigte ich Mr. F., daß er Drähte oder Magnete benütze, und ersuchte ihn zur selben Zeit, sich vom Tische zurückzuziehen. Daraufhin verließ er nicht nur den Tisch, sondern ging aus dem Zimmer, und ich verschloß die Thür, um ihn am Wiederkommen zu verhindern. Dann setzte ich mich in Gesellschaft meiner anderen Freunde zum zweiten Male an den Tisch. Wieder glitt mein Stuhl über die Dielen, und als er des Sofas wegen sich nicht weiterbewegen konnte, hob er sich selbst und mich auf dasselbe hinauf wie zuvor. Auf mein Ersuchen ging einer meiner Freunde nach dem andern hinweg, bis ich allein mit meinen Fingern die Tischplatte berührte. Noch bewegte sich der Tisch; wenn keine Fragen gestellt wurden, wiegte er sich hin und her, erst einen Fuß, dann einen andern aufhebend, dabei halb sich herumdrehend, und in dieser Weise machte er die Runde durch den ganzen Salon; ich folgte ihm, indem ich meine Fingerippen auf seine Oberfläche drückte. Es schien mir etwas „Unheimliches“ darin zu liegen; zuweilen schüttelte er sich, wie man sich einbilden konnte, mit

einem verhaltenen Lachen. Manchmal machte es den Eindruck, als ob er ein lebendes Wesen sei, das mit einer sanften, hebenden Bewegung atme. Dann wieder machte er einen plötzlichen Sprung, als wenn er sich unter meinen Händen hinwegreißen wollte. Als ich diesen Abend nach Hause ging, sehr bestürzt über das Ergebnis des Experiments, erinnerte ich mich daran, daß Mr. F. uns manchmal mit kleinen Vorstellungen von Mesmerismus unterhalten hatte, und mit dieser Erinnerung schien sich mir eine mögliche Erklärung des Geheimnisses von den Bewegungen der Tische und Stühle zu geben.

Wenn es möglich war, Personen durch Magnetismus zu beeinflussen und sie seinem Willen gehorsam zu machen, war es da nicht auch möglich, leblose Gegenstände, wie Tische und Stühle, unter dieselbe Macht zu bringen und so zu beeinflussen, daß sie sich bewegen oder etwas tun in Übereinstimmung mit dem Willen des Veranstalters? Ich hatte niemals von einer solchen Möglichkeit gehört; aber das war kein Grund, weshalb es keine Begründung für diese Annahme geben sollte. Je mehr ich darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher erschien es mir, und indem ich diesen Gedanken mit den andern besprach, die an dem Tischklopfen-Experimente teilgenommen hatten, beschloßen wir, diese Frage dadurch zu entscheiden, daß wir uns am nächsten Abende wieder treffen und es nochmals versuchen wollten, ohne Mr. F. und Mrs. F. von unserer Absicht zu unterrichten.

Demgemäß sah uns der nächste Abend in meinem Heime versammelt, mit mir sechs Personen. Wir glaubten, daß es besser sei, den einfachen, ungemalten Küchentisch zu benutzen, da derselbe fester auf seinen Beinen stehe und weniger durch einen unbewußten Druck unserer Hände bewegt werden könne als der kleine, runde, dreibeinige Tisch, den wir am vergangenen Abende gebraucht hatten. Wir setzten uns um den unbedeckten Tisch, zwei auf jede Seite und eines an jedes Ende. Unsere Hände legten wir auf seine Oberfläche, indem wir unsere Finger aneinander schlossen, um eine vollständige

Kette zu bilden. Es dauerte nicht lange, vielleicht eine halbe Stunde, bis dieselben zitternden und vibrierenden Empfindungen gefühlt wurden, die sich zuerst anscheinend unter unseren Fingern bemerkbar machten, dann dem ganzen Tische sich mitteilten, der sich in kurzer Zeit in einer wiegenden oder richtiger gesagt wogenden Bewegung befand, ohne sich tatsächlich von der Erde zu erheben.

Kapitel VIII.

Der Tisch verrät Geheimnisse.

„Ist es dein Geist, den du sendest von dir,
So heimatfern, zu erkunden mein Tun,
Torheit und unnütze Stunden von mir?“
Shakespeare, „Sonette“.

Wir fingen an, Fragen zu stellen, indem wir dieselben Zeichen wie Mr. F. benutzten, und erhielten Antworten durch die wiegenden Bewegungen. Als jemand einwandte, daß diese Bewegungen unbestimmt seien und leicht mißverstanden würden, erhob sich zu unserm Erstaunen der Tisch sanft auf einer Seite von der Erde und klopfte mit einem Fuße deutlich und unverkennbar.

Wir stellten unzählige Fragen von mehr oder weniger törichtem Charakter. Ein Herr erkundigte sich, wie ich mich erinnere, besonders danach, ob der Tisch von irgendeinem verborgenen Schatze wisse und ihm zu dessen Auffindung verhelfen könne.

Wir erfragten unser Alter, das Datum unserer Geburt, die Stunde des Sonnenauf- und -untergangs, die Kornpreise, in der Tat alles, was uns nur einfiel.

Die Antworten fielen, glaube ich, meistens unbefriedigend aus, obgleich einige richtig waren.

Zuletzt hatten wir unseren Vorrat an Nachfragen erschöpft und beriethen miteinander: „Welche Frage sollen wir jetzt an den Tisch richten?“ Plötzlich sagte ich: „Weißt du, wo sich mein Vater an diesem Abend befindet?“ und die

Antwort kam schnell durch dreimaliges deutliches Erheben des Tisches: „Ja!“

Verwunderlicher Weise nun wußte niemand von uns, wo mein Vater sich augenblicklich befand, und wir erwarteten begierig Nachrichten von ihm.

Meine Mutter quälte ein inneres Leiden, und sie war von London nach der Stadt Durham gereist, um einen Spezialisten zu konsultieren. Er hatte sein Urtheil dahin abgegeben, daß eine Operation notwendig sei, und mein Vater war davon unterrichtet und gebeten worden, zu ihr zu kommen, um den Arzt zu befragen, ob die Ausführung dieser Operation ratsam sei, da meine Mutter sich zu nervös fühlte, darüber in seiner Abwesenheit zu entscheiden. Auf diesen Brief kam keine Antwort; ein zweiter, sogar ein dritter wurde abgeschickt mit demselben Ergebnis. Wir konnten nur zu dem Schlusse kommen, daß man den Vater weggerufen, nachdem meine Mutter von zu Hause abgereist war, und er die Briefe nicht erhalten hatte.

In einem Briefchen, das ich diesen Morgen von ihr zugeschickt bekam, ersuchte sie mich, am folgenden Tage zu ihr zu kommen, da sie ganz unruhig wäre, weil sie nichts vom Vater höre. Daher meine Frage an den Tisch und mein Erstaunen über die Antwort.

„Wo ist er denn?“ war unsere nächste Nachfrage, aber hier entstand eine Schwierigkeit. Unsere Zeichen reichten nur zu „Ja“ oder „Nein“ und „Weiß nicht“, und dies war eine Frage, die durch keines dieser Worte beantwortet werden konnte. Jemand erbot sich das Alphabet zu wiederholen, und der Tisch willigte ein, einen Fuß zu erheben bei den Buchstaben, die den Namen des Ortes bildeten, den er zu erwähnen wünsche. Nach ziemlich vielen Fehlern, Wiederholungen und Schwierigkeiten erhielten wir das Wort „Swansea“.

„Meinst du, daß er in der Stadt Swansea in Wales ist?“ fragten wir.

„Ja.“

„Wie lange ist er dort gewesen?“ (zehn Klopf-töne.) —

„Bedeutet dies zehn Tage?“

„Ja.“

„Unmöglich, das kann nicht wahr sein. Wir wissen, daß er seit dieser Zeit in London war.“ (Wieder zehn Klopf-töne.)

„Bist du ganz sicher, daß es zehn Tage sind?“

„Ja.“

„Was macht er dort?“

„Weiß nicht.“

„Ist er in einem Hotel?“

„Nein.“

„Besucht er Freunde?“

„Nein.“

„Das ist zu dumm! Wenn er nicht in irgendeinem Hause oder Hotel ist, so kann er nicht dort sein.“

„Ja.“

„Wo denn?“

Hier riet jemand „Schiff“.

„Ja.“

„Meinst du, daß er auf einem Schiffe ist?“

„Ja.“

„Auf welchem Schiffe? Welches ist sein Name?“

Hier begann von neuem die Wiederholung des Alphabets, und nach einer Weile erhielten wir den Namen „Lizzie Morton“.

„Meinst du, daß er an Bord eines Fahrzeuges sich befindet, welches ‚Lizzie Morton‘ genannt ist, und daß er zehn Tage in Swansea war?“

„Ja.“

„Das ist eine merkwürdige Sache,“ bemerkte jemand aus dem Kreise.

„Haben Sie irgendeinen Anhalt dafür, daß er dort sein kann?“

„Nein,“ antwortete ich, „er war in London und hatte die Absicht, eine kleine Geschäftssache zu beenden und Mama

nach Durham zu folgen; aber er ist weder gekommen, noch hat er ihre Briefe beantwortet. Aber er würde sicher geschrieben haben, wenn er irgendwohin gerufen worden wäre. Ich glaube, es ist alles Unsinn, daß ein Tisch dies wissen kann.“

„Aber,“ erwähnte ein Herr, „sie sagen, es ist ein Geist, der den Tisch bewegt.“

„Bist du ein Geist, der diesen Tisch bewegt?“

„Ja.“

„Der Geist eines Mannes?“

„Nein.“

„Der Geist einer Frau?“

„Ja.“

„Welches ist dein Name?“

„Mary C—.“

„Das war der Name meiner Großmutter.“

„Bist du meine Großmutter?“

„Ja.“

„Hast du meinen Vater in Swansea gesehen?“

„Ja.“

„Und ist er jetzt dort?“

„Ja.“

Zu sagen, daß wir erstaunt waren über das Resultat unseres „Tischklopfen“-Experiments, das genügt kaum, unsere Gefühle auszudrücken. Ich für meine Person fühlte mich vollständig verwirrt und nicht wenig aufgeregt und ratlos; ich zerbrach mir den Kopf, ob ich meiner Mutter mitteilen solle oder nicht, was wir getan hatten.

Am nächsten Morgen auf der Reise nach Durham fragte ich mich noch, ob ich meiner Mutter gegenüber irgend etwas über diesen Gegenstand erwähnen sollte und beschloß, es nicht zu tun. Die ganze Sache schmeckte zu sehr nach Geheimnis, und ich hatte noch eine zu klare Erinnerung von der ungläubigen Aufnahme meiner Erzählungen von meinen Traum- oder Schattenfreunden und schreckte davor zurück, den Unglauben zu sehen, der, wie ich fühlte, in ihren Blicken sich

zeigen würde, selbst wenn sie davon abstecken sollte, ihn in Worten auszudrücken.

Als ich das Haus erreichte, wo meine Mutter weilte, hatte ich kaum zwei Sätze mit ihr gesprochen, da sagte sie: „Ich habe einen Brief vom Vater an diesem Morgen erhalten. Er ist in Swansea und hat jetzt erst meine Briefe, die Operation betreffend, erhalten.“ Ich fühlte, wie mir heiß und kalt wurde und das Zimmer sich mit mir zu drehen schien.

„Was fehlt dir?“ fragte meine Mutter. „Bist du nicht wohl?“

Ich mußte kaum, was ich antwortete. Aber am Ende erzählte ich ihr die ganze Geschichte von unseren zwei Tischklopfen-Experimenten.

Was auch meine Mutter dachte, sie unterließ, irgendwelchen Unglauben auszudrücken und schlug vor, sofort zu schreiben und zu fragen, ob die anderen Angaben wahr seien, was auch geschah.

Ich weiß nicht, ob der Brief jemals beantwortet wurde; aber zwei Tage später kam mein Vater, und ich holte ihn von der Station ab.

Auf unserem Wege nach Hause fragte er mich, wer meine Mama besucht oder ihr geschrieben und von seinen Spekulationen mitgeteilt habe.

„Ich weiß nicht; ich glaube, niemand hat es getan,“ antwortete ich.

„Jemand hat es getan,“ sagte er, „wie könnte sie sonst von dem Fahrzeuge wissen?“

„Hast du denn wirklich etwas mit einem Schiffe zu tun gehabt, das ‚Lizzie Morton‘ hieß, Papa? Und bist du die ganze Zeit in Swansea gewesen?“

„Nun ja, ich war einige Tage dort wegen eines kleinen Geschäfts, das in Verbindung mit der ‚Lizzie Morton‘ stand. Aber warum all dieser Lärm deshalb? Ich bekam meine Briefe erst vor drei oder vier Tagen, da ich unterwegs und sehr beschäftigt war.“

„Warst du zehn Tage dort, als du Mama zuerst von Swansea geschrieben hast?“

„Zehn Tage? O nein! Ich kann nicht genau sagen, wieviel Tage, aber es war nicht lange.“

„Wann hast du London verlassen?“

„Am zehnten!“

„Und du schriebst Mama am zwanzigsten; das sind zehn Tage.“

„Nun ja, ich glaube, es wird wohl so sein. Die Zeit vergeht schnell, wenn man viel zu tun hat.“

Späterhin verstanden wir die Ursache seiner Abwesenheit von zu Hause. Wie die meisten Männer, die den größten Teil ihres Lebens auf der See zugebracht haben, hatte mein Vater, trotz seines Entschlusses, sich als Landbewohner niederzulassen, die Anziehung von Schiffen und Schifffahrt unwiderstehlich gefunden. Er hatte bei mehreren Gelegenheiten Geld in Schiffen angelegt und es verloren, so daß meine Mutter eine berechtigte Furcht davor hatte, daß er in unglückliche Spekulationen hineingezogen werden könne.

Sogleich nach der Abreise meiner Mutter von London nach Durham, wohin mein Vater ihr in ein oder zwei Tagen zu folgen sich eingerichtet hatte, kam er zufällig mit einem alten Freund zusammen, der im Begriff war, nach Swansea zu gehen, um dort ein Schiff zu besichtigen, das zum Verkauf stand, und er lud meinen Vater ein, ihn zu begleiten. Schnell bereit willigte er ein, und sie reisten zusammen. Nach der Besichtigung des Schiffes wurde mit ihm eine Probefahrt unternommen, und die vorausgehenden Veranstaltungen für die Übergabe des Fahrzeuges begannen.

Es war richtig, was er gesagt hatte: „Die Zeit vergeht schnell, wenn man viel zu tun hat.“ Erst als er nach seinen Briefen auf der Post nachfragte, wo sie mehrere Tage für ihn bereit lagen, erfuhr er, wie besorgt wir nach Nachrichten von ihm ausgeschaut hatten. Es war leicht genug, diese Erklärung zu erhalten; aber zu verstehen, wie der Küchentisch es wissen und diese Einzelheiten uns

mitteilen konnte, war eine Aufgabe, die nicht so leicht zu lösen war.

„Verlaß dich darauf, mein liebes Kind,“ sagte der Vater, „es ist Hexerei oder Teufelei darin, eins oder das andere, und es wäre besser, du ließe dich nicht ein mit solchen Dingen.“ Zur selben Zeit war er ganz begierig darauf, es selbst zu versuchen und den Tisch zum Bewegen zu bringen, und als er nach wiederholten Versuchen es endlich erreichte, interessierte er sich sehr für das Resultat. Er sagte mir nachher ganz ernsthaft, daß er glaube, die spiritualistischen Leute haben trotz aller Anfeindung mehr als halb recht, sonst sei die Sache unbegreiflich.

Kapitel IX.

Materie durchdringt Materie.

„Geheimnisvolles, das uns Unbekannte
Bezaubert uns; noch Kinder sind wir immer
Voll laun'icher Wünsche; ängstlich wir umschlingen
Mit einer Hand das Liebe, uns Bekannte,
Entschlossen tastend mit der andern immer
Ins Dunkel dessen, was der Tag wird bringen.“
Longfellow.

Obwohl ich bestürzt und verwirrt war, konnte ich doch nicht so schnell meine früheren Lehren bei Seite werfen und mit meines Vaters Schlußfolgerung übereinstimmen. Meine Freunde Mr. und Mrs. F. wurden von dem Resultat unseres Experimentes und seiner Bewahrheitung unterrichtet. Nach kurzer Beratung wurde vereinbart, daß alle die Freunde, die an dem beschriebenen Tischklopfen teilgenommen hatten, an einem Abend in der Woche zu weiteren Experimenten während der ganzen Wintermonate zusammenkommen sollten und sehen, was daraus entstehen würde.

Wir waren alles in allem acht Personen. Mit sehr wenigen Ausnahmen wurde an dieser Vereinbarung festgehalten. Wir versammelten uns regelmäßig zu der festgesetzten Stunde an demselben Abende in jeder Woche, und in keinem Falle war unsere Zusammenkunft ohne Resultate. Manchmal wurde deutliches Klopfen auf dem Tische gehört, und wir erhielten durch dasselbe Antwort auf unsere Fragen.

Zuweilen wurden Botschaften buchstabiert mit Hilfe des Alphabets wie bei unserm ersten Versuche, manchmal löschten

wir die Lampen aus und saßen in vollständiger Dunkelheit; wir sahen häufig blinkende Lichter, leuchtende Wolken über unseren Köpfen schweben. Zuweilen bemerkten wir ein beständiges sanftes Leuchten, das aber immer dahinschwand, wenn wir versuchten, das Wesen dieser Erscheinung zu ergründen.

Manchmal legten wir einen kleinen Gegenstand, wie einen Ring, einen Manschettenknopf oder eine Münze auf den Tisch und baten, daß sie durch diese merkwürdige Intelligenz oder Kraft hinweggenommen werden möchten. Wir saßen und wachten mit unsern acht Paar Augen. Bei einer Gelegenheit wurden ein Paar Manschettenknöpfe auf den Tisch gelegt, und wir beobachteten sie sorgfältig; aber sie machten keinen Versuch, sich zu bewegen.

Endlich nahm das Klopfen oder Bewegen des Tisches, — wir benutzten immer denselben einfachen Küchentisch — unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und auf wenige Augenblicke wurden die Manschettenknöpfe nicht beachtet. Während der ganzen Zeit war die Kette unserer Hände nicht gebrochen und das Alphabet wurde emsig wiederholt, um die Botschaften von dem Tische zu erhalten.

Zuletzt hatten wir die verschiedenen Buchstaben zusammengestellt und die Worte herausbekommen: „Sucht nach den Manschettenknöpfen!“ Dann sahen wir, daß sie nicht mehr auf dem Tische waren.

Unser erster Gedanke war, daß sie durch die Bewegungen des Tisches auf den Boden hinabgerollt seien, und ein allgemeines Suchen sollte eben beginnen, als wir aufgehalten wurden durch weiteres bedeutsames Klopfen und daraus nach einiger Zeit entnahmen, daß die Manschettenknöpfe nicht mehr im Zimmer, sondern in dem angrenzenden Salon lägen. Dieses glaubten wir nicht, da die Thür zu dem Zimmer, in dem wir uns versammelt hatten, verschlossen und nicht wieder geöffnet worden war. Dann stellten wir eine Reihe von Fragen wie in dem bekannten Pfänderspiel, bei dem die Antworten aus „Ja“ oder „Nein“ bestehen.

„Sind sie auf einem Tische?“

„Nein.“

„Befinden sie sich auf dem Kamin?“

„Nein.“

„Sind sie in einer Vase?“

„Nein.“

„Liegen sie in irgend etwas?“

„Ja.“

Zuletzt brachten wir heraus, daß sie in einem Blumentopfe auf dem Blumenständer an dem Fenster sich befänden, das am weitesten von der Thür entfernt war. Dahin begaben wir uns und untersuchten sorgfältig die Blumentöpfe. Einer der Herren hob vorsichtig die Blätter der Pflanzen mit der Spitze eines Bleistiftes in die Höhe, und die übrigen von uns sahen erwartungsvoll zu.

Sedoch keine Manschettenknöpfe waren da. Dies war der erste wirkliche Fehler, den der Tisch gemacht hatte; und wir fragten uns, was wir nun tun sollten. Wir setzten uns wieder hin und legten unsere Hände wie zuvor auf den Tisch, indem wir ihn feierlich davon in Kenntnis setzten, daß er Tatsachen falsch angegeben habe und daß die Manschettenknöpfe nicht in dem erwähnten Blumentopfe seien. Da sie wertvoll waren, wünschten wir ohne weiteren Verzug zu erfahren, wo sie sich tatsächlich befänden.

Nach einer kleinen Schwierigkeit schien er sozusagen wieder in seine gewohnte Tätigkeit zu kommen. Es wurde ausgesagt, daß kein Fehler gemacht worden sei, sondern daß die Manschettenknöpfe wirklich in dem Blumentopfe lägen.

„Aber wir haben in jeden hineingeblickt und haben selbst gesehen, daß sie nicht darin sind.“

„Ihr habt nur auf und nicht in die Blumentöpfe gesehen!“

Dies war wahr genug. Sicherlich hatte niemand von uns daran gedacht, in die Blumentöpfe hineinzuschauen.

Nachdem wir nun erfahren hatten, welchen wir untersuchen sollten, begaben wir uns alle wieder in das nächste

Zimmer, nahmen den in Frage kommenden Blumentopf und prüften ihn sorgfältig. Wenn ich mich recht besinne, war die Pflanze ein sehr schönes Geranium. Da war kein Zeichen irgendwelcher Störung des ganz harten und dichten Erdballens zu merken. Aber nachdem wir mit einiger Schwierigkeit die Erdmasse umgekehrt und herausgenommen hatten, fanden wir an den Wurzeln der Pflanze die vermissten Manschettenknöpfe glänzen. Wie sie dorthin kamen, wie sie durch die zugemachte und verschlossene Thür hindurch getragen worden waren, ja wie sie vor unseren Augen verschwand, während wir am Tische saßen, dies alles war mehr, als wir zu erklären hoffen konnten. In der That weiß ich nicht sicher, ob es irgendeins von uns versuchte. Mit den Manschettenknöpfen an den Tisch zurückkehrend, legten wir sie wieder auf denselben und nahmen unsere Sitze ein. Kaum hatten wir dies getan, waren sie wieder fort. Diesmal sollten wir, wurde uns gesagt, in einem japanischen Kasten auf einem hohen Regale nachsehen. Eins stieg auf einen Stuhl, nahm den Kasten herunter und stellte ihn vor uns hin. Als wir den Kasten öffnen wollten, war er zufällig verschlossen, so daß der Schlüssel dazu gesucht werden mußte. Beim Öffnen desselben wurden die Manschettenknöpfe in dem Innern einer silbernen Teekanne gefunden, die der Kasten enthielt. Die Manschettenknöpfe lagen vor uns auf dem Tische, um den wir uns nochmals gesetzt hatten, und jetzt, das drittemal, verschwanden sie augenblicklich; nach langem Suchen brachen wir die Sitzung ab, weil wir sie nicht finden konnten, und wir nahmen eine Tasse Kaffee ein, ehe wir uns trennten. Einer unserer Freunde, der eben seinen Kaffee trinken wollte, bekam ihn in sein Gesicht gespritzt; die Manschettenknöpfe waren auf geheimnisvolle Weise anscheinend aus der Höhe in seine Tasse gefallen, und wir fischten sie mit einem Teelöffel heraus. Die meisten von uns, glaube ich, sahen unsere Experimentier-Abende nur als ein Vergnügen an oder als eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit des Alltags-

lebens, und die Würze des Geheimnisvollen in der ganzen Sache schien unseren Zusammenkünften eine Art von pikantem Interesse zu geben, welches andere Vergnügungen nicht zu gewähren vermochten.

Auf alle Fälle wurde jedesmal etwas Neues versucht, wenn wir zusammentrafen, oder es wurde uns etwas Neues gesagt, so daß wir, anstatt zu ermüden, alle danach verlangten, die Zusammenkünfte weiter fortzusetzen.

Während einer langen Zeit war es zweifelhaft, ob irgendwelche von uns die Sache mit nur einigem Ernst betrachteten. Es war amüßant, überraschend und rätselhaft. Aber das war alles. Wir waren alle jung, nahmen das Leben leicht und freuten uns, ein gemeinsames Interesse zu haben, das sechs oder acht gute Freunde in stetigen Verkehr brachte.

Mr. F. war der Belesenste in unserem Kreise. Er brachte uns gewöhnlich Nachrichten von der spiritualistischen Bewegung, die wir mit gemischten Gefühlen aufnahmen. Zuerst waren wir alle mehr oder weniger geneigt, die Behauptungen bezüglich der wunderbaren Phänomene zu bezweifeln, die den Geistern der abgeschiedenen Freunde zugeschrieben wurden. Mir widerstrebte der Gedanke tatsächlich vollständig.

Die Bewegungen von Tischen und Stühlen, das Verstecken von Ringen und Manschettenknöpfen, dies schien so ganz und gar trivial und hatte mehr einen Beigeschmack von den Streichen spaßliebender, mutwilliger Knaben als von Betätigung der Geister seliger Toten, die, wie alle orthodoxen Christen glaubten, weit von uns entfernt in dem Lande seien, das unser Auge nicht gesehen, zu glücklich an den seligen Gestaden des kristallinen Sees, zu geschäftig im Loben und Preisen des Schöpfers, um zu der düsteren alten Erde herniederzusteigen und uns Unterhaltung von so törichter Art zu verschaffen.

Dies konnten wir nicht einen Augenblick als wahr annehmen; vielleicht waren diese „Geister“ Bewohner der Unter-

welt, arme Unglückliche, von dem Paradies der Seligen ausgeschlossen. Aber hierbei vermochten wir wieder nicht die beiden Gedanken zu vereinbaren. Die Manifestationen, wenn auch unbedeutend, waren vollständig harmlos und frei von allem Bösen, sogar die Bewegungen des Tisches machten den Eindruck von ausgelassenen, knabenhaften Scherzen, denen zu widerstehen unmöglich war.

Kam es vor, daß wir bedrückt oder nicht gut gelaunt waren, so stellte ein halbstündiges Sitzen an dem Tische die frohe Stimmung wieder her und machte uns heiter und gesprächig. Zuweilen spielte einer des Kreises eine Weise auf der Konzertina, während die anderen eine Kette um den Tisch bildeten, indem sie ihre Hände flach auf die Tischplatte legten. In ganz wenigen Minuten fing ohne Ausnahme die vibrierende und wellenförmige Bewegung an, und nach und nach paßten sich die Bewegungen der Melodie an, die vortragen wurde. Wenn es eine sanfte, traurige Melodie war, so waren die Bewegungen, die wellenförmig und rhythmisch und im richtigen Zeitmaße sich zeigten, auch sanft. War es eine lebhaftere Weise, so waren die Bewegungen schnell, lebhaft und entschieden. Ein Marsch oder eine Nationalhymne schien die entsprechenden Gefühle zu erregen, wenn man es so ausdrücken kann. „Yankee Doodle“ im besonderen rief immer einen wunderbaren Effekt hervor und wurde gewöhnlich von uns auf das große Finale aufgespart, weil die Bewegungen des Tisches beinahe unkontrollierbar wurden, und gewöhnlich waren wir dann alle gezwungen, von unseren Sitzen aufzustehen und den Tisch zu begleiten, der eifrig bestrebt zu sein schien, dem Spielenden zu folgen. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Bewegungen in dem Tische, die vibrierenden und wellenförmigen, Freude und Begeisterung zum Ausdruck brachten, während die Melodie des „Yankee Doodle“ gespielt wurde. Hingegen wenn „God save the Queen“ erklang, drückte der Tisch ebenso unverkennbar eine gewisse verdrießliche Mißbilligung aus, entweder durch vollständige Ruhe oder durch schwere Schläge, die auf seiner Oberfläche er-

dröhnten oder dadurch, daß er sich in die Höhe hob und schwerfällig auf die Erde zurückfiel.

Eine besonders langsame Psalmweise schien seine Abneigung im höchsten Grade hervorzurufen, und es war unser größtes Entzücken, unseren Musikanten zu veranlassen, sie so gedehnt wie nur irgend möglich zu spielen. Dann krümmte, drehte und wandte sich der Tisch beinahe ganz auf die umgekehrte Seite, indem er die Bewegungen zu kurzen ärgerlichen Sprüngen veränderte, gewöhnlich in der Richtung nach dem Spieler hin, oder zu heftigen Schlägen auf die Dielen, zu Schlägen, die ein weniger standhaftes Möbelstück zertrümmert haben würden.

In der That dauerte es nicht lange, bis der schwere, früher festgefügte Küchentisch einen Besuch in eine Werkstatt machen mußte, um seine Gelenke befestigt zu erhalten und nach unseren Experimenten sich einer allgemeinen Ausbesserung zu unterziehen.

Alles dies war sehr amüßant, und wir erfreuten uns außerordentlich daran, obgleich mein Patriotismus die Aufnahme, die unsere Nationalhymne fand, immer mißbilligte, und trotz des Spases entsetzte ich mich ein wenig über den Ärger, der sich zeigte, wenn die Weise des „Old hundred“ eintönig gespielt wurde. Mochte die Musik auch noch so gräßlich klingen, so war doch der Gegenstand ein religiöser, und es widerstrebte meinem Herzen, daß die Sache so leicht behandelt wurde, obgleich zu derselben Zeit sich niemand mehr über einen Spas freute als ich.

Zuweilen sangen wir. In diesen Fällen wurden wir jedesmal durch rhythmische Bewegungen oder durch Klopfen auf dem Tische begleitet.

Mehrere Methoden wurden versucht, um das Hervorklopfen der Botschaften zu erleichtern. Das Alphabet wurde auf den Tisch geschrieben und ein Zeiger auf einer Art Drehring angebracht, der die Buchstaben bezeichnete.

Aber dies befriedigte uns nicht. Die Bewegungen waren unsicher und die Botschaften ungenügend. In der That, die

Botschaften, die wir erhielten, wurden immer mit einem gewissen Grade von Unglauben aufgenommen, weil man uns bereits ein- oder zweimal, wie wir annahmen, zum Besten gehalten hatte und wir daher einem Schabernack zum Opfer gefallen waren. Bei einer Gelegenheit war eine lange Botschaft in Französisch hervorgeklopft und genau notiert worden. Sie hatte den Zweck, daß einer Madame Poltan oder Poetan, die in der Nachbarschaft von Havre lebte, geschrieben und sie benachrichtigt werden sollte, daß ihr Sohn Jean ertrunken sei. Datum und Name des Ortes, also wann und wo der Unglücksfall stattgefunden hatte, wurden angegeben. Einer aus unserem Kreise übernahm es, der Dame unter der angegebenen Adresse zu schreiben und in einem sorgsam verfaßten Briefe ihr die Botschaft zu überbringen. Dies wurde getan; aber wir hörten niemals irgendetwas von der Sache. Der Brief wurde nie zurückgeschickt; aber dies, so schlossen wir, war kein Grund, anzunehmen, daß er jemals die in Frage kommende Dame gefunden habe. War er aber wirklich einer Person dieses Namens und dieser Adresse ausgehändigt worden, so war immer noch kein Beweis da, der die Wahrheit der behaupteten Tatsache feststellte. Auf jeden Fall hörten wir nichts mehr von der Angelegenheit, und keine Notiz wurde jemals von der Botschaft genommen, die wir gewissenhaft übermittelt hatten. Mehr als eine zweifelhafte Mitteilung war auf diese Weise hervorgeklopft worden, die sich entweder als falsch erwiesen hatte oder deren Wahrheit wir nicht bestätigt erhalten konnten, so daß wir zuletzt den Versuch aufgaben und einfach hörten, was uns gesagt wurde, und über ihren Wert unser eigenes Urteil bildeten und die Botschaft für uns behielten.

Wahr war es, daß es gegen all die falschen oder zweifelhaften Mitteilungen, die wir erhielten, einen schlagenden Gegensatz gab, der meinen Vater und seinen Aufenthaltsort betraf, und der sich, wie wir gesehen, in jeder Hinsicht als Wahrheit erwiesen hatte.

Und dies Körnlein Wahrheit veranlaßte uns, die Experi-

mente zu beginnen mit der Hoffnung, mehr zu finden, und fortzufahren trotz der Entmutigung, die wir durch manche irreleitende Botschaft erhielten.

Aber dennoch fing ich an, das, was wir erlebt hatten, schrecklich rätselhaft zu finden und mich zu fragen, was wohl aus all diesem noch entstehen würde.

Kapitel X.

Erste Versuche im Hellsehen.

„Und gar sehr erstaunte Zuma
 Ob der Weisheit seiner Tochter,
 Wenn sie sprach von Visionen —
 Wunderdingen, die sie sah —
 Und daß Seltsames geschehen,
 Dieser — jener sterben würde.
 Dann sprach einer zu dem andern:
 Dies ist nicht O Ny Nis Stimme,
 Nicht das Kind ist's, was da spricht:
 Ein ehrwürd'ger alter Geist ist's
 Aus dem Land der Abgeschied'nen.“
 Die Geschichte von O Ny Nis.

Mr. F., der uns von einigen Experimenten im Hellsehen erzählt, von denen er gelesen hatte, schlug uns eines Abends vor, daß wir einmal in dieser Richtung Versuche anstellen sollten anstatt des Tischklopfens. Wir stimmten seinem Vorschlage zu, und nachdem die Lampe ausgelöscht worden war, saßen wir feierlich um den Tisch bei dem Kaminlichte; aber niemand sah irgendetwas außer dem Kaminlichte, das an den Wänden tanzte. Mr. F. schlug zuletzt vor, daß jemand seine Hände über die Augen jeder Person der Reihe nach eine oder zwei Minuten legen sollte und sehen, ob das helfen würde; wenn nicht, dann sollte eine andere Person versuchen, bis die Runde gemacht worden sei. Dies wurde von einigen der Mitglieder getan, aber niemand sah besser durch dieses Zubinden der Augen, bis Mr. F. den Versuch machte, und hinter den an dem Tische Sitzenden stehend, legte er seine Finger

über die geschlossenen Augen eines jeden der Reihe nach. Die meisten erklärten daraufhin, daß sie ein besonderes Empfinden in ihren Augen oder ihrem Kopfe fühlten, und manche sagten, daß sie deutlich helle Wolken vor sich sähen.

Aber dies ist nichts Ungewöhnliches, wenn irgendein Druck auf die Augäpfel ausgeübt wird, so daß unser Experiment wahrscheinlich ohne Resultat zu bleiben schien.

Ich war die letzte im Kreise, der man die Augen zuband. Und zu meinem Erstaunen, die Finger hatten kaum meine Augenlider berührt, verschwand das vom Kaminfeuer erleuchtete Zimmer und ich schien im Freien und an einem fremden Orte zu sein; denn ich konnte das Rauschen der Bäume, das Seufzen des Windes in den Zweigen hören; aber es war schwarz und dunkel und obgleich ich mir bewußt war, daß ich irgendwo in einer Landallee oder auf einer Straße sei, konnte ich nichts sehen. Zur selben Zeit wußte ich, daß ich in Wirklichkeit auf einem Stuhle saß, inmitten persönlicher Freunde in meinem eigenen Wohnzimmer. Doch selbst dies tatsächliche Bewußtsein konnte mich nicht in irgendwelcher Weise von dem Gefühle der Wirklichkeit abziehen und dem Eindrucke, den die merkwürdige Erfahrung auf mich machte. Ich wußte, daß ich in einem von Kaminfeuer erleuchteten Zimmer saß, und dies Gefühl oder Bewußtsein der Sicherheit verließ mich nie. Zugleich war ich mir ebenso bewußt, daß die Vorgänge, deren Zeuge ich war, auf jener dunklen Landstraße Wirklichkeit seien und mich unendlich interessierten. Es ging mir ganz ähnlich wie einem, der in einem Theater sitzt und sich seiner Umgebung und seiner eigenen Persönlichkeit bewußt bleibt und mit Interesse und Teilnahme die Handlung beobachtet, die auf der Bühne vor ihm sich abspielt. Man weiß, daß man die Wirklichkeit vor sich sieht und daß es kein Traum noch eine Einbildung ist. In ganz ähnlicher Weise wie eine Szene in einem Theaterstücke wirkte die Szene, die sich vor mir auftrat, auf meine Sinne: doch ich wußte, daß es nicht ein bloßes Spiel auf der Bühne war.

Als ich allein in der Dunkelheit stand, fröstelte mich in der feuchten, schweren Atmosphäre, und während ich mir des eigentümlichen Geruchs der vom Regen durchtränkten Erde und des nassen Graſes bewußt wurde, blitzte plötzlich ein Licht vor mir auf. Ich bemerkte, daß es aus der offenen Thür eines Hauses kam, das ich nicht gesehen hatte. Das helle Licht schien von dem Innern eines durch Feuer und Lampenschein erleuchteten Zimmers auszugehen und sich bis auf die Straße hinaus auszubreiten, wo ich stand. Ich konnte das Haus, die Straße, die Bäume auf ein oder zwei Augenblicke erleuchtet sehen. Dann traten aus der offenen Thür zwei Gestalten hervor — Männer. Die Thür schloß sich hinter ihnen, und die Dunkelheit wurde so undurchdringlich wie zuvor. Doch in dieser kurzen Spanne Zeit hatte ich bis zu einem gewissen Grade Notiz von meiner Umgebung genommen und wußte, in welcher Richtung die Straße führte, auf welcher Seite das Haus stand, daß ein Graben auf der einen Seite der Straße sich hinzog und daß auf der gegenüberliegenden Seite des Grabens Bäume sich befanden. Trotz der Dunkelheit konnte ich mit einiger Schwierigkeit die Gestalten der beiden Männer, die das Haus verließen, unterscheiden, und ich folgte ihnen, ohne daß ich eigentlich wußte, weshalb ich es that.

Einer der Männer schien berauscht zu sein. Er ging unsicher, gestikulirte und sprach laut oder schien es zu thun; denn ich konnte keine Worte hören. Der andere, ein größerer und schlanker Mann, ging sicher und half seinem Gefährten, indem er seinen Arm nahm, wenn er im Finstern stolperte. Auf einmal verschwand der kleinere Mann, und sein Gefährte hielt an und rief laut zu wiederholten Malen. Er bekam keine Antwort; er bewegte seine Füße vorsichtig, als ob er nach dem Manne auf der Straße fühle, und rief wieder, aber er erhielt keine Antwort. Er schien unsicher zu sein, was er beginnen sollte, und ging rückwärts und vorwärts, im Gehen suchend.

Dann schien er plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben

und eilte davon; ich folgte. Ich sah eine Thür sich öffnen, und er trat ein. Kurz darauf kamen mehrere Personen, eine Laterne tragend, aus dem Hause heraus, der große schlanke Mann mit ihnen. Ich folgte ihnen, aber niemand bemerkte mich. Sie gingen den Fußspuren der beiden Männer nach und suchten den Weg Schritt für Schritt mit Hilfe der angezündeten Laterne ab. Ich bemerkte nun, was ich vorher nicht gesehen hatte, daß sich an einem gewissen Punkte eine andere Straße von der, auf der die beiden Männer gingen, abzweigte und parallel mit derselben auf einer niedrigeren Fläche entlang lief. Als die Gesellschaft die Stelle erreichte, wo der Mann verschwunden war, begann eine gründliche Nachsuche, und ich erwartete mit großer Sorge das Resultat. Endlich näherte sich einer der Suchenden der Straßenseite, und indem er hinunterblickte, sagte er seinen Gefährten etwas, woraufhin sie alle, ihren Fußspuren folgend, zurückkehrten, bis sie die Verbindung der beiden Straßen erreichten, wo sie auf der unteren ablenkten, mit der Laterne auf der Seite suchend, die der höheren Straße zunächst lag.

Endlich schienen sie augenscheinlich den vermißten Mann auf der Straßenseite liegend zu entdecken, anscheinend bewußtlos, und die Suchenden gruppirteten sich um seinen ausgestreckten Körper. Der größere, schlanke Mann, den ich zuvor erwähnte, versuchte seinen Kameraden von dem nassen Boden aufzuheben. Einer der anderen hielt die Laterne, die die Gruppe beleuchtete, und ich sah nun zum ersten Male die Gesichter der Männer. Die Züge des einen, der den Kopf des gefallenen Mannes in die Höhe hob, fielen mir als bekannt auf. Aber für den Augenblick konnte ich mich nicht auf die Person besinnen. Als sie den gefallenen Mann auf seine Füße aufgerichtet hatten, sah dieser verwirrt umher. Ich blickte wieder nach dem Manne hin, der ihm half, und zu meinem großen Erstaunen erkannte ich in ihm Mr. F.

„Ach, Sie sind es!“ rief ich. Meine Verwunderung über diese Entdeckung verdunkelte beinahe mein Erstaunen über die Merkwürdigkeit der ganzen Vision. Ich war den ver-

schiedenen Bewegungen und Einzelheiten in dem — wie es mir schien — kleinen Drama gefolgt mit der ängstlichen Besorgnis, daß es vielleicht in einer Tragödie enden könne. Ich hatte befürchtet, daß der bewußtlose Mann, den sie auf der Straßenseite liegend fanden, tot sei, und ich fühlte mich sehr erleichtert, als beim Licht der Laterne zu sehen war, daß er schlief. Alle die Darsteller in der Szene waren mir, soweit ich es wußte, unbekannt, und obgleich ich jeder Bewegung mit Interesse und innerer Erregung folgte, war es nur geschehen in der Art eines Fremden, so daß es mir beinahe ein Gefühl der Bestürzung verursachte, als ich plötzlich Mr. F. als eine der Hauptpersonen erkannte, so groß war mein Erstaunen.

Als ich seine Finger von meinen Augenlidern abschüttelte und mich ihm zuwendend ausrief: „Ach, Sie sind es!“ teilte sich das Erstaunen den übrigen des Kreises mit, und Frage auf Frage wurde eifrig an mich gestellt, was die ganze Sache zu bedeuten habe. Ich hatte während der Darstellung der Szene jede Einzelheit, wie sie vorkam, getreulich wiedergegeben, so daß die anderen mit beinahe ebenso großem Interesse derselben gefolgt waren wie ich, die sozusagen einen handelnden Anteil an ihr genommen hatten. Deshalb erwarteten wir mit nicht geringer Neugierde einige Erklärungen der Angelegenheit durch Mr. F. Er sagte uns, daß er die ganzen Umstände wiedererkannt habe, wie sie zwölf Jahre vorher ihm selbst und mehreren Freunden widerfahren waren. Sie hatten den Tag über auf einer Hirschjagd zugebracht und beschlossen denselben, ehe sie sich trennten, in einem Gasthause. Mr. F. und ein junger Mann, dessen Heim in derselben Richtung wie das seine lag verließen das Gasthaus zusammen. Erst als sie in die Nachtluft hinausgekommen waren, sah Mr. F., auf den der Wein keine Wirkung ausübt zu haben schien, daß sein Freund, der Abschiedsgläser wegen, keineswegs nüchtern gelieben war, und er konnte ihn nur mit Schwierigkeit davon abbringen, wieder zurückzukehren und seinen Kameraden noch einmal gute Nacht

zu wünschen. Es gelang ihm auch, ihn eine Strecke weit nach Hause zu geleiten; da plötzlich vermischte er ihn, wie ich gesehen hatte. Der übrige Teil der Geschichte stimmte in jeder Hinsicht mit meiner Vision überein. In mancher Beziehung wurden ihm die geringfügigeren Einzelheiten, die seinem Gedächtnisse entschwunden waren, vielleicht nur durch meine Erzählung zurückgerufen.

Mit sehr ähnlichen Gefühlen, wie ich sie bei unserem ersten Tischklopfenexperimente empfand, beurteilte ich die eigentümliche Vision, die ich diesen Abend gehabt hatte. Für alle Teilnehmer des Kreises hatte sie ein großes Interesse, und die darauf folgende Besprechung war anregend und lebhaft; aber für mich bedeutete das Ereignis dieses Abends mehr. Eine große Hoffnung wurde in mir wachgerufen, die ich kaum zu hegen wagte, daß es doch möglich sei, daß meine Schattenfreunde wirkliche gegenwärtige Wesen wären und nicht das Resultat von beginnendem Wahnsinn.

Diese Hoffnung, einmal geweckt, wollte sich nicht zum Schweigen bringen lassen. Sie wurde bald, obgleich im Geheimen, eine große, bewegende Macht, die mich vorwärts trieb auf der Reise der Entdeckung, die ich nun glücklich angetreten hatte, am Anfang von allen des Kreises begleitet, bis Veränderungen einige veranlaßten, die Forschung aufzugeben; alle waren befriedigt durch das, was sie erfahren hatten. Mehrere verließen England, und einer verschwand hinter dem Schleier, der die Geisterwelt von dieser Welt trennt, von wo er häufig mit liebevollen Grüßen und Ermutigungen zu seinen einstigen Mitreisenden zurückkehrte, die sich langsam in der Dunkelheit weitertasteten.

Ich fing an, jede gedruckte Seite, deren ich habhaft werden konnte und die sich auf Spiritualismus und spiritualistische Phänomene bezog, zu lesen. Ein großer Teil davon war schrecklicher Unsinn, der mich entsetzte und mir widerstrebte. Die Mitteilungen, die vorgaben, von den himmlischen Sphären zu kommen, waren in manchen Fällen selbst des einfachsten Verstandes so bar, daß ich die Nach-

forschungen aufgegeben, wenn nicht einige liebenswürdige Freunde Mitleid mit mir gehabt und mir die Werke von Andrew Jackson Davis, Robert Dale Owen und anderen empfohlen hätten nebst einigen der besten wöchentlichen Veröffentlichungen. Einer der Engelbotschafter gab, wie ich mich erinnere, die Auskunft, daß es sehr viel Gemüse im Himmel gäbe. „Besonders die Krautstauden wachsen so groß, so sehr groß, daß ich es euch nicht sagen kann, wie groß sie sind.“ Ich beginne mich nicht auf den Verfasser des besondern Werkes, in welchem dies erschien. Ich glaube, sein Name war Pine, und er nannte es wohl „Spirit-Telegraph“. Ich habe es seitdem nicht gesehen; wahrscheinlich wurde es nicht beifällig aufgenommen und „starb bald eines natürlichen Todes“.

Die Berichte, die ich von Phänomenen las, so wunderbar und unbegreiflich sie auch waren, interessierten mich nicht so sehr wie Erzählungen vom Hellsehen. Es schien mir, daß ich hier gewissermaßen einen Schlüssel für das Verständnis dieser Kraft besaß, so daß alles, was ich auch darüber las, in vieler Hinsicht mit meinen eigenen geheimen Erfahrungen zusammenstimmt. Ich verstand die Vision von den Männern auf der dunklen Landstraße nicht, noch glaube ich, daß ich nach den ersten wenigen Tagen versuchte, es mir selbst zu erklären; aber ich dachte, daß daraus viel zu lernen sei, was wahrscheinlich zu einer Lösung führen würde. So war es besser, von Anfang an zu beginnen. Wo der Anfang sei, von dem man ausgehen solle, welchen Weg man verfolgen müsse — dies waren schrecklich kopfzerbrechende Fragen. Ich konnte nur lesen, was gerade in meine Hände kam: Theorien, Philosophien, Phänomene, Argumente für und wider den Spiritualismus, Denunziationen, bitter und heftig auf beiden Seiten, aber besonders gegen spiritualistische Lehren, Verfolgungen von Medien, Exponierungen und Impositionen — es war alles sehr verwirrend.

Zu dieser Zeit wagte ich zu meinen Freunden Mr. und

Mrs. F. von meinen „Schattenfreunden“ und von meinen Erfahrungen in Verbindung mit meinen „Träumen“, für die ich so viel und so oft gelitten hatte, zu sprechen und von der unbestimmten, mich verfolgenden Angst, die wie eine dunkle Wolke über meiner Mädchenzeit hing. Ihrer freundlichen Teilnahme und Mitwirkung hatte ich das Licht zu danken, das die Wolke hinwegjagte und mir den Mut gab, den „Intubus“ abzuwerfen, der auf diese Weise besiegt zusammensank und in nichts verschwand. Als diese unbestimmte Sorge sich in dem Nebel der Vergangenheit auflöste, wurde mein Herz, wie die Franzosen sagen, wie „ein kleiner Singvogel“, der aus der Gefangenschaft befreit ist. Mein Mut stieg, und ich beschloß, schon allein aus Dankbarkeit weiter fortzufahren mit der Forschung und den Experimenten, die zu meiner Freiheit geführt hatten.

Unsere Besucher aus der Geisterwelt.

„Er, der große Geist, der Schöpfer,
Sendet sie hierher als Boten,
Schickt sie uns mit seiner Botschaft.“
Longfellow.

Bis zu dieser Zeit waren unsere Sitzungen regelmäßig gehalten worden. Wir wurden fortdauernd angenehm unterhalten und interessiert, aber es war niemals die Frage gestellt worden, ob eins von uns eine besondere Kraft habe.

Der Name „Medium“ war kein beneidenswerter, so daß ich, als man endlich erklärte, ich sei das Medium, durch das die Resultate erreicht wurden, durchaus nicht erfreut und entschieden ungläubig war. Meine hauptsächlichste Kenntnis von „Medien“ hatte ich durch Zeitungsberichte über verschiedene Verfolgungen derselben, in denen sie nicht zu ihrem Vortheile erschienen, erhalten. Für mich war daher der Name „Medium“ gleichbedeutend mit dem eines Taschenspielers oder Schwindlers von einer besonders niederen Klasse, und ich verlangte nicht danach, mit ihnen zusammengestellt zu werden. Auf Feststellung der Tatsache, daß ich das Medium in unseren Séancen sei, war jedoch nicht bestanden worden, und unsere Sitzungen wurden in der gewohnten Weise fortgesetzt, bis eines Abends die Schwierigkeit, zuverlässige Botschaften zu erhalten, den Gegenstand der Unterhaltung bildete, bevor wir unsere Plätze in der Ordnung, wie wir sie immer inne hatten, an dem Tische einnahmen.

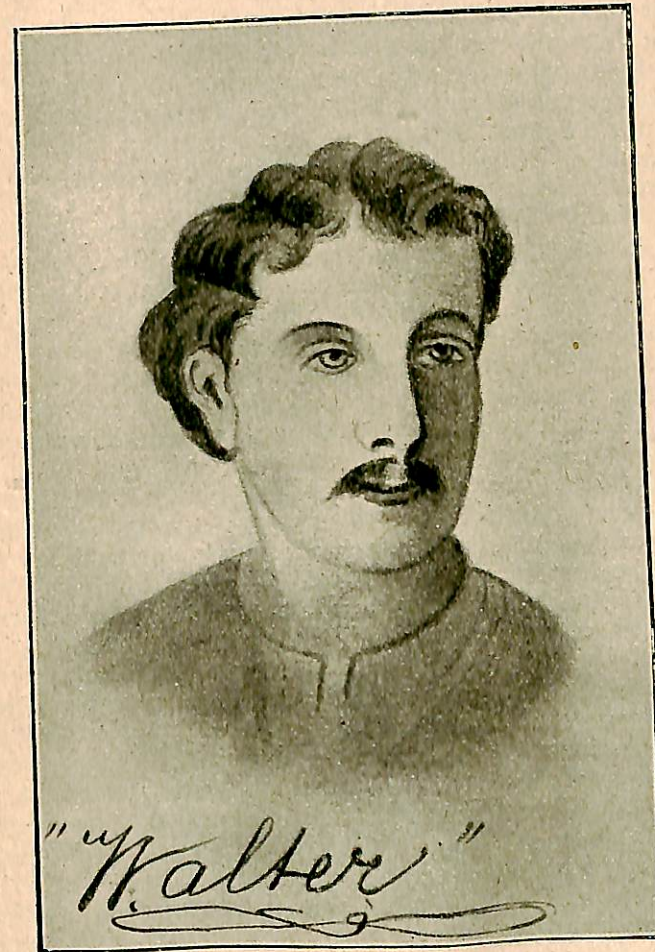
Wir hatten alle den Psychographen mit mehr oder weniger Erfolg versucht, aber dieser entsprach nicht allen Bedürfnissen. Der Vorgang war langsam und die Schrift undeutlich. Es wurde angenommen, daß, wenn es wirklich ein Geist sei, der uns schrieb, er wahrscheinlich die Hand eines von uns gebrauchen könne ebensogut ohne, als mit Hilfe des Psychographen. So wurde denn der Versuch gemacht; einer nach dem andern von uns nahm den Bleistift in die rechte Hand und lud den Geist ein, zu schreiben; neugierig beobachteten wir das Resultat. In mehreren Fällen konnten wir sehen, wie die Muskeln des Armes und der Hand zuckten, konnten die konvulsiven Rucke der Finger, die den Bleistift hielten, wahrnehmen. Außer einigen unleserlichen Schriftzeichen kam nichts weiter zum Vorschein. Andere wiederum fühlten bei den Schreibversuchen keinerlei Einfluß in ihren Händen oder Armen und legten bald den Bleistift beiseite.

Als die Reihe an mich kam, merkte ich zuerst eine brennende, prickelnde und wehtuende Empfindung in meinen Armen, wie man sie fühlt, wenn man sich an den Ellbogen stößt; dann war mir, als ob der Arm gelähmt und geschwollen sei, und dieses Gefühl erstreckte sich bis in meine Fingerspitzen. Meine Hand wurde ganz kalt und ohne Empfindung, so daß ich das Fleisch kneifen oder zwicken konnte, ohne irgendwelchen Schmerz zu fühlen. Nach einigen Minuten fing die Hand an, sich langsam und mühsam zu regen, die Bewegungen des Schreibens nachahmend. Sie machte verschiedene Versuche, Buchstaben zu bilden, und nach einer Weile erreichte ich das Resultat, einige große, schlecht geformte und schlecht buchstabierte Wörter zu schreiben. Ein anderer Versuch hatte den Erfolg einer entschiedenen Verbesserung. Die Gefühle in meiner Hand und in meinem Arme waren zweifellos unangenehm, obwohl nicht schmerzhaft, so daß ich trotz meiner Neugier, zu sehen, was aus dem Schreiben entstehen würde, nicht bedauerte, aufhören zu müssen, wenn die Uhr uns mahnte, daß die festgesetzte Zeit für die Sitzung verfloßen sei.

Die folgenden Zusammenkünfte wurden weiteren Experi-

menten derselben Art gewidmet, und es dauerte nicht lange, so war meine Hand ganz geschickt in der Kunst der Kalligraphie und beschrieb schnell und gut ganze Seiten mit deutlich geformten Schriftzügen, während wir uns unterhielten oder Botschaften empfangen. Wir bemerkten sehr bald, daß die Handschriften ganz verschiedene charakteristische Eigenschaften hatten, und nicht nur die Schrift selbst, sondern auch der Gegenstand, über den geschrieben wurde, hatte eine sehr deutlich markierte Individualität.

Diese unsere unsichtbaren Korrespondenten wurden uns bald sehr vertraut. Wir lernten sie mit Namen kennen, und sie erzählten uns etwas aus ihrer Lebensgeschichte. Einer, Sohn Harrison, ein englischer Herr, der in Yorkshire lebte, einsam, misanthropisch, mit etwas düsteren religiösen Ideen und ziemlich pessimistisch, war zu langen prosaischen Gesprächen hauptsächlich über religiöse Gegenstände geneigt, denen wir höflich zuhörten; aber wir mußten eingestehen, daß wir uns erleichtert fühlten, wenn ein anderer der unsichtbaren Schreibenden Hand und Bleistift führte. Dies war Walter Tracy, ein Amerikaner. Seine Geschichte, die er uns erzählte, war folgende: Er war ein Student der „University“ oder „College“ zu Yale. Als der Bürgerkrieg ausbrach, stellte er sich als Freiwilliger und nahm teil an mehreren Kämpfen, aus denen er ohne große Verletzung hervorging. Nur ein Paar seiner Finger schoß er sich ab infolge unvorsichtigen Handhabens seines Gewehres. Seine Freunde wünschten, daß er seine Studien wieder aufnehmen möge, wenn der Krieg vorüber sei; aber er war nicht entzückt von dieser Idee und hoffte sie zu überwinden. Diese Streitfrage beendete jedoch ein Unfall, der ihn in eine andere Welt führte. Durch das Umkippen eines Seedampfers wurde Walter mit mehreren anderen Passagieren in das Wasser geworfen, und er ertrank. Er konnte schwimmen, wie er sagte, aber hierzu war keine Möglichkeit, keine Aussicht auf Rettung, weil ertrinkende Personen sich an ihn anklammerten, ihn erfaßten und hinunterzogen. Viele Jahre später begegnete ich einem jungen Manne, der auch vom



Walter.

„Yale College“ war, und ich freute mich zu hören, daß in sehr vieler Hinsicht die kleinen Erlebnisse, die von ihm über sein Leben und seine Erfahrungen erzählt wurden, mit Walters Benennungen von Orten, Lehrern, Häusern, Traditionen, Gebräuchen und Sitten der Studenten übereinstimmten. Nach Walters eigenem Berichte war er ungefähr zwanzig Jahre alt, als er Freiwilliger wurde, und zweiundzwanzig, als er erkrankte.

Walter wurde sehr bald ein Liebling unseres Kreises. Es schien eine wahrhafte Atmosphäre von Scherz, gutem Humor und von Lebhaftigkeit mit sich zu bringen; er war es, wie er sagte, der den Tisch nach der Musik sich bewegen und sie dadurch begleiten ließ, und nachdem wir seine Bekanntschaft durch schriftliche Rundgebungen gemacht hatten, konnten wir ganz gut erkennen, daß diese in Übereinstimmung mit seinem Charakter waren. Unsere Experimente betrachtete er so neugierig und interessiert wie wir selbst, und vielmals riet er neue Pläne an für unsere Aufklärung und Belehrung. Manchmal stellten wir eine Frage, die er nicht zu beantworten vermochte. Nachdem er eine kurze Zeit anscheinend überlegte, schrieb er:

„Ich werde gehen und jemanden, den ich kenne, fragen. Wartet, bis ich zurückkomme!“

Und zurück kam er immer, und zwar ohne Ausnahme mit der Belehrung, die wir erbeten hatten. Sie wurde uns aber in so humorvoller Weise gegeben, daß es mehr wie ein Scherz schien, als wie die ernste Sache, als die wir sie betrachteten. Seine spaßliebende, knabenhafte Natur war eine fortwährende Quelle des Vergnügens für uns, und er war immer ein willkommener Gast, und freudig begrüßten wir den ersten Anblick seiner großen, runden, kühnen Handschrift.

Als wir über Einzelheiten eines besonderen Gegenstandes nachfragten, gestand Walter in der Antwort ein, uns darüber nicht aufklären zu können. Wenn wir es aber wünschten, fügte er hinzu, wolle er jemanden bringen, den er den „Gouverneur“ nannte; dieser würde uns, wenn wir „höf-

lich“ seien, wahrscheinlich alles sagen, was wir wissen möchten. „Aber,“ setzte er hinzu, „ihr dürft mit ihm nicht so wie mit mir sprechen; ihr müßt auf artiges Benehmen achten, euch guter Manieren befleißigen. Er ist sehr genau.“ Selbstverständlich versprachen wir unser bestes Benehmen zu zeigen und Walters Freund mit aller Ehrerbietung zu behandeln. Zugleich amüsierten wir uns ein wenig an dem darin enthaltenen Vorwurfe, daß wir Walter selbst nicht mit der Höflichkeit behandelt hätten, die ihm gebühre.

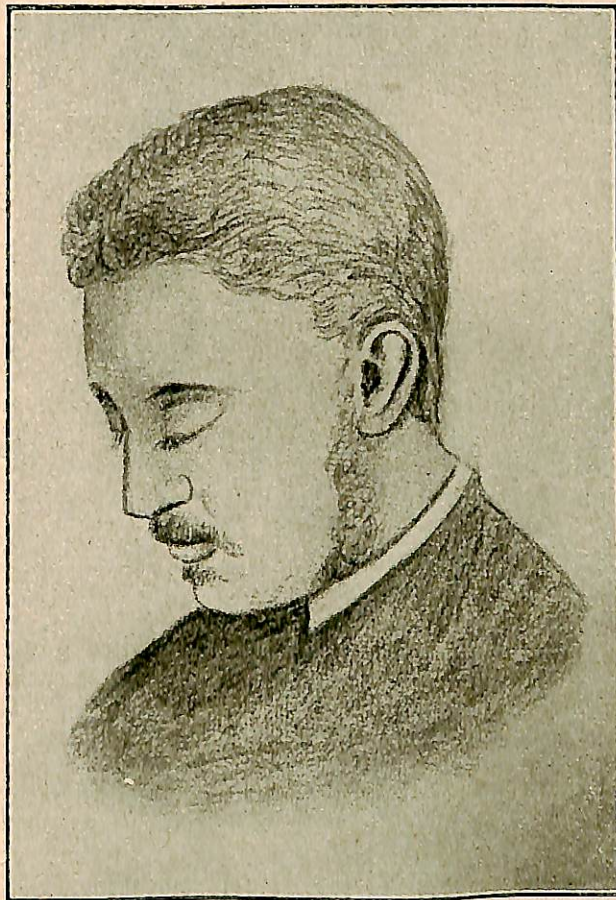
Diese neue Bereicherung unseres Bekanntenkreises in der Geisterwelt erwies sich als eine ganz andere Persönlichkeit als die von Walter oder John Harrison. Er war ernst, bedachtsam und philosophisch, doch freundlich, fürsorglich und geduldig, ein weiser Gelehrter, ein treuer Freund, ein unermüdlicher Helfer. Es sind jetzt über zwanzig Jahre her seit dem Abende, an dem Walter ihn zu uns brachte. Doch während dieser ganzen langen Zeit hat uns seine Freundschaft niemals verlassen. In Krankheit und Gesundheit, in Leid und Freud, in Zeiten böser und guter Gerüchte war er bereit mit helfendem Rat und freundlicher Teilnahme. Von Anfang an hatte er freiwillig die Pflichten eines Führers, Beschützers, Freundes, Ratgebers und Lehrers auf sich genommen. Niemals drang er jemandem seinen Rat auf; doch immer war er bereit, ihn zu geben, wenn er darum ersucht wurde. Seine Ratschläge waren nicht immer leicht anzunehmen; sie waren manchmal wenig angenehm, zuweilen meinen Neigungen so ganz widerstrebend, daß ich ablehnte, sie zu befolgen. Ich muß aber bekennen, daß ich in allen solchen Fällen meine Eigenwilligkeit bitter bereute. Wenn ich seinem Rate folgte, seiner Führung vertraute, ging alles gut; niemals machte er einen Fehler, sei es in der Diagnose einer Krankheit, in dem Beschreiben wissenschaftlicher Tatsachen oder Theorien oder in seinen vielen Behauptungen, die Möglichkeiten betrafen, von denen die Welt bis jetzt noch nichts geahnt hatte.

Wir erfaßten zunächst nicht ganz die Größe dieser neuen

Intelligenz, die in unseren Kreis zu unserem Beistande kam, aber wir fanden bald, daß wir kaum Walters belehrender Warnung bedurft hätten; denn selbst ohne diese würden wir nicht gewagt haben, Stafford in der „gutkameradschaftlichen“ Art und Weise, in der wir uns Walter gegenüber gehen ließen, zu behandeln.

Als wir Stafford über sein Erdenleben befragten, erzählte er uns in Kürze, daß er der Sohn eines amerikanischen Politikers und einer deutschen Frau sei, zum größten Teile in Deutschland erzogen, Interesse hegend für alle Naturwissenschaften, unermüdlich strebend und ehrgeizig, Kenntnisse zu erlangen, ein Liebhaber von Experimenten, ein eifriger Forscher in allen Sachen, die die Anwendung der natürlichen Kräfte im Dienste der Menschheit betrafen. Seine wissenschaftliche Laufbahn fand ein Ende durch einen Unglücksfall, der ihn unfähig machte, von seinem Bette aufzustehen, an das er drei Jahre lang bis zu seinem Tode gefesselt blieb. Während dieser Zeit war es, daß die Frage des künftigen Lebens ihn zu interessieren anfing. Bisher hatte er sich nicht darum gekümmert; wenn der Gegenstand erwähnt wurde, meinte er, daß dieser nicht in derselben Weise behandelt werden könnte wie die Probleme mathematischer oder naturwissenschaftlicher Art. So weit seine Kenntnis reichte, war kein Beweis eines ewigen Lebens möglich, und Theorien, für die es unmöglich schien einen Beweis zu bringen, blieben für ihn uninteressant und nutzlos.

Als er während seines langen Krankenlagers erkannte, daß er seine Studien nicht fortsetzen konnte, wurde sein Gehirn, das wie immer lebhaft und analysierend arbeitete, zu dem Gegenstande des religiösen Glaubens hingezogen durch die liebevollen Versuche seiner Mutter, ihm Trost zu geben in seiner Verzweiflung und seinem Schmerze, daß er darniedergeschlagen worden war in der Mitte seines Lebenswerkes. Um ihretwillen suchte er ein Interesse an ihrer Religion zu nehmen und war erstaunt, zu finden, wieviel ihm noch geblieben war, worauf er hoffen konnte. Er sah



Sumner Stafford.

Kopie einer in vollständiger Dunkelheit aufgenommenen Bleistiftskizze.

dem Tode mit ähnlicher Sorge und ähnlichen Gedanken entgegen, wie ein Experimentator, der erwartungsvoll vorwärts blickt nach der Entfaltung eines Planes, dessen Schöpfer er war und dessen Ausgang die Wahrheit einer Lieblingstheorie, die er gehegt, aber kaum anzuerkennen gewagt hatte, entscheiden sollte. Er verlangte nach dem, wonach er in allen seinen Studien gestrebt hatte — nach Beweisen — und für diese war er willig, ja erfreut zu sterben. Er bezahlte den notwendigen Preis und erlangte sein Ziel. Stafford starb und fand den Beweis: er lebte noch, sein Verstand war ungetrübt, seine Liebe für das Studium und sein Verlangen nach Wissen vermehrt, seine Fassungskraft klarer und heller wie zuvor, seine Teilnahme für die Menschen, bisher unterdrückt, nun erweitert, und er fühlte sich jetzt ebenso eifrig bestrebt zu lehren, wie er es vordem zu lernen gewesen war.

Dieses ist in Kürze der Bericht, den er über sich selbst gab. „Stellt keine Nachforschungen an, die meine irdische Laufbahn betreffen!“ schrieb er. „Ihr werdet nichts entdecken. Ich habe euch nicht meinen vollen Namen gegeben. Viele meiner Verwandten leben noch, und ich wünsche nicht, ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ihr könnt meinen Aussagen über mich selbst Glauben schenken. Sie sind wahr, ebenso wie mein Wunsch es ist, nützlich zu sein.“

Seinem Wunsche entsprechend, hielten wir niemals irgendwelche Nachforschungen, obgleich Gelegenheiten dazu nicht mangelten. Viele Bemerkungen, die besprochene Gegenstände betrafen, verrieten seine persönliche Bekanntschaft mit Gelehrten der verschiedenen Nationalitäten.

Weiterhin wurde unser Kreis von unsichtbaren Freunden durch ein kleines spanisches Mädchen, Ninia mit Namen, vermehrt, die schlechtes Englisch schrieb, mit spanischen Worten untermischt. Ihr Buchstabieren war streng phonetisch, ihre Ausdrücke unverkennbar die eines eigenwilligen, lebhaften Kindes von sieben oder acht Jahren. Sie erzählte uns, daß sie in einer Kirche in St. Jago mit ihrer älteren Schwester zusammen verbrannt sei. Walter, so sagte sie, sei ihr größter

Freund, und sie liebe ihn sehr zärtlich. Anscheinend waren ihre Neigungen ziemlich kapriziöser Art; denn sie schloß sich sehr schnell an eine Person unseres Kreises an, die sie „Georgio“ nannte, und dem sie versicherte, daß sie ihn am liebsten habe. Von dieser Zeit an schien sie ihren neuen Freund mit allen ihren Aufmerksamkeiten zu überschütten. Wenn Georgio um des einen oder des anderen Grundes willen nicht zugegen war, kam Ninia entweder gar nicht, oder wenn sie kam, war sie untröstlich. Sie verriet oft kleine Vorfälle aus Georgios privatem Leben sehr zu unserem Vergnügen und zuweilen zu seinem unverkennbaren Mißfallen. Diskretion war eine unbekannte Eigenschaft für Ninia.

„Du solltest den Leuten nicht solche Dinge erzählen, Ninia,“ sagte Georgio eines Tages in scharfem Tone, nachdem sie uns mit der Beschreibung einer Zusammenkunft zwischen Georgio und einer jungen Dame unterhalten hatte, deretwegen Ninia eine entschiedene Eifersucht zeigte.

„Warum nicht?“ erwiderte sie, „es ist wahr!“

„Das kann sein; aber es ist nicht hübsch von kleinen Mädchen, Geschichten zu erzählen und jedermann Dinge wissen zu lassen, die nicht für sie bestimmt sind.“

„Du mußt nich Ding tun, was dich schämt, Leuten zu sagen. Das Stafford sagt zu Ninia.“

Trotz ihrer Indiskretion wollte Ninia keinem von uns erlauben, eine geringschätzigte Bemerkung über Georgios Handlungen zu machen. Sie schien für sich allein das Recht in Anspruch zu nehmen, seinen „Mentor“ abzugeben und sah in einer Beurteilung unsererseits einen Eingriff in ihre Rechte.

Treue kleine Freundin! Einige Jahre später reisten Mrs. J. und ich über tausend Meilen weit, um an Georgios Seite zu sitzen, als er im Sterben lag. Ich hatte betrübt einen Brief nach seinem Diktate geschrieben und las ihm diesen soeben vor.

„Danke!“ sagte er, „so ist's gut. Ich werde versuchen, ihn bald zu unterschreiben.“ — „Ach, Ninia! Liebe kleine Ninia! Das ist gut von dir!“ rief er aus.

Ich blickte besorgt nach ihm hin, erschreckt durch diesen Ausdruck der Freude. Sein Gesicht war erhellt durch ein Erglücken des Entzückens und des Willkommens.

„Liebe kleine Ninia! Gehe nicht wieder fort!“ sprach er mit sehnsüchtig schauenden Augen. Als er dann unsere besorgten Blicke bemerkte, sagte er: „Solch ein liebes kleines Ding! Ich bin müde. Ich will versuchen, eine Weile zu schlafen.“

Indem er seine Augen schloß, schlummerte er ein, und wir fürchteten, daß dies sein letzter langer Schlaf sein würde. Er schlief mit einem ruhigen und zufriedenen Lächeln und einem friedlichen Gesichtsausdrucke, wie wir es an ihm seit Tagen nicht gesehen hatten. Als er erwachte, sah er besorgt im Zimmer umher, und dann fielen seine Blicke auf den Raum, wo er zuvor seine kleine Freundin gesehen hatte. Er lächelte und machte ein kleines Zeichen der Befriedigung. Mehrere Male erwähnte er sie während der nächsten wenigen Stunden. „Sie wird müde werden vom Warten,“ sagte er einmal. Sein Bewußtsein verließ ihn niemals. Er war sich der großen Veränderung klar, die ihn erwartete, und Ninias Gegenwart schien ihm Mut zu geben, ihr entgegenzusehen. Er sprach ruhig und friedlich mit uns während der letzten Stunde, und beinahe seine letzten Worte waren: „Liebe kleine Ninia! Liebe kleine Freundin!“

Zuweilen denke ich an jene ersten Erfahrungen von uns, da wir als Neulinge es für nutzlos erachteten, solchen Mitteilungen wie denen Ninias viel Aufmerksamkeit zu schenken. Wie wenig wußten wir, wie wenig dachten wir, daß der kleine, kindliche, unsichtbare Besucher bald mächtiger sein würde als alle die Tröstungen der Kirche und des Priesters, den Pfad eines Pilgers aus unserem Freundeskreise durch das dunkle Todestal zu erhellen und freundlicher zu gestalten.

Doch noch eine andere Geisterfreundin kam und wurde willkommen geheißen in unserem kleinen Kreise. Dies war ein liebliches, zurückhaltendes Wesen von reinem Gemüte, das, wie uns gesagt wurde, Felicia Owen hieß; ein eng-

lisches Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, das zur Zeit seines Todes in einer katholischen Schule in Wales erzogen wurde. Was sie schrieb, schrieb sie immer in Versen, lieblich und rein, einen Hauch vom Himmel mit sich bringend. Einmal schrieb sie — und diese Worte kehrten in mein Gedächtnis mit unwiderstehlicher Kraft zurück, als ich bei dem sterbenden Georgio wachte:

„Und als ich kam zum Sterben, schien es so wunderbar:
Fand eine liebe Stimme und eine Freundeshand,
Die mir begegnete,
Als ich erzitternd stand am Strand des dunklen Sees,
Der zwischen Ewigkeit und mir hinflutete.
Und doch — es war also.“

Felicia kam nicht sehr oft zu uns; es fanden sich vielleicht in unserem Kreise zu wenig gleichgesinnte Seelen für die schüchterne, sanfte Poetin. Obgleich ich das anerkannte, aber doch widerwillige Medium für alle diese Mitteilungen geworden war, zog ich es vor, daß die Geister über Gegenstände schrieben, über die ich unwissend war. Ich besaß zwar nicht die leiseste Fähigkeit, in Poesie zu schreiben; aber es war mir unangenehm zu hören, daß die Leute dachten, „ich würde es können, wenn ich versuchte“. So war es im ganzen befriedigender für mich, wenn die Mitteilungen solcher Art waren, daß niemand eine junge Frau von etwas unter zwanzig Jahren in Verdacht haben könne, mit den Dingen, von denen sie handelten, vollständig vertraut zu sein.

Zuweilen schrieb meine Hand schnell und gleichmäßig zwei Stunden ununterbrochen, während ich auf das Papier achtgab, wie es nach und nach mit den kleinen, dichten Schriftzügen von Stafford oder der großen, kühnen Handschrift Walters bedeckt wurde, und meine linke Hand die Bogen ersetzte, wie sie gebraucht wurden. Manchmal las ich die Sätze, wie sie unter dem Bleistifte entstanden; aber gewöhnlich, wenn ich mich dafür interessierte und begierig

war zu wissen, was folgen würde, wurde das Schreiben unzusammenhängend, Worte fand ich ausgelassen oder falsch buchstabiert, und der Sinn war unverständlich. Mein Arm und meine Schulter schmerzten zu solchen Zeiten so sehr, daß ich mich vor Unbehagen krank fühlte und beinahe ohnmächtig wurde. Aber ich fing an, diese Mitteilungen zu sehr zu schätzen und ertrug daher diese Kleinigkeiten geduldig, ja sogar freudig.

Die Empfindungen in Hand und Arm befähigten mich bald, die verschiedenen Kontrollen zu unterscheiden; nicht zwei schienen den Bleistift in ganz derselben Weise zu gebrauchen. Stafford verursachte mir weniger Unbehagen als alle die anderen, obgleich er oftmals ununterbrochen und eine viel längere Zeit schrieb.

Zuweilen versuchte ein Fremder meine Hand zu gebrauchen, und dies fühlte ich sofort; manchmal ging das Schreiben von rechts nach links, als ob die kontrollierende oder beeinflussende Kraft unter der Hand wirke. In solchen Fällen hatten wir das Schreiben durch einen Spiegel, der es zurückwarf, zu lesen. Unsere hauptsächlichsten Besucher waren in der Regel die fünf, von denen ich schon gesprochen habe. Eine Ausnahme fand bloß dann statt, wenn wir in unserer Abgeschlossenheit etwas nachließen und einer sich interessierenden Person erlaubten, unserem Kreise für einen Abend sich anzuschließen; ausnahmslos beobachteten wir zu solchen Zeiten eine Vermehrung unseres „Geistertreffes“. Walter stellte gewöhnlich den Zeremonienmeister dar und übernahm das Vorstellen des unsichtbaren Gastes. In dieser Art wurden viele interessante Beweise („tests“) gegeben, da es oft vorkam, daß der irdische Besucher für die meisten von uns, die nichts von ihm oder seinen Angelegenheiten wußten, ein Fremder war.

Diese gelegentlichen Besucher verursachten immer mehr oder weniger eine Unterbrechung unseres gewohnten Verfahrens. Aber wir konnten nicht entscheiden, ob dies das Resultat von neuen geistigen Einflüssen war oder ob dies

durch die gewohnte Neugier oder vielleicht durch den natürlichen Zweifel der Besucher hervorgerufen wurde. Einige Leute schienen einen Zufluß von frischer Kraft mit sich zu bringen, andere dagegen durch ihre Gegenwart die Manifestationen zu lähmen.

Einer Dame, die unermüdlich um Einlaß nachgesucht hatte, erlaubten wir eines Abends, sich uns anzuschließen. Wir hatten eine Reihe sehr erfolgreicher Experimente gehabt und versammelten uns mit einem guten Teile hoffnungsvoller Erwartung; denn uns waren einige besondere Phänomene versprochen worden. Wir nahmen unsere üblichen Plätze ein. Die besuchende Dame erhielt ihren Sitz mir gegenüber. Wir warteten eine lange Zeit; aber zu unserem Erstaunen und zu unserer Enttäuschung gab der Tisch keine Zeichen von Bewegung, noch konnten wir einen Strich des Bleistiftes erhalten. Vergeblich sangen und spielten wir, vergeblich wechselten wir die Reihenfolge unserer Plätze, vergeblich baten wir um ein Zeichen der Gegenwart unserer unsichtbaren Freunde; aber uns wurde kein solches gewährt. Jedes in unserem Kreise beklagte sich über ein Gefühl von Unbehagen, Prickeln und Brennen in verschiedenen Teilen seines Körpers, und eins oder zwei fühlten eine unangenehme Empfindung im Gesicht und auf den Händen, als ob Spinnweben über sie gezogen würden. Zuletzt, nach beinahe zwei Stunden, hoben wir die Sitzung in Verzweiflung auf. Als wir beim Abschiednehmen unser Bedauern über den Nichterfolg ausdrückten, bemerkte die Dame, die uns besuchte, triumphierend:

„Wissen Sie, warum Ihre Geister nicht kamen? Ich will es Ihnen sagen: Es war deswegen, weil ich zu Gott ohne Aufhören den ganzen Abend gebetet habe, uns von der Macht des Satans zu befreien und seine Betätigungen zu verhindern, solange ich hier wäre. Sie haben keine Geistermanifestationen gehabt, und Sie können ganz sicher sein, daß Sie nie welche haben werden, wenn Sie um Bewahrung vor dem Bösen beten, wie ich es getan habe. Daß

diese Manifestationen von dem Teufel sind, dessen können Sie ganz sicher sein; denn sonst würden Sie Ihren gewohnten Erfolg heute abend gehabt haben, trotz meiner Gebete."

Ich hatte keinen Gegenbeweis zur Antwort darauf bereit. Die Dame, Mutter von Töchtern, die älter waren als ich, hatte sich immer als eine gute, arbeitsame, ernste und kirchlich gesinnte Frau gezeigt, deren Meinungen über religiöse Dinge als gewichtig erachtet wurden, und die der sich selbst auferlegten Pflicht gern nachkam, nach der Moral aller ihrer Bekannten zu sehen. Sie hatte unsere Experimente mit großem Verdachte betrachtet und nicht geögert, in ihrer Unterhaltung mit mir über den Gegenstand ihre Überzeugung auszusprechen, daß wir ein Opfer der Ränke des Bösen seien.

Dieser erste Mißerfolg nun in unseren Experimenten und ihre Erklärung über deren Ursache brachten mich sehr außer Fassung, und mich erfüllte der Gedanke, daß ich seine satanische Majestät in unserer Mitte begünstigt haben sollte, mit einiger Bestürzung. Nachdem wir jedoch das „Für und Wider“ der Meinung der Dame erwogen hatten, lautete unser Urteil: „Nicht erwiesen!“ und wir entschieden, in unseren Forschungen fortzufahren und weitere Entwicklungen abzuwarten.

Ich wußte damals noch nicht, wie ich es jetzt weiß, eine wie starke Waffe der Wille sein kann und wie verhängnisvoll für den Erfolg einer solchen „Séance“ ein antagonistisches Element sich erweisen kann. Wir hatten dies alles zu lernen. Späterhin konnten wir uns erlauben, über die Meinungen derer zu lächeln, die dem Teufel so viel und Gott so wenig zutrauten; doch damals waren wir noch unerfahrene Anfänger und leicht ängstlich zu machen. Aber Gott sei Dank, wir hatten den Mut, fortzufahren und mehr zu lernen.

Kapitel XII.

Geisterporträts und Wissenschaft.

„Also ist die Fülle spendende Vorsehung des Himmels:
In jeder Brust einpflanzend das Verlangen
Nach Zielen, neu und wunderbar, spornst sie uns an,
Mit unablässig regem Fleiße einzudringen
In jene heiligen Schätze, die die reisende Seele erwarten
In der Wahrheit uner schöplichem Busen.“

Menfide.

Eines Abends saßen wir um irgendeines Grundes willen ohne angezündete Lampe. Das Tageslicht war noch nicht erloschen, als wir die Sitzung begannen; aber obgleich es dunkel wurde, erinnerte niemand daran, Licht anzubrennen. Indem ich zufällig nach dem Teile des Zimmers hinüberblickte, wo die Schatten am tiefsten waren, schien es mir, daß daselbst ein merkwürdiges, wolkenartiges, leuchtendes Gebilde deutlich und klar von der Dunkelheit sich abhob. Ich beobachtete es eine oder zwei Minuten lang, ohne etwas zu sagen, mich wundernd, woher es kam und wodurch es verursacht wurde. Ich meinte, es müßte der Widerschein der Straßenlampen von draußen sein, obgleich ich es niemals früher in dieser Weise gesehen hatte. Während ich aufmerksam beobachtete, schien sich die leuchtende Wolke zu konzentrieren; sie wurde substantiell und entwickelte sich zur Figur eines Kindes, die wie vom Tageslicht erhellt war, das nicht darauf fiel, sondern irgendwie von innen herauszukommen schien. Die Dunkelheit des Zimmers bildete anscheinend den Hintergrund, und dieser Kontrast ließ jede



Obiges ist die Kopie eines der nicht erkannten in Dunkelheit gezeichneten Porträts.

Die wirkliche Zeit, die zum Skizzieren gebraucht wurde, betrug ungefähr 30 Sekunden.



Executed in total darkness in the presence of the undersigned in less than ten minutes of possession.

28. New Bridge St.

9. p. m. 1. April. 1879.

John Miller
 J. B. Laird
 G. Southey
 J. J. Armstrong
 Thomas Dawson
 Grace Fuller
 Wm. Armstrong

Das Obige ist kopiert von einer Photographie der Bleistiftskizze mit Unterschrift.

Überlegung der Unterschrift:

Ausgeführt in vollständiger Dunkelheit in Gegenwart obiger Unterzeichneter in weniger als 10 Minuten.

Kontur der Gestalt und jeden Zug des Gesichtes in kräftigem Relief hervortreten. Ich lenkte die Aufmerksamkeit der anderen auf diese merkwürdige Erscheinung und war nicht wenig erstaunt, als sie ihre Unfähigkeit erklärten, weder das Kind, noch das Leuchten zu sehen, von dem ich sprach.

„Wie merkwürdig!“ sagte ich, „ich sehe die Kindergestalt so deutlich, daß ich ihr Porträt zeichnen könnte, wenn ich Papier und Bleistift hätte.“

„Hier ist Papier und Bleistift,“ sagte mein nächster Nachbar, und ich nahm sie und fing hastig an, den Kopf, die Gesichtszüge und Schultern der kleinen Besucherin zu skizzieren, die ganz zu verstehen schien, was ich tat.

„Ich glaube, es ist Minia,“ bemerkte ich, und das kleine Wesen nickte lebhaft mit dem Kopfe, so daß ich lachte und mein Vergnügen darüber ausdrückte, als ich meine Skizze beendet hatte und sie mit einigem Stolz betrachtete. „Finden Sie es nicht sehr ähnlich?“ fragte ich Mr. F., der neben mir saß.

„Es ist schwer, dies im Dunkeln zu sehen,“ erwiderte er. „Wir müssen ein Licht haben, um urteilen zu können.“

Dann erinnerte ich mich zum ersten Male daran, daß wir in tiefer Dunkelheit saßen, und fing an zu glauben, daß ich geschlafen und von der leuchtenden Kindergestalt und meinem Skizzieren derselben geträumt habe. Ich hielt das Papier fest, ängstlich fürchtend, daß die angezündeten Lichter ein leeres Blatt zeigen würden, aber nein! Das Porträt war da, ich hatte nicht geträumt.

Minias Gesicht lächelte uns vom Papier an, wie sie mich aus ihrer dunklen Ecke heraus angelächelt hatte. Ich hatte ihre Gesichtszüge ganz geschickt aufgenommen und war sehr stolz auf meine Leistung.

„Ich kann verstehen, daß Sie das Kind sahen,“ bemerkte jemand, „aber ich kann nicht begreifen, wie Sie sein Porträt in der Dunkelheit skizzieren konnten.“

Dies vermochte ich mir selbst nicht zu erklären. Ich wußte nur, daß es für mich nicht dunkel war. Ich sah das

Kind, sah das Papier und den Bleistift, aber ich hatte keinen Gedanken für irgend etwas anderes; tatsächlich wußte ich eine Weile nicht, ob ich dies alles erlebt hatte. Ich bedurfte des Anblickes der Skizze, um sicher zu sein, daß der ganze Vorgang nicht in einem Traume vorgefallen war.

Diese neue Entwicklung war ein großes Entzücken für mich, und den Séance-Abenden wurde mit neuem Interesse entgegengesehen. Wir baten unsere Geisterfreunde, „zu ihren Porträts zu stehen“, und nahmen unsere Plätze ein, wohlversorgt mit Zeichenpapier und Bleistiften. Da es jetzt Sommerszeit war, wurde es notwendig, die Fenster zu verdunkeln, und wir fanden, daß, je dunkler das Zimmer, je besser die leuchtenden Gestalten sich abhoben. Wenigstens fand ich es so. Die anderen schienen eigensinnig blind zu bleiben für die Gegenwart unserer Gäste.

Während der nächsten wenigen Monate waren unsere Abende vollständig ausgefüllt durch das Aufnehmen dieser Porträts. Manchmal schwanden die Gestalten vor meinen Blicken, ehe ich ihre Umrisse zu Papier gebracht hatte. Zuweilen gelang es mir, zwei oder mehrere Porträts während des Abends zu skizzieren. Wenn irgendein Fremder in der Séance zugegen war, so kamen in fast allen Fällen auch einige fremde Geister, und ich konnte häufig mit Erfolg eine Skizze von ihnen abnehmen. Meistens wurden die Gezeichneten sofort erkannt und von ihren Freunden die Skizzen in Beschlag genommen. Die wenigen, die nicht erkannt wurden, behielt ich für mich; aber diese waren, wie gesagt, nicht viele. Stafford, Walter, John Harrison und Minia waren unter den ersten, deren Gesichtszüge ich zeichnen konnte, und diese Bilder sind noch unter meinen mir wertvollen Schätzen.

Die Nachricht dieser neuen Entwicklung in dem Laufe der Medienschaft sprach sich sehr bald herum, und ich fand mich, sehr zu meinem Entsetzen, geradezu überflutet mit Besuchenden und überhäuft mit Korrespondenzen. Es schien mir, als ob alle Menschen Porträts von ihren toten Freunden wünschten und meinten, daß ich nur meine Augen zu schließen brauche

und dann beginnen könnte, sogleich ihren Wunsch zu erfüllen. Aus verschiedenen Theilen der Welt kamen Briefe, in denen man meine Hilfe erflehte und mich bat, das Porträt von irgendeinem verlorenen Lieblichen zu schicken. Zuerst versuchte ich, die gewünschten Bilder zu erlangen, um die ihrer Angehörigen Beraubten zu befriedigen, aber mit sehr wenig Ausnahmen ohne Erfolg.

Einen Brief erhielt ich aus Aegypten von einem Ungarn, der mir schrieb, daß er ein Spiritualist sei und die Gewohnheit habe, Séancen in seinem Heim abzuhalten, und daß er in regem Verkehre mit einem geliebten verstorbenen Sohne stünde. „Dieser Sohn“, so teilte er mir mit, „sagt mir, daß er fähig sein würde, zu Ihnen zu kommen und sich Ihnen sichtbar zu machen, damit Sie sein Porträt zeichnen können, wenn ich Ihnen einen kleinen Gegenstand schicke, der ihm gehört hat.“

Ein seidenes Tuch war dem Briefe beigelegt, und an meinem nächsten Séance-Abende hielt ich es in meiner Hand. Ich wartete geduldig auf das, was erscheinen würde; aber für eine lange Zeit sah ich nichts. Dann hob sich die schwächliche Gestalt eines Soldaten schwach von der Dunkelheit ab. Dies war nicht der Gegenstand meiner Erwartung. Aber da ich nichts anderes zu tun hatte, skizzierte ich hastig die Umrisse; ehe ich jedoch mehr tun konnte, schwand die Gestalt in der Dunkelheit, und die Skizze blieb unvollendet.

Mehrere Wochen behielt ich das Tuch während unserer Séancen bei mir, aber ohne Erfolg. Dann fragte jemand: „Wie alt war der Sohn des Mannes, der Ihnen geschrieben hat?“

Ich wußte es nicht. „Ist es denn nicht möglich, daß es der junge Soldat ist, den Sie zu skizzieren anfangen?“

Dieser Gedanke war mir nicht eingefallen. Tatsächlich hatte ich ihn mir die ganze Zeit über als ein Kind vorgestellt. So schrieb ich an den Vater, ihn um weitere Einzelheiten bittend; aber ich erhielt niemals eine Antwort, und des jungen Soldaten unvollendetes Porträt verbleibt als „Nicht verlangt“ in meinem Album.

Während ich mit dieser merkwürdigen Arbeit, die Züge der Bewohner einer anderen Welt zu porträtieren, beschäftigt war, wurde ich mir meiner eigenen Mangelhaftigkeit in der Kunst des Zeichnens bewußt, und fing an, täglich ungefähr eine Stunde dazu zu benützen, mein kleines Talent zu vervollkommen. Dies trieb ich eifrig einige Monate lang. Obgleich ich aber die Arbeit, die ich fertigte, in der Qualität vervollkommnete, schien merkwürdigerweise meine Kraft, die leuchtenden Gestalten zu sehen, abzunehmen; das Erhalten eines Porträts wurde zu einer Seltenheit, da dieses Skizzieren in irgendwelcher Weise meine Nerven sehr anstrengte und mir einen heftigen Kopfschmerz auf einen oder zwei Tage nachher verursachte, so daß ich, wenn auch widerstrebend, gezwungen war, von meinen Versuchen abzustehen.

Zuweilen freilich kehrte die Kraft zurück, und auf mehrere Wochen hintereinander war ich fähig, diese Bilder herzustellen. Dann wieder lag ich nach einer Séance tagelang darnieder, so daß ich endlich mit geringer Hoffnung, das Material zu gebrauchen, mit dem ich mich versorgt hatte, das Séancezimmer betrat.

Unser Kreis hatte während dieser Zeit mehrere Veränderungen erfahren. Einige Mitglieder hatten die Stadt, einige England verlassen, und ihre Plätze an dem Tische waren von anderen eingenommen worden. Nur wenige von den alten Mitgliedern blieben noch und versäumten niemals ihre Sätze einzunehmen, die sie von der Zeit an innehatten, als wir unsere Forschungen begannen. Ein neuer Besucher, der zu uns gekommen war in der Hoffnung, ein Porträt zu erhalten oder wenigstens beim Zeichnen eines solchen zugegen zu sein, gab den Anlaß zu einer neuen Entwicklungsstufe in unseren Studien. Dieser Herr, Mr. Barkas, war in seinem Fache eine Berühmtheit und ein in der Öffentlichkeit bekannter Mann; er war belesen in der Literatur, den verschiedenen Wissenschaften, ein Liebhaber der Kunst, ein intelligenter und vorsichtiger Beobachter; er nahm ein großes, wohlwollendes Interesse an der Erziehung und dem geistigen

Fortschritte des arbeitenden Mannes. Er errichtete eine Kunstgalerie, ein Lesezimmer, eine Bibliothek in New-Castle und wurde nie müde, in dem Aufsuchen von solchen Dingen, die die Besucher anziehen und zu deren Bildung beitragen konnten. Hierzu kam noch, daß er häufig Vorträge über Themen hielt, die für den Augenblick die öffentliche Meinung beschäftigten, Vorträge, die, so trocken auch der Gegenstand sein mochte, interessant wurden durch seine Art und Weise, ihn zu behandeln. Wie groß auch die Vortragshalle war, sie war immer bis auf den letzten Platz mit einer aufmerksamen, intelligenten Zuhörerschaft gefüllt, wenn er die Rednerbühne betreten hatte. Mr. Barfas J. G. S. war ein Spiritualist. Er nötigte seinen Glauben an das Vorhandensein der Geisterwelt niemandem auf, aber trotz seiner Zurückhaltung war es eine wohlbekannte Tatsache, und als ein Mann der Öffentlichkeit wurde er zuzeiten lächerlich gemacht in nicht beneidenswerter Weise, was er mit einer gutmütigen Nonchalance hinnahm.

Er wurde ein Glied unseres kleinen Hauszirkels in der Hoffnung, etwas Neues zu sehen. Aber an mehreren Abenden waren wir erfolglos. Endlich, ganz unerwartet, war es mir möglich, eine liebe alte Dame, die den Anspruch machte, eine Verwandte von ihm zu sein, zu sehen und deren Porträt zu skizzieren. Er erkannte sie jedoch nur an dem Kleide, das vielleicht seiner Großmutter gehört, von der er nur eine sehr schwache Erinnerung hatte. Während wir an einem dieser Abende auf das warteten, was kommen könne, erwähnte Mr. Barfas, daß er im Beariff sei, eine Reihe von zwölf Vorträgen in einem großen Saale in der Nachbarschaft zu halten. Während der nun folgenden Unterhaltung sprach er sich dahin aus, daß diese Vorträge volkstümliche Illustrationen der Wissenschaften sein sollten. Der erste behandelte die Elektrizität, ihr Wesen und ihre Anwendung, oder etwas Ähnliches. Mr. B. fuhr fort, die Punkte des Gegenstandes zu erwähnen, die er seiner Zuhörerschaft durch praktische Experimente zu illustrieren gedachte und sprach von den Theorien,

die aufgestellt worden waren, um verschiedene Phänomene zu erklären. Während des Gespräches, bei dem ich ein aufmerksamer, obgleich stiller Zuhörer gewesen war, hatte ich einen Bleistift in meiner Hand über ein Blatt Papier gehalten, bereit zu zeichnen, wenn irgendein Modell sich zeigen sollte. Ich fühlte, wie meine Hand kalt wurde und einschloß; dann fing der Bleistift an zu schreiben, und wir lasen die Worte:

„Darf ich fragen, welche besonderen Theorien Sie vertreten und zu illustrieren beabsichtigen?“

„Diese Frage ist für mich, wie ich annehme,“ sagte Mr. Barfas, indem er mich mit einem Lächeln ansah. „Interessieren Sie sich für solche Gegenstände?“

„Nein — ja — ich weiß es nicht — ich glaube, ich weiß gar nichts davon. Es ist Stafford, der fragt, nicht ich,“ erwiderte ich.

„Nun gut,“ sagte Mr. B., „wenn Mr. Stafford Interesse daran hat, habe ich nichts dagegen, es ihm zu sagen.“ Dann folgte eine lange Erklärung verschiedener Theorien, ihrer Vorzüge oder Nachteile. Sie schloß mit einer gelehrten Abhandlung über die besonderen Ansichten, die er, Mr. B., selbst hatte, und deren Begründung. Ich bestrebe mich, dieser Erörterung aufmerksam zu folgen, da es schien, als ob sie an mich gerichtet sei. Sehr bald aber verlor ich, sozusagen, den Faden; ich wurde vollständig verwirrt durch die Wiederholung von technischen Ausdrücken und hatte nicht mehr Verständnis von der Bedeutung der Worte, als wenn sie in „hebräischer Sprache“ gefaßt worden wären.

Sobald er geschlossen hatte, schrieb meine Hand in einer klaren entschiedenen Weise die Worte: „Sie haben unrecht. Soweit Sie in Ihren Experimenten gekommen sind, scheinen sich Ihre Theorien zu bestätigen, aber gehen Sie ein wenig weiter, versuchen Sie die Experimente, die ich mit Ihrer Erlaubnis vorschlagen werde, und Sie werden finden, daß sie nicht haltbar sind.“

Mr. B.: „Sie scheinen gut unterrichtet in diesem Gegen-

stande zu sein. Vielleicht können Sie mich belehren, anstatt daß ich Sie unterrichte?"

St.: „Ich weiß sehr wenig, aber ich habe viel gelesen und etwas experimentiert, und diese Sachen sind immer interessant. Es ist möglich, daß ich Dinge bemerkt habe, die Ihrer Beobachtung entgangen sind und umgekehrt. Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, wird es mir ein Vergnügen sein.“ —

Sicherlich wendete dies das Blatt für unseren gelehrten Freund in einer sehr unerwarteten Weise. Ich glaube, wir alle fühlten uns ein wenig entsetzt über Staffords Kühnheit; denn niemand von denen, die gegenwärtig waren, würde sich ungenast haben, Mr. B.s Wissen in Frage zu stellen oder die Richtigkeit irgendwelcher Theorien, die zu vertreten er für gut hielt, zu bezweifeln. Obwohl ich zu dieser Zeit nicht verstand, um was es sich handelte, fühlte ich mich zu einer starken, aber geheimen Parteinahme für Stafford bewegt und war besorgt, ob er mit Erfolg aus der Streitfrage hervorgehen werde. Ich vermute, dasselbe Gefühl herrschte vor in den anderen Gliedern unseres Zirkels, denn als am Ende der beinahe dreistündigen Auseinandersetzung Mr. B. sagte: „Gut, mein Freund, ich will Ihren Rat befolgen und einen anderen Gegenstand für meine Vorlesung wählen und in der Zwischenzeit die Experimente vornehmen, die Sie anraten, und das Resultat abwarten,“ konnte man eine beträchtliche Befriedigung in den Gesichtern und aus den Worten der übrigen Teilnehmer lesen.

Nach dieser Entdeckung von Staffords Gelehrsamkeit in wissenschaftlichen Gegenständen nahmen unsere Séancen einen ganz anderen Charakter an. Mr. B., der etwas erstaunt war, als sein Wissen in Frage gestellt wurde, hatte die Unterhaltung einigen seiner Freunde mitgeteilt, die, wenn sie sich auch nicht für die „spiritualistischen Manifestationen“ interessierten, doch genügend neugierig waren, „die junge Frau von mangelhafter Erziehung“ zu sehen, die über Naturwissenschaften gelehrt verhandeln und auf Fehler in

den Schlüssen, zu denen Gelehrte gekommen waren, hinweisen konnte. Diese Herren erbat sich die Erlaubnis, unseren wöchentlichen Sitzungen beizuhören zu dürfen, und kamen gewöhnlich bewaffnet mit einer langen Reihe von Fragen über wissenschaftliche Gegenstände, mit denen sie augenscheinlich mehr beabsichtigten, „die junge Frau“ zu quälen, als Auskunft zu erlangen.

Stafford schritt dagegen ruhig ein und schrieb: „Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, wird es mir ein Vergnügen sein; aber lassen Sie uns etwas Ordnung in unsere Arbeit bringen und nur einen Gegenstand auf einmal nehmen!“

„Wollen Sie uns sagen, in welchen Sachgebieten Sie gut unterrichtet sind?“

„Ich bin in keinem Fache gut unterrichtet; aber wie Sie selbst habe ich über mehrere Gegenstände ein wenig gelesen. Wenn Sie die Dinge nennen, über die Sie mich zu fragen wünschen, werde ich Ihnen sagen, ob ich sie mit Ihnen besprechen kann.“

„Dann wollen wir den Gegenstand ‚Licht‘ vorschlagen.“

„Gut, und dann?“

„Klang, Akustik, Musik und Harmonie.“

„Und dann?“

„Nun, wenn wir diese Themen besprochen haben, fürchten wir, wird Ihre Geduld erschöpft sein; wenn nicht, so können wir andere Dinge nachher vornehmen.“

Dann begann, wie es mir vorkam, ein Wettstreit der Verstandeskraft, der mehrere Monate andauerte. Wie Stafford angeraten hatte, wurden nur Fragen, die zu einem Gegenstande gehörten, während desselben Abends erlaubt. Zuweilen nahm die Besprechung eines Objectes mehrere Abende in Anspruch, und während dieser Zeit war der Herr, der die Sache behandelte, vollkommen beschäftigt. Er mußte korrespondieren mit anderen in verschiedenen Theilen des Landes, die die Behauptungen Staffords bestätigten, oder er sammelte Material, auf das er seine Fragen gründen konnte.

Soweit ich daran beteiligt war, nahm ich kein Interesse an diesen Besprechungen; nur hatte ich den lebhaften Wunsch, daß Stafford sich fähig zeigen möge, mit den verschiedenen gelehrten Männern zu wetteifern, die, wie es mir schien, bestrebt waren, ihr eigenes, nach ihrer Meinung überlegenes Wissen zu bereisen. Ich verstand die technischen Ausdrücke nicht, die fortwährend gebraucht wurden, und ich fragte mich manchmal, ob die Fragenden sie selbst verstünden. Meistens vergnügte ich mich während dieser ausgedehnten Sitzungen damit, die Gesichter der verschiedenen Teilnehmer, die um den Tisch saßen, zu studieren, und ich dachte über die Fülle der Weisheit nach, die sie aus all den gelehrten Gesprächen einschlürften.

Ein Herr schloß gewöhnlich seine Augen und sah aus, als ob er mit einem wichtigen wissenschaftlichen Probleme kämpfte. Einmal, in der Mitte einer ausgedehnten Antwort, die meine Hand schrieb, ging ein unverkennbar schnarchender Ton von dem nachsinnenden wissenschaftlichen Gelehrten aus, der meine Lachlust in solchem Grade erregte, daß ich große Schwierigkeit hatte, ruhig genug zu sitzen, um das Schreiben weitergehen zu lassen.

Zuweilen wurde eine Frage gestellt, auf die Stafford zu antworten pflegte: „Ich weiß nicht, aber ich will mich erkundigen und es Ihnen sogleich sagen.“ Darauf hörte auf wenige oder mehrere Minuten das Schreiben auf, dann aber setzte er den Bleistift wieder in Bewegung und beantwortete die Frage.

Häufig füllten zu solchen Zeiten Walter oder Ninia die Pausen des Wartens mit komischen Bemerkungen oder scherzhaften Betrachtungen über die Trockenheit der Unterhaltung aus und fragten, ob es uns gefiele. Zuweilen wurde es mir möglich, das Gesicht eines unserer Besucher aus der Geisterwelt zu skizzieren; aber dies war sehr selten.

Nach den Séancen war ich gewöhnlich sehr müde und erschöpft. Meine Gesundheit war nicht gut. Häusliche Sorgen und Kümernisse bedrückten mich schwer, und wäre

nicht ein so großes Interesse für diese Séancen vorhanden gewesen, so würde ich der Versuchung kaum haben widerstehen können, die Sitzungen auf eine Weile aufzugeben. Jedoch ich hatte nicht den Mut, die vielen Erwartungen zu enttäuschen, denen sich meine Freunde hingaben, und setzte die Séancen fort, solange meine Kräfte es erlaubten.

Die Besprechung der vier vorher erwähnten Gegenstände dauerte ziemlich lange. In Verbindung mit „Klang“ beschrieb Stafford bis ins einzelste ein Instrument für das Weitertragen von Schallwellen auf unbegrenzte Entfernungen. „Dies Instrument“, sagte er, „wird in kurzer Zeit der Welt bekannt sein.“ Seine Mitteilung nahmen wir mit derselben Höflichkeit hin, mit der wir gewöhnt waren, alle seine Mitteilungen aufzunehmen; doch wie einer der Teilnehmer bemerkte, als er von dem Instrumente später sprach: „Derjenige, der am längsten lebt, wird das meiste sehen!“ Es war nicht nötig, daß wir viele Jahre älter wurden, bis die Welt das Telephon erhielt, wie es Stafford beschrieben hatte.

Eine andere Erfindung, die, wie er uns sagte, erscheinen würde, nannte er „Designograph“. Durch diese vermöge eine Person, die eine Feder oder einen Bleistift auf der einen Seite des Erdballs gebrauche, durch Anwendung einer elektrischen Einrichtung ihre eigene Handschrift auf der anderen Seite desselben auf Papier wiederzugeben, so daß Zeichnungen und Skizzen auf diese Art und Weise über die ganze Erde von dem einen Ende zum andern getreulich übermittelt werden könnten. Dies war vor einem Vierteljahrhundert; aber diese letzte Erfindung wurde der Welt erst in dem gegenwärtigen Jahrzehnt bekannt, und selbst jetzt ist sie noch nicht allgemein verbreitet oder angewendet.

„Lieber Stafford,“ sagte Mr. Barbas eines Abends, „wir haben unseren ganzen Wissensschatz in den Fragen an Sie erschöpft. Vermögen Sie irgendeinen anderen Gegenstand von Interesse vorzuschlagen, welcher mit Vorteil besprochen werden könnte?“

„Es ist an Ihnen, vorzuschlagen,“ erwiderte Stafford.

„Ich bin in Verlegenheit, einen Gegenstand zu finden, der von allgemeinem Interesse sein wird,“ sagte Mr. B. mit einem Lächeln, das mich an meinen schläfrigen Nachbar denken ließ. „Aber da ist ein Freund von mir, ein Dr. med., der häufig wünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen; vielleicht ist es ihm möglich, irgendein interessantes Thema anzugeben.“

„Jeder Freund von Ihnen wird mir willkommen sein.“

Infolgedessen kam der Dr. med. und schlug den unterhaltenden Gegenstand „Anatomie“ vor, der einen oder zwei Abende anscheinend mit großem Wohlbehagen besprochen wurde. Der Doktor und Stafford schienen mir miteinander zu wetteifern in dem Gebrauche von lateinischen Benennungen und Ausdrücken. Nach den Knochen kamen die Nerven zur Besprechung, und hierbei schien Stafford sogleich die Führung zu übernehmen. Einmal brach er in der Mitte eines Satzes ab, indem er sagte: „Warten Sie ein wenig; ich muß einen Freund von mir über dies befragen; er ist besser unterrichtet als ich.“

Auf eine halbe Stunde wurden wir durch Walter unterhalten, der uns in humoristischer Nachahmung des „Gouverneurs“ eine wissenschaftliche Dissertation über die Eigenschaften der Luft gab, die er „Oxyhydrnitroammoniac“ nannte. Als wir ihn fragten, was er damit meine, antwortete er: „Wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände spreche, ziehe ich es vor, wissenschaftliche Ausdrücke zu gebrauchen.“ Dies sollte entschieden ein Hieb für den Doktor sein, dessen Unterhaltung für den Laien beinahe unverständlich war infolge seines verschwenderischen Gebrauches von technischen Bezeichnungen.

Stafford kehrte nach dem Verlaufe einer halben Stunde zurück, augenscheinlich wohl versorgt mit der Belehrung, die er brauchte, und die Besprechung von der Tätigkeit gewisser Nerven wurde wieder aufgenommen.

„Willis sagt mir,“ fing Stafford an, als der Doktor, der die Worte beobachtete, wie sie sich auf dem Papier bildeten, ihn unterbrach und ausrief:

„Willis? Welcher Willis? Meinen Sie den berühmten Dr. Willis, die Autorität auf dem Gebiete des Nervensystems und dessen Tätigkeiten?“

„Ja, ich glaube, er wird als eine Autorität betrachtet. Deshalb ging ich zu ihm. Einige besondere Nerven des Gehirns wurden nach ihm benannt, wie er sagt.“

„Alle Hochachtung!“ bemerkte der Doktor, und es schien mir, daß seine Ehrfurcht vor Stafford von diesem Augenblicke an zunahm.

Bei dem Gegenstande Musik, der immer wieder hinausgeschoben wurde, weil keiner unserer Bekannten genügend darin unterrichtet war, um die Besprechung leiten zu können, hatten wir zuletzt das Glück, Mr. William Rae, einen geschickten und kunstgeübten Organisten, dafür zu interessieren. Ich war für eine kurze Zeit eine Schülerin in seinem Kirchenschore, hatte ihn sehr gern und achtete ihn hoch.

Wie ich bereits erwähnte, studierte ich niemals Musik und nahm nur ein sehr oberflächliches Interesse daran, so daß die Besprechung nicht unterhaltend für mich zu werden versprach.

Stafford erklärte, daß er kein ausübender Musiker sei, aber etwas über die Theorie der Musik gelesen habe. Trotzdem entfaltete er bald ein tieferes und weiteres Wissen über den Gegenstand als Mr. Rae, der da sagte, daß er einigen Freunden schreiben, um deren Meinung und Vorschläge zu erfragen, und dann zu dem Thema zurückkehren wolle. Stafford willigte ein, und in der folgenden Woche erschien Mr. Rae mit einem langen Briefe von Sir Jules Benedict, der Aufklärungen enthielt, die Staffords Behauptungen über die streitigen Fragen bestätigten.

Die wissenschaftlichen Unterredungen über Musik, Harmonie und die verschiedenen Konstruktionen von Orgeln und musikalischen Instrumenten schienen nicht enden zu wollen. Trotz meines natürlichen Wunsches, höflich zu sein und mich den Wünschen der guten Freunde anzupassen, die so regen Anteil nahmen, wurde ich entsetzlich müde, und meine Ge-

sundheit, die niemals sehr stark war, drohte in dem Kampfe der Sorgen, die schon einige Zeit schwer auf meinen Schultern lasteten, zu unterliegen.

Wahrscheinlich sah Stafford, daß ich Ruhe haben mußte, und als ein Jahr nach dem Anfange unserer „wissenschaftlichen Séancen“ verfloßen war, sagte er, sie müßten für eine Weile unterlassen werden, später könnten wir aber wieder zu ihnen zurückkehren. Einer der vorgeschlagenen Gegenstände war nicht berührt worden aus Mangel an einem Fragenden, der genügend darin zu Hause war, nämlich die Chemie.

So sehr Mr. Barkas auch mit Stafford übereinstimmte, daß ich der Ruhe bedürfe, bedauerte er es doch sehr, daß diese Sache nicht früher berührt worden wäre, besonders, da einer der bestbekanntesten Chemiker der Neuzeit, Mr. T. Bell, ernstlich um Erlaubnis nachgesucht habe, diesen Gegenstand mit Stafford zu besprechen. Aber Stafford war unerbittlich; Mr. Bell mußte warten. Die Gesundheit des Mediums war von größerer Wichtigkeit als die Besprechung irgendeines Gegenstandes; folglich waren darüber keine Worte weiter zu verlieren.

Mr. Barkas schloß seine Reihe von Vorträgen mit einem über „neuerdings gemachte Experimente in Psychologie,“ in dem er, ohne die Persönlichkeit irgend jemandes aus dem Kreise zu verraten, „die außerordentlichen Antworten auf Fragen über wissenschaftliche Gegenstände durch eine junge Dame von sehr mangelhafter Erziehung“ veröffentlichte.

Ich fühlte mich zwar zur Zeit nicht besonders geschmeichelt durch die Bemerkung über meine Erziehung, aber als ich mich selbst darüber zur Rechenschaft zog, mich meines Argers deswegen anklagte, mußte ich bekennen, daß, soweit es die Kenntniss der besprochenen Gegenstände betraf, meine Erziehung entschieden mangelhaft war und ich kein Recht hatte, die Bemerkung übelzunehmen.

Alle Manuskripte, die sich auf diese Séancen bezogen, wurden durch Mr. Barkas, obgleich sie mir gehörten, zurück-

behalten, da er Auszüge aus ihnen veröffentlichen wollte. Nach seinem Tode erhielt ich sie, wurde aber zur selben Zeit ersucht, sie nicht bekanntzugeben, noch seinen Namen in Verbindung mit ihnen zu nennen. Ich habe deshalb bloß das erwähnt, was er selbst von diesen Séancen an die Öffentlichkeit brachte, oder mich doch nur auf das beschränkt, was öffentliches Eigentum wurde.

Kapitel XIII.

Ein Schimmer von Wahrheit.

„Der Kampf der Gegenwart und künft'ger Zeiten,
Das Ideal, des Lebens Wirklichkeit
Mich bannten wie ans Schlachtfeld, wo sie streiten,
Indes die Welt mit jener lag im Streit.“
Longfellow.

Diese Experimente, die wir mit wenigen Unterbrechungen vier oder mehr Jahre lang fortgesetzt hatten, nahmen zuletzt ein Ende. Wir hatten durch den Tod schreckliche und schwere Verluste erlitten. Diejenigen, die mir am nächsten standen und mir am teuersten waren, die ich am meisten geliebt hatte, waren von uns gegangen, hinüber in das Land der Schatten in schneller Reihenfolge, und sie hatten mich allein gelassen. Ich war durch Kummernisse und Sorgen, die so schwer auf meinen Schultern lasteten, daß ich sie kaum mehr ertragen konnte, erschöpft und ermüdet. Eine ernstliche Erkältung, die ich mir im Spätherbste zugezogen hatte, schien meine Konstitution zu untergraben und meine Lunge anzugreifen. Meine Ärzte vermuteten auch ein inneres Krebsleiden und rieten mir ernstlich einen Aufenthalt in einem wärmeren Klima, wenn mein Leben gerettet werden sollte.

So reiste ich hoffnungslos, mutlos und gleichgültig an das Gestade des Mittelländischen Meeres. Ich hatte aufgehört, größeres Interesse an irgend etwas zu nehmen. Schwach und erschöpft durch Schmerz und Kummer, schien mir das Leben wenig zu enthalten, was es lebenswert machte, und nichts, worauf man seine Hoffnung setzen könnte. Die Ärzte

hatten gesagt, wenn nicht eine vollständige Änderung eintrete, würde ich nicht lange mehr zu leben haben, vielleicht drei, in keinem Falle mehr als sechs Monate, und daher hatten sie mich nach dem Süden fortgeschickt, damit ich dort sterbe. Ich war gern bereit, die Welt zu verlassen; ich hatte mein Leben gelebt und alles verloren, was das Leben zu leben wert machte. So war es gut, damit zeitig fertig zu sein. Keine Bande fesselten mich mehr auf Erden, und ich hatte nur wenig Freunde. Meine Verwandten hatten sich mir entfremdet in Folge meines Interesses, das ich am Spiritualismus genommen hatte; deshalb schien es mir wirklich, daß der Tod diesmal gut tun würde, jemanden abzuholen, dessen Interesse und Brauchbarkeit im Leben beendet waren.

Aber Jugend hat wunderbar verjüngende Kräfte, und Gesundheit stellt schnell die Liebe zum Leben wieder her und malt die Zukunft in helleren Farben. Fast wider meinen Willen frohlockte ich, als erneute Kraft das Blut schneller durch meine Adern trieb, und meine Nerven durchdrang ein freudiges Empfinden an dem Erwachen der Natur unter dem sonnigen Himmel des Südens. Ich beobachtete den Übergang vom Winter zum Frühlinge von meinem Krankenlager aus, und es war mir, als ob ich zum ersten Male in meinem Leben es ganz erfaßte, wie wunderschön die Welt sei. Der Zauber des Sonnenscheins und des Himmels, der Zauber der Frühlingluft und des frischen Grüns erhielt für mich eine neue Bedeutung. Ich streckte meine Arme zu dem allen aus mit einem Sehnen, es zu verstehen und eins zu sein mit der Natur. Ich fühlte neues Leben in mein innerstes Herz eindringen. Die Hoffnung erstand aus dem Grabe, in das ich sie, wie ich glaubte, für immer gebettet hatte, und mit einer Art von begeisterter Freude fühlte ich, wie gut es sei zu leben, und dankte Gott für die gesegnete Gabe. Doch hatte sich nichts in meiner Umgebung verändert; nur ein Sonnenstrahl hatte die Wolken durchbrochen, die sich über mir zusammengezogen hatten, und dieser Durchblick hatte mir gezeigt, daß das Leben nicht wertlos sei, obgleich Sorge und Kummer gekommen waren.

Von dieser Zeit an machte ich schnelle Schritte auf dem Wege zur Gesundheit, und mit zunehmender körperlicher Kraft wurde ich fähig, meinem Leben fest entgegen zu sehen und auch rückwärts zu blicken auf die Ereignisse der Vergangenheit, ohne den Glauben an die Zukunft zu verlieren. Zu dieser Zeit war es, daß ich zuerst zu verstehen anfang, was Spiritualismus bedeutet. So sonderbar es scheinen mag, ich hatte trotz all unserer Erfahrungen niemals spiritualistische Theorien als eine abgeschlossene und unzweifelhafte Wahrheit annehmen können. Es gab niemanden in unserem Kreise, der sich nicht einen Spiritualisten nannte, aber ich selbst hatte mich niemals dazu bringen können. In meinem innersten Herzen war ich vielleicht Spiritualist; nur war der Unterschied zwischen dem, was mir von Jugend an gelehrt worden war, und dieser neuen Lehre zu groß, als daß ich mich mit ihr hätte ausöhnen können.

Die Ansichten einiger angeblichen Spiritualisten schreckten mich ab. Einmal wurde in der Unterhaltung mit einem wohlbekannten Anhänger dieser Lehre das Leben und Werk Christi erwähnt. Zu meinem unendlichen Entsetzen stellte er sogar die Existenz des „Menschensohnes“ in Frage. Er sei eine Mythe, eine Idee, nicht eine Persönlichkeit. Das Dasein einer Gottheit sei auch fraglich; es sei ein Mittel, die Schwachen zu erschrecken, oder eine Lockspeise, die Selbstlüchtigen anzuziehen; die ersteren würden bestrebt sein, aus Furcht vor den Folgen eines Abfalls der Gottheit weiter zu dienen, die letzteren dagegen um des Gewinnes willen, den man dadurch erreichen könne. Alles dies war mir sehr schrecklich. Meine ganze Natur lehnte sich dagegen auf. Ich konnte solche Ideen nicht annehmen. Fleißiger als je zuvor las ich meine Bibel und versuchte ihre Lehren mit denen der Geister zu vereinen. Zuweilen kam ich auf Worte des Trostes und der Aufklärung, die ich mit Eifer erfaßte, als wären sie ein Schlüssel zu diesen Geheimnissen. Dann aber verfiel ich wieder in die Tiefen der Niedergeschlagenheit und sah keinen Ausweg. Ich schien sozusagen mit mir selbst im Zwiespalt zu sein, der eine

Teil hielt fest an den alten Lehren und verteidigte sie in jedem Punkte, der andere Teil griff an, stürmte, riß die Verteidigungswerke nieder und ließ mich erschöpft und schwach von dem inneren Kampfe zurück.

Es gab niemanden, der mir mit Rat beistehen konnte. Diejenigen, an die ich mich wandte, wollten entweder die Frage nicht besprechen oder bezeichneten den Spiritualismus als das Werk des Teufels. Andere — „Agnostiker“, wie sie sich selbst nannten, obgleich ich damals die Bedeutung dieses Wortes noch nicht kannte — behandelten die Sache mit philosophischer Ruhe und geboten mir, mich nicht darum zu sorgen, oder rieten mir, das zu glauben, was mich am glücklichsten mache, und das übrige beiseite zu lassen. „Was da ist, ist,“ sagten sie, und keine Größe des Glaubens oder Unglaubens von meiner Seite könnte daran etwas ändern, weder für mich selbst noch für irgend jemand anderes in der Welt. So wurde ich auf mich selbst zurückgewiesen, diesen Kampf allein auszukämpfen. Der Ansicht, daß diese Offenbarungen von dem Bösen herstammten, konnte ich nicht beistimmen. Der Charakter der Mitteilungen von John Harrison oder die jüße Poesie von Felicia Owen war eine direkte Verneinung dafür. Was die Schriften John Harrisons betraf, so machte ihre große Religiosität in der That auf mich denselben Eindruck wie die Predigten unseres alten Geistlichen. Die Schlußworte von beiden wurden immer mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt. Sicherlich war nicht mehr vom Satan in John Harrison als in unserem guten alten Geistlichen.

Während dieser Wochen der Genesung, da die Liebe zum Leben neue Wurzeln in meinem Herzen gefaßt hatte, war es, daß ich anfang, die Lehren der Geisterfreunde zu verstehen und anzunehmen. Wie es kam, weiß ich nicht genau. Es war, als ob die ruhigen Tage, unter den grünen Bäumen verbracht, mit dem blauen Himmel und dem Sonnenscheine, der durch die Zweige auf mich herniederleuchtete, die Dinge deutlicher machten. Ich wurde nicht von streitenden Mei-

nungen und Gegensätzen belästigt. Ich war allein mit der Natur, und zusammen kämpften wir, zusammen gingen wir über den alten Boden Schritt für Schritt. Es schien mir damals, daß jene Dinge, die unversöhnlich waren, wenn sie durch die gefärbte Brille der Wissenschaft und ihrer Lehren betrachtet wurden, in dem klaren, weißen Lichte des Himmels sich vereinten und harmonisierten.

Getrennt gesehen, haben die Lehren anscheinend keine Verwandtschaft miteinander, als ein Ganzes sind sie zusammen verbunden und bilden eine vollkommene und herrliche Wahrheit, wie man es ganz ähnlich in der brillanten Färbung eines herbstlichen Blattes sieht. Obgleich sein lebhaftes Grün scharf mit dem tiefen Purpurrot kontrastiert, sind die zwei Farben durch unzählbare zarte Schattierungen und Abtönungen doch vereint, bis alles ein vollkommener Traum von Schönheit und Harmonie wird, nicht eine schwache Schattierung zuviel oder zuwenig.

Solange ich die Lehren der Kirche und der Geister einzeln überlegte, konnte ich bloß die Gegensätze sehen. Nur durch irgendeinen geheimnisvollen inneren Vorgang schien mir sozusagen ein Schimmer durch ein deutlicheres Medium als durch die Dogmen der Kirche oder durch die individuellen Meinungen der verschiedenen Professoren gegeben zu werden, und dadurch wurde ich befähigt, die Wahrheit und Schönheit herauszufinden, die dazwischen lag und die das eine mit dem anderen verband zu einem vollkommenen und herrlichen Ganzen.

Es ist gewiß, daß damals viele Dinge für mich unerklärlich waren und es jetzt noch sind. Aber ich fühlte, daß ich den Schlüssel zu einer neuen Welt gefunden hatte, einer Welt, so neu, so wunderbar und erfüllt mit einem Lichte, so rein und klar, daß ich nur die Schwierigkeiten, die mein Inneres bestürmten, in seine durchdringenden Strahlen zu bringen brauchte, um sie gebnet, hinweggenommen oder erklärt zu erhalten.

Kapitel XIV.

Gelehrte werden Spiritualisten.

„In Wirklichkeit gibt es kein anderes Wissen als das, welches durch Arbeit erlangt wird: alles übrige ist bis jetzt nur eine Hypothese des Wissens; ein Gegenstand, worüber man in Schulen disputiert; ein Gegenstand, der in den Wolken schwebt, in endlos logischen Irrfahrten, bis wir ihn festzustellen versuchen.“

Carlyle.

Wenn man eine große Entdeckung gemacht hat oder sich einbildet, sie gemacht zu haben, so glaube ich, ist es der erste eigene Trieb, die Nachricht zu verbreiten, und man zweifelt nie daran, daß die Kenntnis davon von den übrigen Bewohnern der Welt ebenso eifrig willkommen geheißen und hoch geschätzt wird wie von uns selbst.

Wir waren, wie ich dargelegt habe, viele spiritualistische Phänomene seit ungefähr drei oder mehr Jahren vertraut, während ich an einige schon seit meiner Kindheit gewohnt war; aber an diese Manifestationen glauben macht noch nicht zur Notwendigkeit, daß man ein Spiritualist wird, obgleich es Brauch ist, alle also Gläubigen mit diesem Namen zu bezeichnen.

Bis zu dieser Zeit war es mir ziemlich unangenehm gewesen, eine Spiritualistin genannt zu werden. Der Name schien mir ohne jede spezielle Bezeichnung und kam mir unbegründet vor. Daß man an bestimmte Tatsachen glaube, welche vollkommen deutlich und klar für das beschränkteste Verständnis waren, gab niemandem das Recht zu diesem Titel,

ebensowenig als der Glaube an das Dasein der Sterne und Planeten einem das Recht gibt, sich einen Astronomen zu nennen. Auf der anderen Seite waren manche der wahrsten und besten Spiritualisten, die ich gekannt habe, niemals in ihrem Leben Zeugen von irgendwelchen Manifestationen, während für andere dies die ersten notwendigen Schritte auf dem Wege eines besseren Verständnisses für die Gesetze sind, die diese Welt der Materie mit der Welt der Geister verbinden.

Ich habe Personen gekannt mit einer großen Erfahrung in mediumistischen oder spiritualistischen Phänomenen, Personen, die einen unerschütterlichen Glauben an die Echtheit derselben, als von Geistern herkommend, hatten, die jedoch, wenn ich die Worte gebrauchen darf, materialistisch Glaubende waren; sie glaubten wohl an die spiritualistischen Phänomene, aber nicht an den Spiritualismus, von dem sie nichts wußten. In bezug auf diese Personen erinnere ich mich eines Bespraches mit zwei Damen, die mir einen Besuch abstatteten. Sie fühlten sich verlassen in einem fremden Lande, und da sie gehört hatten, daß ich eine Engländerin und eine Spiritualistin sei, besuchten sie mich. Nach Tisch bildete der Spiritualismus den Gegenstand der Unterhaltung. Die Damen erklärten meinen anderen Gästen, die, nebenbei bemerkt, wenig oder gar nichts von dem Gegenstande kannten, daß sie seit drei oder vier Jahren Spiritualisten seien. Sie hatten Séancen mit den besten Medien gehabt und in ihren Nachforschungen, ohne die Ausgaben zu scheuen, keinen Stein unberührt gelassen; sie waren, wie sie selbst sagten, „vollständige Hexen“, um Medien zu entdecken, und ermangelten niemals, jedes Medium, dem sie begegneten, auszufragen.

Bei dieser Meldung fühlte ich mich unendlich dankbar, daß sie nichts von mir als einem Medium wußten.

„Aber,“ sagte ein Herr, „obgleich dies alles sehr interessant und außerordentlich merkwürdig ist, kann ich dennoch nicht ganz die Notwendigkeit davon einsehen. In welcher Weise kann es zu dem Glücke von irgend jemand beitragen, zu wissen,

daß seine lieben Freunde keine bessere Beschäftigung in jener Welt haben, als hier Tische herumspringen zu lassen oder schlechtes Englisch durch ein Medium zu sprechen oder als materialisierte Geister gleichsam als eine Karikatur ihrer selbst zu erscheinen? Der Spiritualismus von Christus erscheint mir viel schöner, und für die, die an ihn glauben, gewährt er für alles, Leid und Freud, volles Genügen.“

„O ja, das kann schon sein; aber sehen Sie, wir haben dies alles nun beiseite geworfen. Wir glauben nicht an Christus; wir wollen etwas mehr Reales und Greifbares als jene alten Legenden haben. Gewiß war Christus sehr gut, und in den alten Zeiten sind seine Lehren wahrscheinlich ganz genügend gewesen, aber in diesem aufgeklärten Zeitalter brauchen wir etwas mehr.“

Der Materialismus dieser Spiritualisten war für mich höchst betrübend. Spiritualismus bedeutete für sie Phänomene und weiter nichts. Ihr vorgeblicher Glaube war ihnen eine sehr passende Entschuldigung für die Nichtbeachtung der religiösen Pflichten, die ihnen lästig geworden waren, und er war auch nützlich als ein Mittel, Einlaß zu Séancen zu erhalten, zu denen nur Spiritualisten zugelassen wurden. Aber außer dieser hatte der Name keine weitere Bedeutung für sie. Zwischen diesen aufgeklärten Anhängern der spiritualistischen Sache und mir herrschte wenig oder gar keine Sympathie. Wir gingen unsere getrennten Wege und begegneten uns selten wieder. Wahrscheinlich sind sie noch auf der Jagd nach Medien, obgleich sie in dem Lande, in dem sie leben, ihre Beute nicht leicht fangen werden.

Daß solche Meinungsverschiedenheiten entstehen konnten unter Anhängern derselben Sache, davon hatte ich keine Ahnung, und diese Entdeckung verwirrte mich nicht wenig. Ich war eifrig darauf bedacht, der ganzen Welt die große Wahrheit laut zu verkünden, die ich entdeckt hatte. Es wollte mir nicht in den Sinn, daß die Welt die Nachricht nicht ebenso freudig aufnehmen würde, wie ich sie aufgenommen hatte. Ich glaubte, ich brauche den Leuten nur von meiner Entdeckung zu erzählen,

und ich würde sie dadurch ebenso glücklich machen, wie ich mich selbst fühlte. Aber dennoch wurden meine Erklärungen mit Unglauben aufgenommen; die Leute hörten höflich zu, weigerten sich aber, ohne tatsächliche Beweise zu glauben. Diese versuchte ich ihnen zu geben und hierbei machte ich eine neue Entdeckung, die sehr dazu angetan war, alle meine Pläne, die Welt zu erneuern, umzuwerfen. Die Manifestationen, die sich während der Beobachtungsjahre geradezu aufeinander zu häufen schienen, jede folgende wunderbarer als die vorhergehende, und bei denen es von meiner Seite keiner Anstrengung bedurfte, um sie hervorzubringen, diese Manifestationen in derselben spontanen, bereiten Weise, in der sie sich immer ereignet hatten, zu erlangen, wurde beinahe unmöglich. Die Fähigkeit, über wissenschaftliche Gegenstände zu schreiben, die so viele Monate unsere Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, ermangelte anscheinend vollständig, und Fragen wurden in so dummer Weise beantwortet, daß ich mich darüber zu Zeiten sehr ärgerte. Die Kraft des Hellsehens, die in unserem eigenen Kreise selten ausblieb, wurde ungewiß und schwach, und die Bewegungen des Tisches waren zu undeutlich, als daß man sie hätte verstehen können.

Die Leichtigkeit, mit der all diese Manifestationen früher erreicht worden waren, hatte mich zu sehr verwöhnt, um jetzt das Mißlingen geduldig zu ertragen, und mit nicht geringer Bestürzung sah ich den kleinen Erfolg meiner ersten Missionsarbeit, fing auch an zu begreifen, daß ich so gut wie gar nichts wußte von den Gesetzen, die diese Dinge beherrschten. Entweder durch Zufall oder durch glückliche Umstände waren die Personen, mit denen ich experimentiert hatte, besonders zu der Arbeit geeignet gewesen. Jetzt, da ich dieses Material und die Stütze ihrer Mitwirkung entbehren mußte, hing der Erfolg der Manifestationen fast ausschließlich von mir selbst ab oder von der unsicheren Hilfe der zufällig anwesenden experimentierenden Personen, die weniger Kenntnis von dem Gegenstande besaßen als ich. Dennoch wußte ich, wir hatten Erfolge gehabt und würden auch wieder Erfolge haben können,

wenn nur die gleichen Bedingungen zu verschaffen wären. Es war jedoch eine Arbeit, die „den Berg hinaufging“ und mich in vieler Hinsicht sehr enttäuschte. Ich wollte die Welt bekehren, doch sie wollte nicht bekehrt sein. In der Folgezeit erhielt die Welt ihren eigenen Willen, da ich mich entschloß, meine Überzeugung ihr nicht ungebeten aufzudringen.

Doch zur selben Zeit war der Missionseifer in mir rege und ließ mir nur wenig Ruhe. Ich entwarf und schmiedete Pläne, um mein Verlangen auszuführen, die Kenntnis von der Wirklichkeit der Geisterwelt und die Mittel zu verbreiten, mit ihren Bewohnern zu verkehren. Aber alles erwies sich als vergeblich, entweder, weil die Leute nicht danach verlangten, es zu wissen, oder weil ich mich selbst machtlos fühlte, die Phänomene hervorzubringen, die sie als befriedigend betrachteten. Es war mir niemals in den Sinn gekommen, daß irgend jemand meine Angaben, die die verschiedenen Phänomene betrafen, bezweifeln könne oder würde, und es war außerordentlich ärgerlich, dennoch ihre Zweifel durch ein bedeutames Heben der Augenbrauen oder durch ein Zucken mit den Schultern ausgedrückt zu sehen, selbst wenn meine Hörer höflich genug waren, wörtliche Bemerkungen zu unterdrücken.

Ich legte die Schwierigkeiten meinen Geisterfreunden vor und bat um ihren Rat. Sie sagten mir, geduldig zu sein und nicht andere zu unterweisen, ehe ich selbst alles gelernt habe, nicht zu versuchen, die Welt zu reformieren oder die Kirche zu belehren, sondern einfach die Arbeit, die am nächsten liege, zu tun und sie gut zu tun.

Obgleich ich mich anschickte, diesen Rat zu befolgen, war es oft schwer zu entscheiden, wie man handeln müsse, wenn einem von allen Seiten durch Personen zugelegt wurde, die vorgaben, das größtmögliche Interesse an dem Spiritualismus zu nehmen. Es schien mir ein Unrecht zu sein, meine Hilfe zu versagen, selbst wenn ich an der Aufrichtigkeit ihres Vorgehens zweifelte. Ich konnte nur versuchen und beobachten. Im allgemeinen entmutigte mich diese Arbeit sehr,

und ich würde möglicherweise meinen Mut ganz verloren haben, wenn ich nicht in der ermüdenden Reihe von Enttäuschungen eine oder zwei erfreuliche Ausnahmen zu verzeichnen gehabt hätte.

Nachdem meine Gesundheit durch meinen Aufenthalt im Süden Frankreichs zum größten Teile wiederhergestellt worden war, machte ich ein oder zwei Besuche bei Freunden, verbrachte ein paar Monate bei Mr. und Mrs. F., die damals in Schweden lebten, und begleitete später einige Bekannte nach Leipzig, wo mir durch die liebenswürdigen Bemühungen von Mr. James Burns in London der berühmte Professor Zöllner vorgestellt wurde. Seinem freundlichen Interesse und dem seiner Mutter verdanke ich es, daß mir mein Aufenthalt in Deutschland eine der ermutigenden Ausnahmen brachte, die ich erwähnte.

Kurz vor meiner beabsichtigten Rückkehr nach England ereignete sich ein Unfall, der mich beinahe nötigte, meine Reisegefährten nach Breslau zu begleiten, anstatt über Hamburg nach England zurückzukehren. Ich hatte diese Umgestaltung meiner Pläne nicht gern, da sie wahrscheinlich viele meiner Anordnungen umstoßen würde; aber der Menschenfreundlichkeit halber konnte ich nicht meine Reisegefährten unter den bestehenden Umständen im Stiche lassen.

Als die Veränderung des Reiseweges dem Professor Zöllner mitgeteilt wurde, bemerkte er: „Ich habe einen Freund in Breslau, der in der Tat mein ältester Freund ist. Wir verlebten unsere Jugendjahre zusammen, und bis vor kurzer Zeit waren wir selten in Meinungsverschiedenheiten über irgendeinen Gegenstand; doch konnte er niemals meine Ansichten über Spiritualismus vertragen. Infolgedessen ist eine Wolke zwischen uns getreten, die zu einem großen Teile die lebenslange Freundschaft zerstört hat, und wie sehr es mich auch betrübt, ich kann meinen Glauben an den Spiritualismus nicht aufgeben, und müßte ich selbst meinen liebsten Freund dadurch verlieren. Ich kann nur hoffen, daß eine Zeit kommen wird, wo er meine Ansichten milder beurteilt.“

Wenn Sie ihn nun zu einem Spiritualisten machen könnten, würden Sie mir den größten Dienst erweisen. Es ist nichts auf der Welt, was mir so sehr erwünscht wäre.“

„Nun gut!“ erwiderte ich halb im Scherz, „ich werde ihn für Sie zum Spiritualisten machen. Wie heißt er denn?“

„Dr. Frieße“, antwortete er, als mein Zug abfuhr. Die Reise war lang und die Nacht kühl. Infolge der hastigen Änderung meiner Pläne war mein Gepäck falsch geschickt worden, und ich hatte keine genügenden Schutzhüllen gegen die Kälte, so daß ich mich bei meiner Ankunft in Breslau sehr unwohl fühlte und sogleich zu Bette ging, an das ich auf einige Tage gefesselt blieb. Eines Morgens wurde ohne irgendwelche Meldung ein Herr in mein Zimmer geführt. Ich fing nur den Titel „Doktor“ auf, als das Zimmermädchen die Tür öffnete; aber natürlicherweise vermutete ich, daß es ein Dr. med. sei, den meine Reisegefährten hereingerufen hatten, damit er mich sehe, und ich fing sogleich an, ihm von meinen Leiden und Schmerzen zu berichten.

„Aber, meine liebe, junge Dame, Sie irren, mein Name ist Frieße.“

„Sind Sie nicht ein Doktor?“

„Ja, ich trage diesen Titel, aber nicht als Dr. med. Ich kam, Sie zu sehen, infolge eines Briefes von meinem alten Freunde Professor Zöllner in Leipzig, der mich aufforderte, Sie zu besuchen.“

Dies war in der Tat eine peinliche Lage. Ich wußte nicht, was ich sagen oder tun sollte. Mein Gesicht brannte, und ich hätte es gern unter die Betten versteckt und mir durch Weinen Erleichterung verschafft. Er sah meine Verlegenheit und fühlte wahrscheinlich mit mir; denn er fing an, mich über die Bedienung des Hotels zu befragen, die, wie er dachte, sehr ungenügend sein müßte, sonst hätte solch ein Versehen nicht vorkommen können. Ich antwortete ihm, daß ich sehr wenig darüber wüßte und daß niemand weder in der einen noch in der andern Weise sich sehr um mich gekümmert habe. Meine Freunde hatten jeden Tag nachgefragt, wie ich

mich befände und ob ich etwas brauche, und das war alles. Sie erfüllten meinen Wunsch vollkommen, da ich nichts andres verlangte, als allein gelassen zu werden.

Ich glaube, Dr. Frieze muß sich einiger sehr kräftiger Ausdrücke bedient haben. Da ich kein Deutsch verstand, so kann ich auch nicht beurteilen, welche Worte er gebrauchte; aber der Erfolg war erstaunlich. Es gab keinen Mangel an Aufmerksamkeit während der nächsten Stunden. Als der Doktor in mein Zimmer zurückkehrte, war er von einem Mediziner und der Wirtin des Hotels begleitet. Die Herren besprachen, ob es ratsam sei, mich in das Haus des Dr. Frieze überzuführen, und die Wirtin protestierte dagegen, indem sie äußerte, daß es an Pflege von ihrer Seite in Zukunft nicht mangeln sollte. Sie hätte vermutet, daß die andere Dame unserer Gesellschaft alles Nötige getan habe, sonst würde keine Vernachlässigung vorgekommen sein.

Es schien mir, als ob sie sehr viel Lärm um nichts machten, und ich bat, sich meiner wegen nicht weiter zu bemühen. Die Sache wurde so festgesetzt: Meine Reisegefährten wünschten ihre Reise fortzusetzen, und ich entschied mich, zu bleiben, wo ich war, bis ich mich gesund genug fühlen würde, um nach England zurückzukehren.

Sie reisten am nächsten Morgen ab, und Dr. Fr. und seine Schwester bestanden darauf, daß ich zu ihnen komme, bis ich ganz wieder hergestellt sei. So wurde ich ein Hausgenosse des Dr. Frieze. Der Winter war lang und unangenehm, und ich wurde nur allmählich von der Erkältung befreit, die ich mir zugezogen hatte, so daß mein Aufenthalt auf unbestimmte Zeit sich verlängerte.

Dr. Frieze war einer der genauesten Männer, die mir jemals begegnet sind, und sobald es endgültig entschieden war, daß ich die Reise nach England nicht unternehmen sollte, bis der Frost gewichen, stellte er einen Plan für mich auf, dem ich in meinem täglichen Tun und Lassen folgen mußte.

Ich darf erwähnen, daß Dr. Fr. ein vollendeter Maler und ein enthusiastischer Musiker, vor allem aber ein Lehrer

war. Ich glaube nicht, daß er sich unter irgendwelchen Umständen hätte abhalten lassen, seine Schulmeistertalente über irgendeine junge Person auszuüben, die unter seine Augen kam. Er entschied bald, daß den Mängeln in meiner Erziehung abgeholfen werden müsse und unterzog sich selbst der Aufgabe, dies zu tun. Er stellte seine Regeln und Bestimmungen als maßgebend auf, und ich befolgte sie ganz demütig. Doch er gab nicht allein Vorschriften, sondern er hielt auch darauf, daß sie befolgt wurden, so daß es kein Entinnen gab, und es versuchte auch niemand, ihnen auszuweichen. Er selbst lebte nach der Uhr, und sein Haushalt hatte das gleiche zu tun. Seine Regeln, die mich betrafen, waren folgende:

7 Uhr 30 Minuten: Aufstehen — Baden — Ankleiden mit Hilfe einer Dienerin.

8 Uhr: Frühstück.

9—11 Uhr: Zeichnen oder Malen.

11—12³⁰: Spazierengehen oder Schlittschuhlaufen. (Bei der letzteren Bewegung lief Dr. Frieze gewöhnlich selbst Schlittschuh und schob meinen Schlitten.)

12³⁰—1 Uhr: Ruhe.

1—2 Uhr: Mittagessen.

2—4 Uhr: Zeichnen oder Malen.

4—5 Uhr: Spazierengehen, wenn es schön war, wenn nicht, Briefe schreiben.

5—6³⁰: Tee und kurze Lektüre im Deutschen.

6³⁰—10 Uhr: Konzert oder Oper, wenn es welche gab, im anderen Falle Unterhaltung über den Gegenstand „Spiritualismus“.

10³⁰: Butterbrot mit Milch.

11 Uhr: Zu Bett. (Kein Grund erlaubte das Ausbleiben.)

In dieser Weise vergingen die Tage; ich lehnte mich gegen die Monotonie auf, aber ohne Erfolg. Endlich setzte eine Woche mit unaufhörlichem Schneefall und Regenwetter unseren gewohnten Spaziergängen ein Ende, und eine Pause, in der keine neuen Opern gespielt oder Konzerte gegeben wurden, befreite mich von dem, was für mich zuletzt etwas Ähnliches

wie Fegefeuer bedeutete. Der Doktor sagte, daß er entschlossen sei, meinen musikalischen Geschmack zu wecken und zu pflegen. Vergeblich erklärte ich ihm, daß er nicht ausbilden könne, was nicht vorhanden sei. Er erlaubte keine Entschuldigung. In die Konzerte oder Opern mußte ich gehen, und ich tat es gern, wenn es sich um eine Oper handelte; aber mit schlecht verborgener Unbereinwilligkeit besuchte ich ein Instrumentalkonzert.

Während der Tage der aufgezwungenen Enthaltbarkeit von Musik wurde die Zeit mit Besprechungen des Spiritualismus verbracht und im Versuchen von Experimenten, die vortrefflich gelangen, wenn wir allein oder in Gesellschaft von ein oder zwei Freunden waren.

Der Doktor interessierte sich am meisten für das automatische Schreiben, und trotz seiner Liebe für musikalische Unterhaltungen gab er endlich meinen Bitten nach, einige Abende mit Schreiben und anderen Experimenten zuzubringen, anstatt den Konzertsaal zu besuchen.

Kapitel XV.

Befehrte und Belehrte.

„Aber menschliche Unwissenheit und menschliches Vorurteil sollen endlich vergehen, und dann wird man sehen, wie Wissenschaft und Religion ihre verschiedenfarbigen Strahlen zu einem schönen Bogen des Lichts vereinen, Himmel und Erde und Erde und Himmel verbindend.“

Prof. Hitchcock.

Es ist nicht notwendig, die langen Auseinandersetzungen und Besprechungen wiederzugeben, die den Gegenstand des Spiritualismus betrafen, noch die vielen Fragen, die an die Geister gestellt und hauptsächlich durch „Stafford“ beantwortet wurden. Es machte wenig aus, ob die Fragen in Deutsch oder Englisch gefaßt waren; die Antworten, durch meine Hand geschrieben, erwiesen sich alle gleich genau, logisch und zutreffend. Mir schien es, als ob ein Kampf zwischen dem Doktor und dem Geiste um die Herrschaft geführt wurde. Eines Abends dauerte dieser Streit, wie ich mich erinnere, stundenlang, bis die Uhr die Stunde der Mitternacht schlug und dadurch den Doktor daran mahnte, daß er seine gewohnte Pünktlichkeit vergessen und selbst unterlassen hatte, sein Butterbrot zu essen und mich auf mein Zimmer zu schicken. Dieser unerhörte Umstand verursachte ihm anscheinend viel Bekümmerniß; denn er bemerkte: „Das darf niemals wieder vorkommen!“

Am nächsten und übernächsten Tage bemerkte ich, daß er sehr nachdenklich und zerstreut war, so daß er sehr schlechte Arbeiten von mir durchließ, ohne mir eine scharfe Zurecht-

weisung oder eine tadelnde Bemerkung zu erteilen, die er sonst ohne Ausnahme über meine unfertigen Zeichnungen zu machen pflegte.

In der Nacht hörte ich ihn in seinem Zimmer auf und ab gehen; doch wenn ich ihn fragte, ob er krank sei, antwortete er gewöhnlich: „Ich bin wohl, aber sehr nachdenklich.“ Ich fing auch an, nachdenklich zu werden und fragte mich, auf welche Weise ich ihm helfen könne. Aber er lehnte es ab, mehr Fragen an die Geister zu stellen, ja sogar den Gegenstand mit mir zu besprechen. Dieser Zurückhaltung wegen befürchtete ich, daß er Abneigung dagegen empfinde, und ich war nicht bloß darüber sehr besorgt, mein dem Professor Zöllner halb im Scherz gegebenes Versprechen wahrscheinlich nicht einlösen zu können, sondern auch darüber, daß der Spalt zwischen den beiden Freunden eher erweitert als überbrückt werden würde.

Es war der dritte Tag dieses merkwürdigen Schweigens, das mir beinahe unerträglich wurde, als der Doktor mir mittheilte, daß ich mit gewissen Studien allein fortfahren solle. Er würde auf mehrere Stunden an der Universität beschäftigt sein, da er dort einen Vortrag zu halten habe.

Erst gegen 10 Uhr kehrte er zurück; darauf schickte er einen Diener zu mir, mich zu ersuchen, ihm im Salon auf einige Minuten Gesellschaft zu leisten. Ich wunderte mich über dieses ungewohnte Ersuchen und ging.

„Wissen Sie, was ich getan habe?“ fragte er, als ich in das Zimmer trat.

„Nein.“

„Können Sie es gar nicht erraten?“

„Nein.“ Und ich begann mich fast vor dem zu fürchten, was kommen würde.

„Dann will ich es Ihnen sagen. Ich erklärte heute Abend öffentlich, daß ich ein Spiritualist sei und mein Entlassungsgesuch als Professor an der Universität eingereicht habe.“

Ich war zu sehr erstaunt, um irgendwelche Bemerkungen

darüber machen zu können, und gewissermaßen bedauerte ich ihn. Sicherlich hatte ich mein Bestes getan, um bei ihm die Überzeugung von der Wahrheit der spiritualistischen Lehren herbeizuführen, aber es war mir niemals in den Sinn gekommen, daß so viel damit zusammenhing. Trotz meiner Freude hatte ich dieses seines Opfers wegen beinahe ein Gefühl von Bestürzung.

„War es notwendig, die Entlassung zu beantragen?“ fragte ich.

„Ja, in meiner Fakultät war ich verpflichtet, die Lehren der Kirche aufrecht zu erhalten und irgendwelche Ketzer und Abtrünnige von ihren Sätzen zu bestrafen. Als ein Spiritualist kann ich dies nicht tun, und deshalb hielt ich es für den einzigen, ehrlichen Weg, augenblicklich mein Entlassungsgesuch einzugeben.“

„War es notwendig, daß Sie sich öffentlich als Spiritualist bekannnten?“

Ich schämte mich ein wenig über die Frage und um so mehr, als er streng erwiderte: „Wie können Sie fragen, ob es notwendig war! Was würden Sie getan haben?“

Ich wußte, daß ich das Gleiche getan haben würde, ja noch mehr! Es gab kein Opfer, das ich nicht gebracht hätte; dennoch konnte ich mir zu derselben Zeit nicht helfen, betrübt darüber zu sein, daß er ein so großes Opfer zu bringen hatte, und konnte nur hoffen, daß ihm der Spiritualismus vollen Ersatz dafür gewähre.

Meine erste Arbeit am nächsten Morgen bestand darin, daß ich an Professor Zöllner schrieb und ihm eine Zeitung schickte, welche die erstaunliche Nachricht von Dr. Frieses Rücktritt und die Bemerkungen der Presse enthielt, die, um es gelind zu sagen, nicht gerade schmeichelhaft waren. Die Antwort kam in der Person des Professors selbst, der den ersten Zug zu der Fahrt nach Breslau benutzte hatte.

Das Wiedersehen zwischen den beiden Freunden gestaltete sich zu einem sehr ergreifenden. Sie waren beide keine jungen Männer mehr. Der Professor war der jüngere. Aber in

ihrer Freude des Wiedersehens und in ihrer Versöhnung glichen sie zwei fröhlichen Knaben.

Sie waren so voll von ihrem sie aufs neue vereinenden Interesse, daß sie mich stark an die Zeit erinnerten, da das Licht eben erst zu mir gekommen war und ich Pläne machte, wie ich die gute Nachricht zu allen meinen Mitmenschen bringen könne. Sie beschritten damit denselben Boden, den ich betreten, und entwarfen und schmiedeten jetzt Pläne, wie ich es getan hatte. Sie wollten Bücher schreiben, sie wollten Vorträge halten; ihr Name und ihr Ruf würden ihnen den Weg zu allen Ständen ebnen und die Leute begierig die guten Nachrichten annehmen, weil sie dieselben brächten.

Ich hörte all ihren begeisterten Plänen und ihrem Vorhaben zu und fühlte, wie meine eigene Hoffnung wuchs. Mir — einem Nichts, einer unbedeutenden Persönlichkeit — war es nicht gelungen, die Welt auf mich hören zu machen. Bei diesen beiden war es anders. Sie waren wissenschaftlich gebildete Männer, wohlbekannte Gelehrte, deren Worten man mit Achtung und Aufmerksamkeit zuhörte, deren Meinung angenommen wurde, weil sie bekannt waren als bedachtsame Männer der Wissenschaft, die nicht eine Aussage machten, für die sie nicht einstehen konnten, Männer, deren Bücher als beste Erziehungswerke in ihren besonderen Fächern bekannt waren, Männer, deren Beschlüsse als endgültig angenommen wurden, in der That Autoritäten, deren Aufzeichnungen in Frage zu stellen oder zu bezweifeln niemand wagen würde.

Die wenigen Tage, die die beiden Freunde zusammen verbrachten, waren wirklich glückliche für sie. Es war sozusagen die Ruhezeit vor dem Hinausfahren auf die stürmisch bewegte See. Ich weiß nicht bestimmt, ob sie sich jemals auf Erden wieder begegneten. Aber ihre Interessen waren niemals wieder getrennt.

Wie ich selbst, fanden auch sie die Welt abgeneigt, die neuen Lehren anzunehmen, und sogar ihre Namen konnten nicht eine Überzeugung mit sich bringen von der uneigennütigen, guten Absicht, die sie für ihre Mitmenschen hegten.

Sie waren beide unermülich in ihren Bemühungen und hielten bis an ihr Lebensende die Sache aufrecht, für die sie so viel geopfert hatten. Einst werden die Universitäten Leipzig und Breslau stolz sein, daß diese beiden Männer ihnen angehörten, die als Vorkämpfer aus ihrer Mitte hervorgingen, eine verachtete Sache zu verteidigen, für die sie so große Opfer brachten und so viel litten, denen derselbe Geist innewohnte, der die ersten Christen beselte und standhaft machte bis zum Ende.

Wir in England, wo Freiheit der Gedanken nicht nur geduldet, sondern der einzelne dazu sogar ermutigt wird, gleichviel ob unter Hohen oder Niederen, können kaum die Lage von Männern in lutherischen Ländern verstehen, die von den Lehren der eingeführten Kirche abweichen und sich anmaßen, eigene Ansichten zu haben. Sie können Atheisten oder Materialisten werden, und niemand kümmert sich darum; aber sie dürfen keine anderen Ansichten, die Mittel des Heils betreffend, verteidigen, als die, welche die Geistlichkeit lehrt, sonst wird sogleich mit Verdacht auf sie gesehen. Ihre Meinung zu verbreiten ist eine verabscheuungswürdige Beleidigung und nur durch schwere Strafen sühnbar. Da ich dies weiß, kann ich verstehen, daß diese Männer eine undankbare Aufgabe dadurch auf sich genommen hatten, indem sie den Spiritualismus verteidigten und versuchten, seine großartigen Wahrheiten zu lehren. Es machte sie vor der Zeit alt und verkürzte ihr Leben.

Mit Schmerz hörte ich einige Jahre später, daß sich Professor Böllner seine Märtyrerkrone erworben hatte und in das Schattenland eingegangen war, wo sie sein Haupt schmückt. Ohne Zweifel war er erfreut, hinüberzugehen, aber es waren viele zurückgeblieben, die ihn in ihren Reihen vermißten. Viele Arbeiter in seinem Vaterlande fühlten, daß sie mit ihm eine große Stütze verloren hatten. Obgleich er geschieden ist, bleibt sein Werk bestehen und wird in den künftigen Jahren geschätzt werden, wenn eine spätere und weisere Generation das Land bevölkert, in dem er lebte.

Aber in der Zeit, von der ich schreibe, in der die Freunde sich ihrer von neuem gefundenen Bruderschaft erfreuten, wußten sie nichts von den Prüfungen, die ihrer warteten, und waren zufrieden, das Glück der Stunde in vollen Zügen zu genießen. Niemals ahnten sie, was die Zukunft bringen würde. Während der Professor den Doktor besuchte, war dessen Zimmer mit Personen angefüllt, die alle dieser neuen Sache wegen eifrige Nachfrage hielten. Die Nachricht hatte sich durch die gelehrten Kreise wie ein Schnellfeuer verbreitet, und die außergewöhnlichsten Berichte waren im Umlauf. Viele bildeten sich ein, daß der Doktor einen Vorrat von Geistern bei der Hand habe, um mit spielender Geschwindigkeit Wunder auszuführen, die Kranken zu heilen oder Auskunft zu geben über verlorene Freunde oder über verlorenes Eigentum.

„Was soll ich mit diesen guten Leuten anfangen?“ sagte er einmal in komischer Verzweiflung, „sie scheinen nicht zu verstehen, daß der Name Spiritualist nicht gleichbedeutend ist mit dem eines Zauberers oder Künstlers der schwarzen Magie.“ Es war in der That schwer zu wissen, wie man alle die Anfragenden befriedigen sollte, noch konnte ich ihm helfen, da meine Unkenntnis des Deutschen eine tatsächliche Schranke zwischen mir und den nicht englisch sprechenden Besuchern bildete. Dies wurde zuerst als ein Nachteil in meiner Nützlichkeit angesehen, aber der Doktor bemerkte später oft, daß er froh darüber sei, sonst wäre ich zu Tode geredet worden, hätte ich alle Fragen beantworten sollen, die die Fremden, die seine Zimmer gedrängt füllten, an mich richteten.

Unter den intimsten Freunden des Doktors war eine Persönlichkeit, die ich hier „Herr X.“ nennen will. Dieser Herr erfreute sich des Rufes, der stärkste Mann in Schlesien zu sein, und er war augenscheinlich stolz darauf. Er verbrachte viel Zeit mit athletischen Übungen, rühmte sich dem Doktor gegenüber oft der Kraft und einiger seiner Heldentaten, und man hörte ihm immer gutmütig zu.

„So stark Sie auch sind,“ bemerkte der Doktor eines Tages, „glaube ich nicht, daß Sie den Tisch festhalten können, wenn Walter es für gut findet, ihn in die Höhe zu heben.“

„Glauben Sie es nicht? Nun, mein lieber Herr, wenn Walter nichts dagegen hat, werde ich Ihnen schnell über diesen Punkt Aufklärung geben; ich möchte den Geist oder auch den Mann sehen, den ich nicht besiegen könnte, wenn es sich um Kraft handelt.“

„Vielleicht versuchen wir es mit ihm!“ sagte der Doktor zu mir. „Es würde nichts schaden, diesem jungen Manne die Eitelkeit zu nehmen.“

Ich hatte nichts dagegen, setzte mich daher an das eine Ende des rechteckigen Tisches und wartete auf das, was kommen würde.

Zu meinem Erstaunen legte Herr X. seinen Rock ab, löste seine Handgelenkbänder, stellte sich in Positur und ergriff den harmlosen Tisch, als ob er ein ungebändigtes Tier sei, bei dem es der größten Kraftaufwendung bedürfe, um ihn an Ort und Stelle zu halten.

Da man sah, daß der Tisch keine Versuche machte, sich zu bewegen, schienen alle diese Vorbereitungen überflüssig zu sein, und ich beobachtete den Herrn X. mit nicht geringer Neugier. Er hielt den Tisch nieder, als ob er ihn durch die Dielen drücken wolle. Die Muskeln seiner Arme waren aufs äußerste angespannt, Schweißperlen standen auf seiner Stirn, die Adern schwellen, und er schien alle seine Kräfte zusammen zu nehmen, aber der Tisch versuchte nicht, sich zu bewegen. Von Zeit zu Zeit ließ er in seinem Festhalten auf einen Augenblick nach, um sich die Stirne zu trocknen, und dann machte der Tisch kleine kurze Sprünge, die Herrn X. sofort veranlaßten, seine Anstrengungen zu verdoppeln und mit einer solchen Schnelligkeit den Tisch zu erfassen, mit der eine Katze sich auf eine Maus stürzt, die ihren Krallen entrinnen will.

Dies hielt ungefähr über eine halbe Stunde an; aber mit Ausnahme der genannten geringen Lebenszeichen verblieb

der Tisch vollständig ruhig. Nach Verlauf dieser Zeit stellte sich Herr X. aufrecht und trocknete sich Gesicht und Hals, indem er bemerkte, daß die Geister zu klug seien, um sich mit ihm einzulassen.

Ich fühlte mich enttäuscht, und nach dem Gesichtsausdruck des Doktors zu urteilen, fühlte auch er einen gewissen Grad von Ärger.

Zu diesem Zeitpunkte fing der Tisch an, sich in sanft wiegender Art zu bewegen, und wie Herr X. dies sah, machte er einen neuen Angriff. Aber diesmal fuhr der Tisch fort in seinen sanften regelmäßigen Bewegungen, weder schneller noch langsamer, weder einen Zoll mehr nach rechts, noch nach links abweichend trotz der Kraft, die Herr X. auf ihn auszuüben versuchte. Er tat sein Bestes; er hielt fest, als ob es sein Leben gelte, er warf sich auf den Tisch, und nun wurde er wie in einer Wiege hin und her geschaukelt. Der Anblick, diesen Herkules mit einem Tische kämpfen zu sehen, war so unendlich komisch, daß ich mich vor Lachen ganz hilflos fühlte. Zuletzt gab er den Kampf ärgerlich auf. „Es ist ein vollständiger Schwindel,“ rief er aufgebracht aus, „es ist nicht gerecht!“

„Was ist ein Schwindel? Was ist nicht gerecht?“ fragte der Doktor.

„Nun, diese Art des Ringens. Es ist alles eine List von Walter. Er ließ mich ganz erschöpft werden, ehe er anfang, und dies ist kein Beweis von Kraft. Mir scheint,“ sagte er ziemlich mißtrauisch, „Sie denken, ich bin geschlagen, aber ich verwahre mich gegen diese Art des Ringens. Wenn Walter ehrlich verfahren will, dann will ich dafür einstehen, daß ich den Tisch ihm zum Trotz halten will; aber ich gehe nicht wieder auf diese Art und Weise des Kämpfens ein.“

Seine Empörung war so lächerlich, daß wir nur mit Mühe davon absehen konnten, ihn über die Nutzlosigkeit seiner verbrauchten Kräfte zu necken.

Herr X. wurde ein Spiritualist, nicht weil ihn die Lehren des Spiritualismus ansprachen, nicht weil es ihn interessierte,

von dem Vorhandensein eines anderen Lebens zu wissen, sondern darum, weil er einen Tisch gefunden, der ihm einen Streich gespielt hatte und seine Kräfte erschöpfte, ehe er den Wettstreit anfang, in dem er unterlag.

Es ist mir oft als merkwürdig aufgefallen, daß verschiedene Temperamente so verschiedenartiger Manifestationen bedürfen, wenn irgendein Eindruck auf sie gemacht werden soll. Manche Männer hielten es nicht eines Gedankens wert, wenn alle die Tische und Stühle in dem Hause sich belebten; andere wieder betrachteten all die materialisierten Gestalten, die jemals hervorgerufen wurden, mit vollkommener Gleichgiltigkeit, noch andere blickten mit Verachtung auf all die inspirierten Schriften in der Welt.

Der Mann, der sich aus all den schönen Gedanken, die durch unsere Geisterfreunde zum Ausdruck kamen, nichts machte, wurde von ehrerbietiger Scheu und Ehrfurcht ganz überwältigt, als die Bewegungen eines Tisches beinahe sein Bein zerchlugen oder ihn in eine Ecke warfen. Ein anderer Mann hielt weder das eine noch das andere für wahr; aber er würde geglaubt haben, daß der Mond aus Sahnenkäse gemacht sei, als auf sein Ersuchen ein Knoten in einen Ring, der aus einem gegerbten Felle geschnitten war, geknüpft wurde, ohne daß man den Ring zerschnitt, zerbrach oder anderswie beschädigte. Trotzdem will ich nicht damit sagen, daß irgendwelche dieser Männer Spiritualisten im wahren Sinne des Wortes wurden; der Glaube an Phänomene macht den Glaubenden nicht zu einem Spiritualisten.

Sobald Dr. Frieße die ersten Zusammenkünfte mit seinen Freunden nach seinem Rücktritte überstanden hatte, ging er sogleich an das Werk, sein erstes Buch über „Spiritualismus“ zu schreiben. Es wurde in Leipzig veröffentlicht unter dem Titel: „Jenseits des Grabes“. Kurz nachher folgte ein größeres Werk, das seinen Ursprung hauptsächlich den Schriften und Mitteilungen von Stafford und Walter verdankte, das Werk: „Stimmen aus dem Reiche der Geister.“

Mit aufrichtigem Bedauern trennten wir uns, als die

Zeit kam, wo wir unsere verschiedenen Wege gehen mußten; er, um seine Studien fortzusetzen über den ihn nun ganz in Anspruch nehmenden Gegenstand und seine Bücher zu veröffentlichen; ich, um nach England zurückzukehren und dort, wenn möglich, Beschäftigung für meinen Zeichenstift zu finden. Während der Monate des Studiums hatte ich unter der Leitung des Doktors große Fortschritte in der Kunst des Zeichnens gemacht, oder ich dachte wenigstens, solche gemacht zu haben, und glaubte leicht Arbeit von einer einträglichen Art erhalten zu können.

Ich will aber lieber sogleich bekennen, daß andere Leute nicht dieselbe Meinung mit mir teilten; denn die Skizzen, auf die ich am meisten stolz war, riefen die Bemerkung eines meiner Freunde, um dessen Kritik ich ersucht hatte, hervor: „Ich vermute, daß man dies aus der Ferne ansehen muß.“

Anfangs fühlte ich mich sehr entmutigt und war geneigt, meine Idee aufzugeben, jemals eine Künstlerin zu werden; aber andere Arbeit drängte sich mir auf, so daß ich auf mehrere Jahre meinen Bleistift nur zum Vergnügen gebrauchte. Der Missionsgeist regte sich wieder in mir, und da ich unter eine Anzahl Personen gekommen war, die sich ebenfalls lebhaft dafür interessierten, Proselyten zu machen, fand ich viele, die mich eifrig unterstützten und bereit waren, mir mit Rat und Tat zu helfen.

Kapitel XVI.

Neue Manifestationen.

„Geheimnisvolles ist in allen Dingen und in allen Wesen; in Stern und Atom — in Ozean und Taupropfen — in Baum und Blume — in Tier und Wurm — in Mensch und Engel — in Bibel und Gott! Es gibt keine Welt, in der nicht Geheimnisvolles ist.“

Dr. Davies.

Ein Kreis von zwölf bis fünfzehn Personen wurde gebildet. Meine alten Freunde Mr. und Mrs. J. waren darunter mit noch einem oder zwei anderen, die an unseren ersten Versuchen teilgenommen hatten. Zur Bequemlichkeit der einzelnen Mitglieder, deren Heim in den verschiedenen Teilen der Stadt gelegen war, wurde beschlossen, mein Mal- oder Studierzimmer als Séancezimmer zu benutzen, da es für alle bequem zu erreichen war, und hier trafen wir uns zweimal in der Woche zu dem Zwecke, Experimente zu veranstalten.

Es lag uns am meisten daran, das Porträtskizzieren zu pflegen, da ich mich in dieser Kunst jetzt weit mehr vorgeschritten fühlte, und ich glaubte sogar, daß unter günstigen Bedingungen es mir gelingen würde, farbige Skizzen herzustellen. Dies versuchte ich bei einer oder der anderen Gelegenheit und war darin ziemlich erfolgreich; aber die Kraft, die Geister in der deutlichen klaren Art, die hierzu nötig ist, zu erblicken, versagte hin und wieder, und wir sahen uns häufig enttäuscht. Zuweilen hatten wir freilich auch Erfolg, und die erhaltenen Porträts erkannte man ohne Ausnahme.

Mehrere von diesen wurden nachher photographirt; aber die Originale behielten deren Freunde, die sie als die Porträts ihrer verlorenen Angehörigen für sich beanspruchten. Ich habe wiederholt bedauert, daß ich überhaupt einige von diesen Skizzen aus meinen Händen gab, bevor wir sie photographirten. Daher bin ich nur im Besitze sehr weniger Originale geblieben, nämlich derjenigen, die nicht erkannt worden waren. So sind sie nun weit und breit in verschiedenen Theilen der Welt zerstreut.

Ein anderes Experiment bestand darin, geschlossene oder versiegelte Briefe zu lesen. Der erste Versuch war ziemlich gut gelungen. Ich konnte die Schrift deutlich sehen, aber mußte mich nach den Faltungen des Papiers richten, daselbe wieder und wieder umdrehen, um den Zeilen folgen zu können. Eins war in sieben Umschläge eingeschlossen, zugeklebt und versiegelt und in einer Sprache geschrieben, die ich nicht kannte, so daß ich jedes Wort laut buchstabieren mußte, damit ein Mitglied des Kreises es nach meinem Diktat schreiben konnte.

Als mir ein anderes Mal ein Brief zum Lesen gegeben wurde, war ich trotz verschiedener Versuche unfähig, etwas daraus zu entnehmen. Endlich als ich wieder einmal den Briefumschlag in die Hand nahm, war ich entzückt, dessen Inhalt für mich deutlich sichtbar zu finden. Aber er war auch in einer fremden Sprache — schwedisch — geschrieben, und ich war genötigt, jedes Wort vorsichtig abzuschreiben, da ich seine Bedeutung nicht wußte.

In der ersten Zeit wartete ich besorgt auf das Öffnen der Briefe, weil ich zweifelte, daß ich die tatsächliche Schrift wirklich gesehen hatte; aber da niemals ein Fehler vorgekommen war, empfand ich später keine Furcht mehr. Ich wußte, daß ich das richtig gesehen, was sich hinter dem versiegelten Umschlage befand.

Aber auch diese Kraft schwankte zuweilen. Mitunter, wenn mir zwei Briefe zum Lesen gegeben wurden, war der eine so klar und deutlich, als ob er vor mir ausgebreitet läge, der

andere vollständig undurchbringlich. Ein- oder zweimal behielt ich solche Briefe bei mir, hin und wieder versuchend, den versiegelten Inhalt zu entziffern. In manchen Fällen war ich dann befähigt, diese Schriftzeichen zu sehen und zu lesen, obgleich mühsam, da ich die Wörter vielfach erraten mußte. Oftmals schien das Papier eine trübe Färbung zu haben, zuweilen ganz schwarz zu sein, und die geschriebenen Worte waren nicht zu unterscheiden. Merkwürdigerweise hatte ich eine besondere Abneigung gegen solche Briefe, die in manchen Fällen beinahe bis zum Entsetzen stieg. Ich scheute mich, sie zu berühren, und wenn ich es getan, fühlte ich ein instinktives Verlangen, meine Hände zu waschen. Ganz vergeblich versuchte ich dieses Gefühl zu bekämpfen, da es häufig meiner Nützlichkeit hinderlich war.

Jeder Zwang, den ich mir auferlegte, gereichte mir jedoch zum Nachtheile für die Ausübung dieser Kräfte. Vielmal habe ich zu mir selbst gesagt, „ich will diesen Brief lesen und den Schreiber desselben für unsere Sache gewinnen“, nicht weil ich irgendwelche besondere Sympathie für ihn hatte, sondern vielleicht darum, weil seine gesellschaftliche oder einflußreiche Stellung ihn zu einem erwünschten Mitkämpfer machte, oder weil sein eigensinniger Unglaube ein Gefühl von Widerspruch in mir erweckte, und ich war eifrig darauf bedacht, zu zeigen, wie ich in meiner Behauptung, daß dies getan werden könne, recht habe. Ich erinnere mich jedoch nicht, jemals einen besonderen Erfolg in solch einem Falle gehabt zu haben. Zu anderen Zeiten waren Briefe, die ich von vollständig Fremden, von solchen, die ich niemals gesehen hatte, empfing, für meinen Blick klar wie Kristall.

Obgleich diese Kraft unserem Kreise sehr viel Unterhaltung bot, solange es auf uns allein beschränkt blieb, so gab sie doch Veranlassung zu bedeutenden Unannehmlichkeiten, wenn darüber gegen Außenstehende gesprochen wurde, und mehr als einmal wurden wir durch die Bemerkungen von antispiritualistisch gesinnten Personen, die nicht zögerten, zu sagen, daß alles Betrug sei, mißgestimmt. Es war äußerst schwer, diese

Dinge innerhalb des auserwählten Kreises, den wir gebildet hatten, geheim zu halten, obgleich dies in unserer Absicht lag. Fortwährend suchten Leute die Bekanntschaft des einen oder anderen von uns zu erlangen, um auf diese Weise Einlaß in unsere Séancen zu gewinnen. In der That datiert die Freundschaft mit vielen, die ich besonders hoch schätze, von dieser Zeit her, und natürlicherweise habe ich auch eine deutliche Erinnerung an solche, die nicht unsere Freunde waren. Wenigstens rechnete ich sie niemals zu ihnen, bis ganz vor kurzem mir eines Tages von Stafford gesagt wurde, daß „Feinde oft von größerem Werte seien als Freunde, insofern sie unsere Fehler entdecken und vergrößern, unsere Tugenden verbergen oder nicht beachten und durch solches Tun uns deutlich die Notwendigkeit unserer Besserung zeigen. Freunde dagegen vergrößern unsere Tugenden und beachten unsere Fehler nicht.“

Ich glaube, daß dies alles sehr wahr ist; aber ich denke, die meisten Leute ziehen Freunde den Feinden vor, obgleich Feinde als Besserungsmittel zuweilen nötig sein mögen, wie es die Dosen Khabarber und Magnesia oder die Fieberpulver für mich in meiner Kindheit waren. Aber ich hatte damals ebensowenig die Medizin gern als jetzt die Feinde, trotz der weisen Aussprüche von Stafford. Ich habe nichts gegen Antispiritualisten, es erfreut mich in der That, einen derselben befehlen zu können; aber ich habe etwas gegen einen solchen Mann, der ein Ding absprechend beurteilt, das er nicht versteht und von dem er keine persönliche Erfahrung hat. Ich halte es für Hochmut und Unmaßung, wenn ein Mann ohne Erfahrung oder Kenntniss der Tatsachen versucht, den Glauben derjenigen in Frage zu stellen, die eine Lebenszeit in sorgfältiger Forschung und eifrigem Experimentieren zugebracht haben, mag das Objekt nun gewesen sein, was es will. Hinsichtlich dieses besonderen Gegenstandes kann nur der vollständig Unwissende sich ein solch absprechendes Urteil erlauben. Der Mann, der selbst bloß eine kurze Zeit mit vorurteilsfreier Nachforschung zugebracht hat, würde nicht wagen zu sagen:

„Es ist nichts daran.“ Er könnte vielleicht vieles finden, das ihm unangenehm und nicht ansprechend ist; aber doch würde er nichts dagegen sagen, sondern nur bemerken: „Ich verstehe es nicht.“

Zu der Zeit, von der ich schreibe, in den Jahren von 1873 bis 1880, gab es sehr viele erregte Gemüter der Phänomene wegen. Es lebten mehrere Medien, über deren Séancen in verschiedenen Zeitungen berichtet wurde, und die Antispiritualisten nahmen die Gelegenheit wahr, „Heu zu machen, während die Sonne schien“. Die unwissendsten Männer, die kaum wußten, wie sie die Worte zusammenreihen sollten, standen auf der öffentlichen Rednertribüne und verdächtigten den Spiritualismus mit aller Kraft, die ihnen zu Gebote stand. Sie befolgten den Rat eines berühmten Juristen an einen jüngeren Kollegen; als sie sahen, daß die Sache sich gegen sie wandte, schmähten sie ihren Gegner mit jeder anzüglichen und schändlichen Bezeichnung ihres Wörterbuches. Vielleicht waren diese Männer die Feinde, von denen Stafford sagen würde, daß sie wertvoll seien; aber sicherlich erschwerten sie die Arbeit der Medien gerade zu dieser Zeit sehr.

Eins dieser Medien, das ein gut Teil Schmähungen von solchen klugen Rednern erleiden mußte, war Mrs. M., eine junge verheiratete Dame, mit der ich längere Zeit ein wenig bekannt war und deren Séancen für Materialisation ich mehr als einmal bewohnen konnte. Sie hatte früher das Zimmer benutzt, das ich jetzt innehatte, und ihr Kabinett stand noch in der Ecke. Ihre Gesundheit war zu der Zeit nicht sehr gut, und darum hatte sie ihre Séancen unterbrochen. Eines Abends hielten wir unsere gewohnte wöchentliche Zusammenkunft ab, die sich als ganz erfolglos erwies, was vermutlich durch Sturmwind und Regen verursacht wurde, der die Aussicht auf den Heimweg nicht beneidenswert machte. Wir schlossen unsere Sitzung zeitig, warteten aber, bis der Regen aufgehört hatte. In der Zwischenzeit schlug jemand vor, daß eins von uns sich hinter die Vorhänge von Mrs. M.'s Kabinett setzen solle, um zu sehen, ob ein materialisierter Geist sich

zeigen würde. Da niemand Einwendung dagegen erhob, geschah dies; wir setzten uns, einen Kreis bildend, und begannen zu singen. Wir sangen jedes Lied, das wir kannten, und gingen bereits an, uns zu fragen, wie lange dies so weitergehen solle, als ein schnarchendes Geräusch hinter den Vorhängen die Tatsache verkündete, daß unser „Medium“ eine behaglichere Zeit hatte als wir Außenstehenden, und wir lehnten es ab, weitere einschläfernde Melodien zu seinem Nutzen vorzutragen und ersuchten es daher, seinen Platz an eine weniger schläfrige Person abzugeben. Daraufhin nahm es seinen Sitz in dem Kreise wieder ein, und Mrs. F. erbot sich, den freigewordenen Stuhl hinter den Vorhängen zu besetzen. Wir begannen zu singen wie zuvor, machten es jedoch zur Bedingung, daß sie nicht einschlafen und uns nicht zwecklos singen lassen möge. Es vergingen jedoch nicht fünf Minuten, als Mrs. F. heraustrümete und behauptete, daß etwas Lebendiges im Kabinett sei und sie sich fürchte. Da dies bloß als eine Entschuldigung angesehen wurde, öffneten wir die Vorhänge und prüften das Innere des kleinen viereckigen Kabinetts. Da war kein Zeichen von irgend etwas Lebendigem oder Totem, in der That nichts weiter als ein hölzerner Stuhl!

Wir überredeten sie, es noch einmal zu versuchen, worauf sie sehr zögernd ihren Sitz wieder einnahm, während wir uns wie zuvor setzten und eine neue Melodie zu singen anfangen — oder besser gesagt kaum anfangen — als Mrs. F. wiederum heraussprang, indem sie erklärte, daß nichts sie zu bewegen vermöchte, einen Augenblick länger hinter den Vorhängen zu verbleiben, da sie sicher sei, es befände sich etwas Lebendiges darin. Da alles weitere Zureden ihr gegenüber nutzlos blieb, erklärte ich mutig meine Absicht, dem „etwas Lebendigen“ entgegenzutreten, und setzte mich in das Kabinett, während Mrs. F. meinen Platz in dem Zirkel einnahm.

Für wenige Minuten herrschte vollkommene Stille, und ich fing schon an zu denken, daß die Einbildung meiner Freundin sehr stark sei, als ich mir einer merkwürdigen

Störung der Luft in dem eingeschlossenen Raume bewußt wurde. Es war kein Laut hörbar, und da die dicken Vorhänge das Licht vollständig ausschlossen, konnte ich auch nichts sehen; aber die Luft um mich her schien bewegt zu werden, als ob ein Vogel umherflattere.

Ich wollte es mir selbst nicht eingestehen, aber in diesem Momente fühlte ich etwas wie Furcht und ein Verlangen, in das Licht und in die Gesellschaft der Singenden hinauszustürzen; aber ich blieb still sitzen, da ich mich an meinen Stuhl festgebannt fühlte; nur fürchtete ich, von dem „Etwas“ berührt zu werden, und hatte die Überzeugung, daß ich aufschreien würde, wenn es dies tue. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt, und ich würde viel darum gegeben haben, hätte ich an der andern Seite der Vorhänge sitzen können. Ich wußte, daß ich nur meine Hand auszustrecken brauchte, um sie beiseite zu ziehen; aber es überkam mich ein unbeschreibliches Gefühl der Abgeschlossenheit und Einsamkeit, das mich in eine unermessliche Entfernung von den anderen zu setzen schien. Dies merkwürdige Gefühl übermannte beinahe mein Verlangen, mutig zu sein, und ich war eben im Begriff, in das Zimmer hineinzustürzen, als sich auf eine meiner Schultern eine Hand legte, die mich auf meinen Stuhl niederdrückte, von dem ich aufgestanden war.

Wunderbarerweise hatte dieses Berühren, das unter gewöhnlichen Umständen mich über die Maßen erschreckt haben würde, den Erfolg, meine Furcht und meine Aufregung zu beruhigen. Ich erinnerte mich, daß vor langer Zeit, als ich in einer stürmischen Nacht in entsetzlicher Angst neben meinen schlafenden Geschwistern wachte, sich eine Hand auf meinen Arm legte; wie damals wirkte jetzt der Druck der ungesesehenen Finger wie ein Zauber, und ich war nicht länger furchtsam.

Die flatternde Bewegung in der Luft hörte auf, und alles wurde still. Die unsichtbare Hand hob sich hinweg, und nun kamen Fragen von den Draußenstehenden, die anfangen, von ihrer sich selbst auferlegten Aufgabe des Singens müde zu werden.

„Sehen Sie irgend etwas darinnen?“

„Haben Sie etwas Lebendiges gefunden?“

„Wie lange sollen wir noch weiter so sitzen? Lassen Sie es uns aufgeben. Es regnet nicht mehr; wir können jetzt nach Hause gehen.“

„Nun“ — als ich hinter den Vorhängen hervorkam, „fühlten oder sahen Sie irgend etwas Merkwürdiges?“

„Ich sah nichts, aber fühlte eine sonderbare vibrierende Bewegung, als ob ein Vogel flöge, und einmal berührte etwas meine Schulter.“

Dies Ereignis war der Gegenstand der Besprechung in den nächstfolgenden Tagen, und nach unserer nächsten Séance, die auch zufällig früher als gewöhnlich beendet war, wurde ich ersucht, noch einen Versuch mit dem Kabinett auszuführen, worauf ich meinen Platz wie bei der vorhergehenden Gelegenheit einnahm. Das Kabinett, wie ich erklären muß, bestand bloß in einer kleinen Vertiefung in einer Ecke des Zimmers; die Vorderseite war von der Decke bis zum Fußboden mit dicken, roten Wollgardinen verhängen. Während der Séancen wurde das Zimmer durch eine oder zwei Gasflammen, die gewöhnlich niedrig geschraubt waren, matt erleuchtet; aber das Zimmer war zur Genüge erhellt, um jeden zu befähigen, alles darin zu sehen und zu beobachten, was sich zutrug, und zu lesen oder Notizen zu machen; das Licht genügte jedoch nicht, um die Dichte der Vorhänge zu durchdringen, so daß ich, hinter ihnen sitzend, sozusagen in vollkommener Dunkelheit mich befand, während die Personen auf der anderen Seite der Vorhänge ausreichendes Licht für alle gewöhnlichen Zwecke hatten.

Es dauerte nicht lange, bis dieselbe sonderbare Störung der Luft eintrat wie bei der vorigen Séance. Ich fühlte meine Haare vom Luftzuge bewegt und gehoben, und ein kühler Hauch spielte um mein Gesicht und um meine Hände. Dann machte sich eine eigenartige Empfindung bemerkbar, die ich schon manchmal in Séancen an mir erfahren hatte. Häufig habe ich es von anderen so beschreiben hören: Es ist, als ob Spinnweben über das Gesicht gezogen würden; aber mir, die

ich es neugierig beobachtete, schien es, als ob ich feine Fäden fühle, die aus den Poren meiner Haut gezogen würden.

Ich empfand nichts von der Furcht des vorhergehenden Abends. Zuerst hatte ich ein merkwürdiges, unheimliches Gefühl, ähnlich jener Furcht; aber das ging vorüber, und ich wurde vollständig ruhig und abgeneigt, mich zu bewegen oder irgendwelche der vielen Fragen zu beantworten, die meine draußen sitzenden Freunde an mich richteten. Zur selben Zeit hatte ich ein großes Interesse an dem Analysieren meiner eigenen Empfindungen und fragte mich, was aus diesem Experimente hervorgehen würde; denn daß etwas sich ereignen werde, davon war ich überzeugt.

„Da ist das Gesicht eines Mannes!“ hörte ich eine Stimme ausrufen.

„Wirklich, da ist es!“ „In der That, wie merkwürdig!“

„Können Sie es sehen?“

„Ja, wir können es alle sehen; wer kann es sein?“

„Wer ist es?“ fragte ich, durch diese Ausrufe aufgemuntert.

„Da zwischen den Vorhängen ein rundes Gesicht mit dunklen Augenbrauen, Haar und Schnurrbart. Da! Er nickt und lacht. Können Sie ihn sehen?“

Bergeblich strengte ich meine Augen an. Ich konnte nichts sehen. Ein kleiner Schimmer von Licht durch die Öffnung der Vorhänge schien anzudeuten, daß etwas sie auseinanderhielt in ungefähr Manneshöhe. Aber das war alles.

„Zu sonderbar!“ „Ich möchte wissen, wer es ist.“ „Was für ein hübsches Gesicht er hat!“ „Können Sie seine Zähne sehen, wenn er lächelt?“ „Sehen Sie, wie er nickt, wenn wir sprechen!“

Diese und ähnliche Ausrufe erregten meine Neugier, so daß ich eine Bewegung machte, um außerhalb der Vorhänge zu gehen und einen Blick auf den geheimnisvollen Besucher zu werfen. Als ich aufstand, fand ich meine Knie merkwürdig schwach, und ich fragte mich erstaunt, ob ich denn nicht ganz wohl sei. Ich steckte meinen Kopf an der Seite des Vorhanges heraus und sah in der angegebenen Richtung nach der Öffnung

in der Mitte und da — war das Gesicht von Walter, der mit heiter lachenden Augen auf mich niederblickte. Ich erkannte ihn augenblicklich, wie er in dem Lichte der Gasflamme erschien, das voll auf sein Antlitz fiel, ganz dieselben Gesichtszüge, die ich gesehen und skizziert hatte unter so ganz anderen Bedingungen.

„Walter!“ rief ich aus. Er nickte und lächelte.

Ich fühlte mich schwach, ich war erstaunt und hatte noch eine Empfindung von etwas anderem, das ich nicht verstand, so daß ich kraftlos wieder auf meinen Sitz zurückank.

Dann folgte eine Flut von Fragen an Walter, der offenbar durch genügend ausdrucksvolle Gebärden antwortete, die ich jedoch nicht sehen konnte. Aber ich entnahm aus den Bemerkungen der Fragenden, daß Walter hochentzückt von einem Werke an diesem Abend war.

Kapitel XVII.

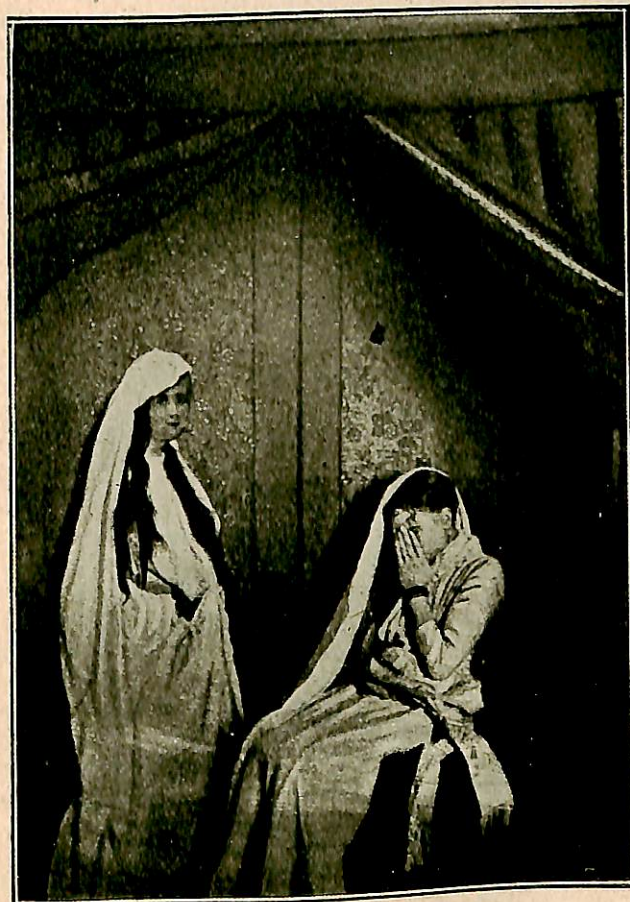
Materialisierte Geister.

„Von dem Nebelreiche dort oben,
Das die Erdenwelt nicht versteht.“
Longfellow.

Der Erfolg unserer Arbeit an diesem Abend war der Gegenstand lebhafter gegenseitiger Beglückwünschung unter den Mitgliedern unseres Kreises, die große Dinge prophezeiten, wenn wir nur weitergehen würden, unsere Experimente in derselben Richtung fortzusetzen. Was mich betrifft, so kann ich nicht sagen, daß ich irgend etwas anderes empfand, als die natürliche Neugier und das Interesse, das ein solches Phänomen zu erregen pflegt. Ich hatte materialisierte Geister in anderen Séancen gesehen, aber — um die Wahrheit zu sagen — das, was ich in dieser Hinsicht bis jetzt erfahren, hatte auf mich keinen besonderen Eindruck gemacht. Ich will damit keineswegs die Echtheit der Manifestationen anzweifeln, obgleich ich bei ein oder zwei Gelegenheiten große Schwierigkeit hatte, meine Gedanken von der Annahme abzubringen, daß es die Gestalt des Mediums sei, die den Geist darstelle. In der That sprach mich diese Stufe der Manifestationen nicht an, und der Gedanke, dieselbe weiter auszubilden, erweckte in mir die Empfindung, daß ich in einer oder der anderen Weise die mir innewohnende Kraft in gewissem Grade heruntersetze. Es dauerte eine lange Zeit, bis ich die Sache in dem Lichte sehen konnte, in dem sie mir von meinen Freunden dargestellt wurde, daß alle Manifestationen gleich wertvoll und der Aus-



Das Medium und materialisierter Geist, zusammen photographiert.
Das Medium schützt seine Augen vor der Wirkung des Magnesiumlichtes.
(kopiert von einer Photographie Juni 1890).



Medium und materialisierter Geist, zusammen photographiert
einige wenige Sekunden nach dem vorhergehenden.
Der Geist bedeckt das Medium mit einem Faltenturfe, welchen das Licht
augenscheinlich aufgelöst hat.

bildung würdig seien, — daß jede Tatsache, die unzweifelhaft festgestellt werden könnte, von unberechenbarem Werte sei in dem Aufbaue einer Wissenschaft, — daß diese besondere Stufe von Phänomenen diejenige sei, auf die viele Hoffnungen gebaut würden für die Feststellung der Wahrheiten, die der Spiritualismus beanspruchte, in dem Bezeugen der Wirklichkeit eines anderen Zustandes der Existenz und dem Bestehen einer Verbindung zwischen ihm und unserer Welt; — viele solche Beweise wurden mir gebracht, um auf mich einzuwirken, und obgleich ich nicht den unendlichen Wert dieser Manifestationen vor anderen einsehen konnte, wollte ich den Wünschen meiner Freunde nicht entgegen sein und willigte zuletzt widerstrebend ein, die Experimente fortzusetzen.

Wenn ich früher Séancen für Materialisation beigewohnt hatte, so behielt ich meine persönliche Meinung bezüglich ihrer Entstehung immer für mich selbst; aber andere meiner Bekannten waren nicht so zurückhaltend, noch zögerten sie, zu Zeiten Bemerkungen zu machen, die nichts weniger als empfehlenswert für die Geister oder das Medium waren, so daß mir der Gedanke unangenehm war, daß ich mich möglicherweise denselben Schmähungen aussetzen könne.

Hier trat jedoch ein alter Freund, Mister A., der ein Mitglied unseres ersten Kreises gewesen war, für mich ein, und um irgendwelche Unannehmlichkeiten dieser Art zu verhindern, schlug er vor, daß wir in unserer Arbeit auf andere Weise vorgehen sollten. Wir wollten vorsichtig diejenigen unserer Freunde aussuchen, die sich für das Pflegen dieser Art von Manifestationen interessierten, und sie einladen, einer wöchentlichen Zusammenkunft beizuwohnen, aber nur unter der Bedingung, daß nichts, was vorkam, öffentlich bekannt werden solle, bis zwölf Séancen vorüber seien, daß auch während dieser Zeit jeder sich verpflichten müsse, regelmäßig und pünktlich anwesend zu sein. Keine Entschuldigung für ein Ausbleiben sollte angenommen werden, ausgenommen Krankheit; Fremde sollten unter keinen Umständen Einlaß erhalten.

Diese Einladungen und Bedingungen wurden zu etwa fünfzehn oder zwanzig Freunden geschickt und fanden Annahme, und auch ich gab meine Zustimmung, daß ich alles, was in meiner Kraft läge, tun wolle, um meinen Platz auszufüllen. Ich war gern bereit, dieser Sache eine Probezeit von sechs Wochen zu gewähren, da ich dachte, wir würden dann gesehen haben, ob durch das Pflegen dieser Stufe von Experimenten etwas erreicht werden könne oder nicht. Ich fühlte, daß ich meinen Freunden einige Rücksicht schuldete, da sie geduldig den verschiedenen Entwicklungen gefolgt waren, die unsere Forschungen begleitet hatten; von manchen Versuchen denke ich, daß sie gewiß schrecklich ermüdend für die Teilnehmer waren. Trotz meines Gefühls von Abneigung für das Phänomen, das wir pflegen wollten, glaubte ich in dem Bewilligen von sechs Wochen für diesen Zweck die Wünsche meiner Freunde zu befriedigen und ihnen dadurch einigermaßen für die Hilfe zu danken, die sie mir gewährt hatten auf dem Wege zum spiritualistischen Wissen, das ich kaum ohne ihre freundliche Mitwirkung erreicht haben würde. Das also waren die Gründe, die mich bewogen, diesen neuen Weg zu betreten.

Die Séancen fingen an. Das Kabinett war neu, leicht gebaut, beinahe neun Fuß lang, über sechs Fuß hoch, ungefähr drei Fuß breit. Die Länge war jedoch durch zwei Gazecheidewände in drei Abteilungen geteilt; jede maß ungefähr drei Fuß im Viereck, nur die Vorderseite, die man durch dicke dunkle Vorhänge verhangen hatte, war offen. Die Idee eines Kabinetts von dieser Form und Größe gab zum Teil Mister A., und sie entstand in Berücksichtigung meiner Abneigung, in unmittelbare Berührung mit den „materialisierten Geistern“ zu kommen. Auch wollten wir sehen, ob die Gaze irgendwelches Hindernis für das Kommen und Gehen der Gestalten bieten würde. Es bestand keine Möglichkeit des Einganges und Ausganges als die auf der Vorderseite; noch konnte eine Person von einer Abteilung in irgendeine der andern beiden gelangen, ohne die Gazecheidewand zu durch-

brechen oder durch die Vorhänge herauszugehen und an der Vorderseite einzutreten. Die ganze Einrichtung war außerordentlich einfach und, soweit ich es beurteilen kann, die befriedigendste Art sogenannter „test Kabinetts“, die erprobt worden sind, da sie dem Medium vollständige Freiheit gab, während sie die anderen Personen vor der Möglichkeit schützte, annehmen zu können, daß sie die Opfer gemeiner Betrügereien seien.

Ich habe sehr starke und bestimmte Ansichten über alle „tests“ und von den Leuten, die sie befürworten; aber diese Überzeugungen sind im Laufe der Zeit und unter bitteren Erfahrungen entstanden. Zu Anfang unserer Experimente hatte ich alles zu lernen und wie die anderen mit dem Abc zu beginnen.

Niemand hatte je gewagt, einen Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit zu hegen. Immer arbeitete ich aus reinem Interesse an dem Gegenstande, und jede Entwicklung beobachtete ich mit ganz derselben wenn nicht größerer Teilnahme wie irgendwelche meiner Freunde. Diese merkwürdigen Kräfte, die sich eine nach der anderen entfalteten, entzückten mich in demselben Maße, wie sie mir geheimnisvoll waren; ich kritisierte mich selbst und versuchte sie unparteiisch zu analysieren. Hätte ich diese merkwürdigen Fähigkeiten für mich ganz allein entwickeln können, würde es mir größere Befriedigung gegeben haben, da ich dann, wie ich glaube, die Arbeit und die Art und Weise der Entfaltung besser verstanden hätte, wenn ich nicht durch das Anhören der Vermutungen, Annahmen und Theorien anderer gestört worden wäre. Aber dies konnte ich nicht tun. Allein war ich gewissermaßen machtlos. Ich sah zuweilen meine guten Freunde mehr als notwendige Uebel, denn als Gehilfen an, und wäre ich fähig gewesen, meine Experimente allein fortzusetzen, würde ich es zu diesem Zeitpunkte entschieden vorgezogen haben; aber da dies unmöglich war, waren die vorgeschlagenen „tests“ gerade so sehr nach meinem Geschmack wie nach dem ihren. So lange sie anfangs dazu angewendet wurden, das

Resultat zu beobachten, war ich ebenso bestrebt wie jeder andere, neue Pläne vorzuschlagen, um zu sehen, wie die Geister handeln würden, wenn man ihnen Hindernisse in den Weg stellte.

Das Zimmer war so eingerichtet, daß es die größten Annehmlichkeiten für beide Faktoren, für Teilnehmer wie Geister bot. Die Fenster, welche sich dem Kabinett gegenüber befanden, waren teilweise verdunkelt; das Tageslicht wurde durch die oberen Teile eingelassen, die rot oder orangefarben waren, und durch die man mehr oder weniger Licht, je nach Bedürfnis, einlassen konnte. Dies war für Séancen bei Tageslicht. Für den Abend wurde eine geschickte Einrichtung für Gasbeleuchtung ausgedacht. Die Wände im Hintergrunde des Zimmers waren durch einen Schirm von rotem oder organgefarbenem Papier bedeckt, der einige Zoll von der Wand entfernt stand; hinter diesen Schirm war ein Gasrohr gelegt, das horizontal an der Wand entlang lief, und an dem Röhre waren mehrere Gasflammen angebracht, die durch einen Hahn von außen reguliert werden konnten. Dieser Hahn wurde entweder von den Geistern selbst oder von einem der Teilnehmer gehandhabt. Das Licht mehrerer kleiner Gasflammen, auf diese Weise durch farbiges Papier gedämpft, war ein ebenso genügendes wie angenehmes, da jeder Teil des Zimmers gleichmäßig erhellt war, entweder mit einem hellen oder mit einem matten Lichte, wie es gebraucht wurde.

Im Innern des Kabinetts jedoch herrschte tiefe Dunkelheit, wenn nicht die Vorhänge der einen oder der anderen Abtheilung in die Höhe gehoben wurden. Dann konnte derjenige, der darin saß, deutlich bis zu dem entgegengesetzten Ende sehen, da die Gazeabteilungen kein Hindernis für das Auge boten, obgleich sie undurchdringlich für den Körper waren. Das Zimmer wurde durch einen Asbest-Kamin, wenn nötig, erwärmt und machte im ganzen einen freundlichen, behaglichen Eindruck.

Nachdem wir die Zahl der Gäste, die unsern Kreis bilden sollten, vervollständigt und alle sich bereit erklärt hatten, soweit es ihnen möglich, behilflich zu sein und die aufgestellten

Bedingungen anzunehmen, fingen wir unsere neue Richtung des Studiums an, voller Interesse und Erwartung dessen, was daraus entstehen könne. Mr. N. sollte im allgemeinen der Leiter sein. Mr. F. war bereit, Notizen von jedem Vorkommnisse zu machen, jede Einzelheit aufzuschreiben, wie sie sich ereignete.

Mrs. B., eine Pianistin, übernahm die Leitung des Gesanges, der bis jetzt bei uns noch nicht sehr gepflegt worden war. Diese Dame gab sich auch große Mühe, den Gesang unserer Freunde zu vervollkommen, so daß das Singen mehr ein Vergnügen denn eine Qual für uns wurde. Wir hatten jetzt ein kleines Harmonium in dem Zimmer. Ein anderer Herr stellte den Antrag, daß wir unsere Abendexperimente mit einem Gebete zu Gott um seine Leitung und um Befreiung von allen bösen Mächten beginnen sollten.

Die Kosten von all den Einrichtungen in unserem Séancezimmer wurden durch die Mitglieder des Kreises gedeckt, die zu einem Fonds für diesen Zweck gezeichnet hatten. Nachdem die laufenden kleinen Ausgaben, wie für Gas und Miete, bestritten worden waren, wurde der Überschuß dazu verwandt, den ärmeren unter den Kranken zu helfen, die sich hilfesuchend um uns drängten.

Niemals zuvor in meinem Leben hatte ich soviel Mangel, Elend und Krankheit in der Welt vermutet, als mir jetzt entgegentrat, noch hatte ich geglaubt, wie wenig die Ärzte tun können, um dies zu lindern, und wie trotz aller Anstrengungen der mildtätigen und barmherzigen Wohlthäter in unserer Mitte solche Not sein könne. Mir wurde zuweilen vollständig unwohl, wenn ich die Schrecken der Krankheit und des Mangels mit eigenen Augen sah und mich ihnen gegenüber zu helfen so machtlos fühlte.

Oftmals habe ich mich selbst gefragt, wenn ich eine Höhle des Elends und der Trunkenheit besuchte: „Kann dies Gottes Welt, können diese Menschen seine Kinder sein?“ Was nützte es, diesen blassen, abgemagerten Kleinen, die nach Sonnenschein und frischer Luft oder nach stärkender Nahrung hunger-

ten, Medizin zu geben — diesen Armen, deren Glieder oft versagen wollten, den schwachen Körper zu tragen, der eine Folge von ihrer Eltern Schwachheit oder Schuld war, indem sie von ihnen Krankheit als ihr einziges Geburtsrecht ererbten?

Ich habe mich oft gefragt, wenn ich eine Welt erschaffen und mit einem solchen Ergebnis bevölkert hätte, ob ich sie nicht ebenso rasch zerstört haben würde, wie ich es mit einer fehlerhaften Zeichnung zu tun pflegte, die ich vernichtete und dann von neuem begann. Es schien mir keine Barmherzigkeit darin zu liegen, durch meine Hilfe die elende Existenz dieser armen, unglücklichen Opfer von Unwissenheit und Krankheit zu verlängern. Aber Stafford dachte anders darüber. Er war unermüdet in seinem Bemühen, zu helfen, die Leiden zu lindern, unermüdetlich im Ratgeben, Lehren und Ermahnen, wobei er sogleich die Wurzel des Übels erfaßte und darauf hinwies, wo Fehler gemacht worden waren und wie sie wieder gutzumachen seien, wenn es noch nicht zu spät war.

Er zögerte niemals darauf hinzuweisen und in scharfen Worten zu tadeln, wenn Krankheiten nicht durch Unwissenheit, sondern durch vorsätzliche Verletzung der Naturgesetze verursacht worden waren. Seine Teilnahme für die Leidenden war ebenso unbegrenzt wie sein Wunsch zu helfen; folglich gab es keinen Mangel an Elenden und Bedürftigen, auf die man irgendwelchen Überschuß des Fonds verwenden konnte. Stafford war gegen Arzneien auf Grund der Ansicht, daß Medikamente nur eine andere Krankheit hervorriefen, die in vielen Fällen ebenso schädlich wie die zu heilende sei. Seine Art und Weise der Behandlung bestand größtenteils in dem Räte, natürlich zu leben, einfache Kost und frische Luft zu genießen und sich körperliche Bewegung zu machen; sie bestand aber auch in einem Mitteilen von Kenntnissen über Recht und Unrecht, über das, was dem Körper nützlich und schädlich ist, um die franke Person zu befähigen, sich selbst zu heilen. „Gebt den Kindern Nahrung und laßt die Medikamente beiseite,“ schrieb er zuweilen, so daß die Heilmittel,

die ich in manche Ortschaften und Hüfe mit elenden Wohnungen trug, hauptsächlich aus Hafermehl, Brot, Früchten und ähnlichen Nahrungsmitteln bestanden an Stelle unschmackhafter Mixturen von Chemikern. Meine Klientenzahl vergrößerte sich schnell, bis ich kaum mehr wußte, wie es sei, eine Stunde für sich zu haben, und dies war der Fall trotz der Hilfe, die ich von Mr. und Mrs. F. erhielt, die nicht gering war. In der That, wären sie nicht gewesen, würde viel von dieser Arbeit niemals vollendet worden sein.

Obgleich Stafford nicht viel sagte, gab er mir doch zu verstehen, daß er nicht viel Wert auf die Experimente legte, die wir zu machen im Begriff waren, und dies enttäuschte mich; aber ich hoffte auf seine Mitwirkung für später.

In den nächsteren wenigen Séancen behaupteten die Teilnehmer im Zimmer, daß sie wahrgenommen hätten, wie die Vorhänge der verschiedenen Abteilungen sich öffneten und Gesichter aus denselben herausblickten, aber ich sah nichts. Eins dieser Gesichter erkannte Mrs. F. als das von Walter, und sie fragte ihn, ob er nicht herauskommen und sich vollständig der Gesellschaft zeigen wolle. Er antwortete durch Klopfen oder Zeichen (welcher Art sie waren, habe ich vergessen), daß er es gern tun würde, aber er habe keine Kleider und wolle Damen durch sein Erscheinen im Kostüm des Gartens Eden nicht entsetzen.

„Wir wollen Ihnen mit einigen Gewändern aushelfen,“ sagte ein Herr; aber Walter lehnte es ab.

Mrs. F. fragte dann, ob Walter es gern sehe, wenn sie ihm Kleider fertige, und ob er sie tragen und den Schutz des Kabinetts bei unserem nächsten Zusammentreffen verlassen würde. Ob Walter Zeichen der Zustimmung für dies Anbieten gab, weiß ich nicht gewiß; aber während der nächsten Tage beschäftigten wir uns, Mrs. F. und ich, mit dem Anfertigen eines Gewandes, das wir an unserer nächsten Zusammenkunft zu Walters Verfügung stellen wollten. Wir wählten weißen Musselin, da dieser Stoff uns „spiritueller“ als jedes andere Material zu sein schien. Wir schnitten zu

und beratschlagten, nähten und säumten und betrachteten endlich unserer Hände Arbeit mit großer Befriedigung. Wir hatten eine Art Morgengewand mit reichen Falten und weiten, offenen Ärmeln hergestellt. Wir entnahmen unsere Ideen über die angemessene Form des Kleides von Bildern der Kostüme der Heiligen und Engel. Das fertige Gewand trugen wir in das Séancezimmer, zeigten es voll Stolz den übrigen der Gesellschaft und legten es dann in die mittlere Abteilung des Kabinetts für Walter bereit, wenn er käme. Als er jedoch erschien, war das erste Anzeichen seiner Gegenwart das Zusammenrollen des Gewandes, das wir mit so viel Sorgfalt gearbeitet hatten; er überreichte es Mrs. F. mit der Botschaft, daß es weder verwendbar noch notwendig sei. Walter selbst trat mutig aus dem Kabinett in die Mitte des Kreises, in Gewänder gekleidet, die in ihrem leuchtenden Weiß, ihrer Weichheit und Feinheit unsere Gabe beschämten.

Walter fühlte sich augenscheinlich sehr erhoben über seinen Erfolg, „für sich selbst einen neuen Körper gemacht zu haben,“ wie er es nannte, ebenso wie über seine Geschicklichkeit in dem Verschaffen der Draperien, die so viel Bewunderung hervorriefen. Er schien sich schnell mit der ganzen Gesellschaft bekannt zu machen, und ihre Unterhaltung mit ihm und ihre Bemerkungen erregten nicht wenig Neugier in mir; denn während der ganzen Zeit saß ich in der Dunkelheit des Kabinetts, unfähig, einen Schimmer von dem zu sehen, was draußen vorging. Trotz meines Wunsches, teilzunehmen an dem Tun auf der anderen Seite des Vorhanges, fühlte ich mich merkwürdig kraftlos und matt, aber nicht etwa schläfrig; vielmehr schien mein Gehirn weit lebhafter und tätiger zu sein als jemals. Gedanken und Eindrücke jagten sich mit blitzähnlicher Schnelligkeit. Klänge, von denen ich wußte, daß sie entfernt waren, schienen ganz nahe bei meinen Ohren zu ertönen; ich fühlte, daß ich mir der Gedanken oder richtiger der Gefühle eines jeden in dem Zimmer bewußt war, aber hatte keine Neigung, auch nur einen Finger

zu heben, um mich zu befähigen, irgend etwas zu sehen, obgleich ich zur selben Zeit vor Neugier brannte, einen Anblick von Walter, wie er in ihrer Mitte umherging, zu erhaschen.

Weiterhin entdeckte ich, daß dies nicht bloß Mattigkeit oder Schwäche war, sondern daß ich tatsächlich keine Kraft hatte, mich zu mühen, ohne eine große Anstrengung zu machen, die ausnahmslos die materialisierten Gestalten zwang, sich in das Kabinett zurückzuziehen, als ob ihnen die Kraft zu stehen oder sich aufrechtzuerhalten genommen wäre; aber diese Tatsache, ebenso wie viele andere, war nicht ohne Schmerzen zu erlernen.

Kapitel XVIII.

„Yolande.“

„Was ist's? Ein Geist!
O Himmel, wie's umherschaut! Glaube mir, Vater,
Es ist herrlich von Gestalt; doch ist's ein Geist.“
Shakespeare, „Der Sturm“. I. Akt, Scene 2.

Ehe die Reihe der Séancen zu Ende ging, waren wir soweit fortgeschritten, daß Walter anscheinend ohne Schwierigkeit in unserer Mitte erscheinen konnte, an Körper so solid und materiell, wie eins von uns selbst. Oftmals äußerte er sich schriftlich über das Aussehen einiger anderer Geister, die gegenwärtig waren, obgleich für uns unsichtbar, da sie es nicht vermochten, sich mit Material zu bekleiden, wie er es getan hatte. Dieses schien Walter offenbar die Idee zu geben, die Rolle des Garderobiers für die weniger Geschickten zu übernehmen und ihnen in der Arbeit des Materialisierens beizustehen. Nach diesem Beschlusse seinerseits sahen wir wenig von Walter; aber kaum ein Abend verging, an dem nicht zwei oder mehrere fremde Gestalten uns einen Besuch abstatteten. Unter ihnen befand sich eine, die, wie es schien, schnell unabhängig wurde von Walters hilfreichen Beistande. Dies war Yolande, nach Walters Angaben ein junges, arabisches Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, die bald sozusagen die Hauptperson unserer Séancen bildete, eine schlanke, olivenfarbene Maid, deren Naivität und Grazie bewundert wurde und sie selbst zum Wunder unseres Kreises machte.

Bei ihrem erstmaligen Erscheinen unter uns schien ihre

Neugier und Wißbegier ohne Grenzen zu sein. Alles, was sie sah, interessierte sie aufs höchste, von den Kleidern der Gesellschaft an bis zu der Ausstattung des Zimmers. Die Orgel war ihr besonderes Entzücken, und sie ahmte sehr bald die Melodien nach, die Mrs. B. für sie spielte, obgleich sie niemals fähig war, die Bälge zu behandeln; anscheinend konnte sie nicht den Gebrauch derselben verstehen. Einer der Herren, ein Geheimpolizist, besaß ein silbernes Kornett, auf dem er ein vollendeter Spieler war, und als er Yolandes Liebe für Musik bemerkte, brachte er es eines Abends mit und spielte ihr einige ihrer Lieblingsmelodien vor. Er hatte an dem Instrument eine Einrichtung, durch die der Klang der sonst lauten Töne zu einer süßen Weichheit gedämpft wurde, die in dem Zimmer ganz angebracht war.

Yolande hatte sich auf die Erde gesetzt, um diesem Wunder zuzuhören. Wenn Mr. F. ein Lied gespielt hatte, bat Yolande um das Instrument, das sie dann mit großer Sorgfalt untersuchte. Jeder Teil desselben wurde bis ins einzelste betrachtet, und wenn dies geschehen war, so versuchte sie selbst darauf zu spielen. Es gelang ihr jedoch nicht, einen Ton hervorzubringen, obgleich sie es auf beiden Seiten probierte. Zuletzt gab sie den Versuch sichtlich enttäuscht auf.

Jemand hatte ihr einige kleine, silberne Glöckchen gegeben, die sie außerordentlich erfreuten. Sie waren auf ein Band gereiht, und dieses befestigte sie häufig um ihre Knöchel oder Handgelenke, und wenn Mr. F. auf seinem Kornett spielte, gab Yolande den Tact zur Melodie durch Bewegungen ihrer graziösen Füße oder Arme an. Damit rief sie eine bewundernswerte Begleitung durch den Klang der klingenden Glöckchen hervor. Diese Aufführung schien ihr ein großes Entzücken zu bereiten, und man mußte staunen, wenn man hörte, wie sie durch ihre geschickten Bewegungen die Klänge der Glöckchen verändern konnte, um sie der Melodie, die gespielt wurde, anzupassen. Zuweilen ertönten sie in einer langsamen, weichen, träumerischen Art, wie fallende Wassertropfen aus der Ferne gehört, dann schnell und klar wie die fröhlich

hellen Töne eines Singvogels und dann wie Kastagnetten, von kunstgeübter Hand gespielt, während sie ihren Körper und ihre Arme graziös dazu bewegte, mochte sie auf der Erde sitzen oder in der Mitte des Kreises stehen.

Die meisten Beschreibungen von Yolandes vielen Reizen verdanke ich den Mitgliedern des Kreises, und die Einzelheiten den Notizen, durch Mr. F. aufgezeichnet, denn obgleich ich sozusagen ganz Ohr war, wurde ich durch den Platz, den ich in dem Kabinett einnehmen mußte, an dem Gebrauche meiner Augen während der Séancen verhindert. Es schien mir, als ob die „Geister“ mich beinahe mieden, wenigstens glaubten sie es niemals für notwendig zu finden, meine sehr natürliche Neugier zu befriedigen, wenn irgend etwas mehr Aufmerksamkeit oder Erstaunen als gewöhnlich hervorrief.

Einmal sah ich Yolande sehr deutlich, aber ich glaube, daß dies mehr durch Zufall als durch Vorsatz von ihrer Seite geschah. Sie hatte sich einige Zeit draußen amüsiert und öffnete die Vorhänge zwischen der nächsten Abteilung und der, in welcher ich saß, mit der augenscheinlichen Absicht, einzutreten; aber etwas erregte ihre Aufmerksamkeit, und sie stand da, beide Vorhänge zurückhaltend, während das Licht voll auf ihr Gesicht und ihre Gestalt fiel; das gaserleuchtete Zimmer ermöglichte es mir, eine sorgfältige Betrachtung ihrer Erscheinung anzustellen. Ihre dünnen Draperien erlaubten, den weichen Oliventon ihres Halses, ihrer Schultern, Arme und Knöchel deutlich zu erkennen. Das lange schwarze, wellige Haar hing über ihre Schultern bis zu ihren Hüften herunter und wurde durch eine schmale, turbanförmige Kopfbedeckung zusammengehalten. Sie hatte ein feines, ebenmäßiges und pikantes Gesicht; die Augen waren dunkel, groß und lebhaft, jede ihrer Bewegungen war so voller Grazie wie die eines zarten Kindes, oder wie es mir damals erschien, als ich sie halb scheu, halb kühn zwischen den Vorhängen stehen sah, wie die eines jungen Rehens.

Yolande wurde bald außerordentlich geschickt. Ihre furcht-

lose Beweglichkeit, ihre kindliche Neugier und ihr Erstaunen über jeden neuen Gegenstand, der unter ihre Augen kam, waren eine Quelle des beständigen Interesses für uns alle. Sie hatte eine große Liebe für leuchtende Farben und glitzernde Dinge. Sie untersuchte mit der größten Aufmerksamkeit jedes Schmuckstück, das die Damen trugen. Zuweilen schmückte sie sich selbst damit, und sie schien außerordentlich befriedigt zu sein, wenn die Mitglieder des Kreises ihre Bewunderung durch Bemerkungen zu erkennen gaben. Eine Dame brachte einmal einen in leuchtenden Farben gehaltenen, persischen seidenen Schal, den Yolande mit großem Entzücken betrachtete und sogleich über Schultern und Taille schlang. Sie konnte nicht bewogen werden, sich von diesem Schal zu trennen. Als sie verschwand und die Séance geschlossen war, wurde ein sorgfältiges Suchen nach dem Schal gehalten, aber er war nicht zu finden. Als Yolande das nächste Mal kam, fragte die Dame, was sie damit getan habe. Yolande schien ein wenig bestürzt über die Frage zu sein, aber in einem Augenblicke machte sie einige Bewegungen mit ihren Händen in der Luft und über ihren Schultern, und der Schal war da, so drapiert, wie sie ihn an dem vorigen Abend umgelegt hatte. Wie er kam und woher er kam, sah niemand. Yolande stand vor ihnen ohne denselben, gekleidet in die weichen, weißen Geistergewänder, die kaum ihre graziöse Gestalt verbargen, doch eine Bewegung ihrer schmalen braunen Hand, und die bloßen Schultern waren bedeckt mit den Falten des lebhaft farbigen seidenen Schals. Sie gab diesen Schal nie aus ihren Händen. Wenn zuweilen sie sich selbst nach und nach unter Beobachtung von zwanzig Paar Augen in Nebel auflöste und der Schal auf der Erde liegen geblieben war, sagten wir: „Endlich hat sie ihn doch vergessen“; aber nein, der Schal selbst verschwand nach und nach in derselben Weise wie seine Trägerin, und kein Suchen, das wir nachher anstellten, ließ uns jemals seinen Aufenthaltsort entdecken. Doch Yolande versicherte uns fröhlich, daß wir ihn nur nicht sähen, weil wir blind seien; denn der Schal ver-

ließe ja nie das Zimmer. Dies schien sie zu ergötzen, denn sie ermüdete niemals, unser Erstaunen dadurch wachzurufen, daß sie Dinge unseren Augen unsichtbar machte oder Blumen in das Zimmer gelangen ließ, die nicht durch irdische Hände dahin gebracht worden waren.

Ein Mitglied unseres Kreises hat zu dieser Zeit einen Bericht über dies wunderbare Wesen gegeben und beschreibt ihr merkwürdiges Erscheinen und Verschwinden mit den folgenden Worten:

„Zuerst ist ein nebelartiger, wolkiger Fleck von etwas Weißem auf der Erde vor dem Kabinett zu bemerken. Er vergrößert sich nach und nach, sich sichtbar ausbreitend, als ob es ein belebter Musselinhäufen sei, der Falte auf Falte an der Erde liegt, bis er ungefähr die Ausdehnung von zweiundeinhalb bis drei Fuß und eine Dicke von einigen Zoll, vielleicht sechs oder mehr erreicht hat. Plötzlich beginnt es langsam in oder nahe dem Mittelpunkte zu steigen, als ob ein menschlicher Kopf darunter sei, während der wolkige Nebel auf der Erde anfängt, mehr wie Musselin auszusehen, der in Falten um die Substanz fällt, die so geheimnisvoll in die Höhe steigt; wenn es dann zwei oder mehr Fuß Höhe erreicht hat, sieht es aus, als ob ein Kind darunter seine Arme nach allen Richtungen bewege und etwas bearbeite.

Es fährt fort zu steigen, oftmals etwas niedersinkend, um wieder höher als zuvor zu kommen, bis es eine Höhe von ungefähr fünf Fuß erreicht hat, so daß dann seine Gestalt gesehen und wahrgenommen werden kann, wie sie die Falten der Draperie um ihre Figur ordnet.

Hierauf erheben sich die Arme ziemlich hoch über den Kopf und öffnen sich nach außen durch eine Masse von wolkenähnlicher Geisterdraperie, und Yolande steht vor uns unverhüllt graziös und schön, beinahe fünf Fuß hoch, mit einer turbanartigen Kopfbedeckung, unter der ihr langes, schwarzes Haar über ihre Schultern und ihren Rücken herunterhängt.

Ihre Bekleidung nach echt orientalischer Art zeigt jedes

Glied und jede Kontur des Körpers, während sie die überflüssige, weiße, schleierähnliche Draperie der Bequemlichkeit wegen um sich herumgeschlungen oder auf den Teppich beiseite geworfen hat, bis sie wieder gebraucht wird.

Alles dies zu vollenden, nimmt ungefähr zehn bis fünfzehn Minuten in Anspruch.

Wenn sie verschwindet oder dematerialisiert, geschieht es wie folgt: Indem sie vorwärtstritt, um sich zu zeigen und von irgendwelchen anwesenden Fremden erkannt zu werden, öffnet sie langsam und vorsichtig die schleierähnliche, überflüssige Draperie; indem sie dieselbe entfaltet, legt sie diese über ihren Kopf, breitet sie über sich aus wie einen großen Brautschleier und sinkt dann sogleich, aber langsam nieder; im Zusammensinken immer mehr an Umfang verlierend, dematerialisiert sie ihren Körper unter der wolkenähnlichen Draperie, bis er wenig oder gar keine Ähnlichkeit mit Yolande hat. Dann fällt sie noch weiter zusammen, verliert nach und nach die Form eines menschlichen Wesens und sinkt schnell bis zu fünfzehn oder zwölf Zoll auf den Fußboden herab. Endlich stürzt die Gestalt plötzlich in einen Haufen Draperie zusammen — tatsächlich sind es Yolandes abgelegte Gewänder, die langsam, aber sichtbar in Nichts zerschmelzen.

Die Dematerialisation von Yolandes Körper nimmt zwei bis fünf Minuten in Anspruch, während das Verschwinden der Draperie eine halbe bis zwei Minuten währt. Bei einer Gelegenheit jedoch dematerialisierte sie diese Draperie oder diesen Schleier nicht, sondern ließ das Ganze auf dem Teppich in einem Haufen liegen, bis ein anderer Geist aus dem Kabinett kam, der es einen Augenblick anschaute, als ob er über das Verschwinden der armen Yolande nachsinne. Dieser größere Geist verschwand ebenfalls und wurde durch die kleine, schnelle und lebhaftere Kindergestalt von Ninia, dem niedlichen spanischen Mädchen, abgelöst, die ebenfalls kam, um Yolandes Überreste anzusehen, und die neugierig die verlassenen Gewänder aufhob und anfang, sie um ihren eige-

nen kleinen Körper zu wickeln, der bereits mit Draperie wohlbekleidet war.“

Einmal trat Yolande aus dem Kabinett und kam mir ganz nahe. Sie hatte ihren Schleier über ihrem Kopfe, und neckisch guckte sie nach einem andern Teile des Kabinetts, als ob sie jemandes Kommen bestimmt erwartete. Als bald öffneten sich die Vorhänge, und eine andere größere Gestalt kam hervor, uns allen einen vollkommenen Anblick gewährend. Als die Gestalt zögerte, aus dem Kabinette herauszutreten, war es amüsant, Yolandes Ungeduld zu sehen, die sie durch Stampfen mit ihren bloßen Füßen auf die Dielen ausdrückte.

Ein anderer dieser geheimnisvollen Besucher war eine, deren Name, wie uns gesagt wurde, Y Ny Ali war, eins der vollkommensten schönen Wesen, die man sich denken kann. Ihre hohe, stattliche Gestalt und lichte, strahlende Schönheit, ihre majestätische Haltung und ihre graziösen Bewegungen bildeten einen deutlich erkennbaren Gegensatz zu Yolandes käpchenähnlichen Bewegungen. Y Ny Ali war in der That ein Wesen aus einer höheren Welt. Sie kam nur ein- oder zweimal sichtbar, obgleich uns oft gesagt wurde, daß sie gegenwärtig sei; aber niemand, der sie einmal gesehen hat, wird sie jemals vergessen können.

Sie wurde entschieden als eine Autorität angesehen, als eine Lehrerin, für die Yolande eine große Hochachtung und liebende Verehrung zeigte. Uns wurde gesagt, daß sie Y Ny Ali, obwohl ungelesen von uns, bei dem Hervorbringen der herrlichen Blumen behilflich sei, die so geheimnisvoll in unsere Mitte gebracht wurden.

Kapitel XIX.

Die Ixora crocata.

„Und der Herr sprach: Dich jammert des Kürbis, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht ausgezogen, welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb.“
Jona, Kap. 4, Vers 10.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von einem wohlbekannten Herrn aus Manchester, Mr. W. Dyley, sowie von zwei ebenso wohlbekannten Personen aus Deutschland, die um die Erlaubnis baten, in einer unserer Séancen gegenwärtig sein zu dürfen. Ich legte ihr Gesuch den übrigen Mitgliedern unseres Kreises vor und bat sie zu entscheiden. Es geschah dies mit dem Resultate, daß alle drei Fremde bei der nächstfolgenden Séance zugegen waren. Diese Séance gestaltete sich zu einer ganz besonders interessanten, wenn man überhaupt sagen darf, daß irgendeins dieser merkwürdigen Dinge wunderbarer als das andere ist. Aber dieser Fall ist so oft in verschiedenen Ländern veröffentlicht worden, daß wenigstens manche Leute ihn besonders erwähnenswert gefunden haben.

Mr. Dyley sagte uns, daß er mit seinem Kommen einen bestimmten Zweck verfolge, von dem er aber nicht sprechen wolle, wenn er ihn nicht erreiche. Auch hätten die Geister durch ein anderes Medium ihm gesagt, er würde sein Ziel erlangen, wenn er Einlaß in unseren privaten Zirkel erhalten könne. Wir fragten uns natürlich, welches sein Zweck sei, und befürchteten ein wenig, daß sein Vorhaben erfolglos sein



„Ixora crocata“ hervorgerufen für Mr. William Dyley aus Manchester in einer Séance, gehalten am 4. August 1880.
(Nach einer Photographie).

würde, wenn wir den beiden anderen Fremden erlaubten, zugegen zu sein. Gerade zu dieser Zeit hatte ich mich auch auf der Treppe beim Heruntergehen durch Ausgleiten am Arme verletzt und mir meinen Ellbogen ausgerenkt. Dieser Unfall war nicht dazu angetan, die Wahrscheinlichkeit unseres Erfolges zu vergrößern, so daß ich, als ich an diesem Abende in das Séancezimmer ging, mich sehr geneigt fühlte, vorzuschlagen, das Experiment aufzuschieben. Aber als ich bei meiner Ankunft erfuhr, daß die Zeit unserer Besucher außerordentlich beschränkt sei, beschloß ich, es zu versuchen.

Wir nahmen unsere gewohnten Plätze ein. Mrs. B. spielte ein Solo auf dem Harmonium, und es herrschte tiefe Stille. Da wurden die Vorhänge der mittleren Abteilung des Kabinetts beiseite gezogen, und Yolande trat in das Zimmer heraus. Sie blickte fragend die Fremden an, die ihren Blick mit Interesse erwiderten. Augenscheinlich bewunderten sie die schlankte, graziose Gestalt und die dunklen Augen unserer kleinen Araberin.

Ein Mitglied des Kreises beschreibt das Folgende, und ich wiederhole es hier aus demselben Grunde, den ich bereits vorher erwähnte, nämlich, daß ich nicht ein Augen-, sondern ein Ohrenzeuge war:

„Yolande durchschritt das Zimmer bis dorthin, wo Mr. Reimers saß, ein Herr, der durch ganz Europa als ein hervorragender Spiritualist wohlbekannt ist und winkte ihm, näher an das Kabinett heranzugehen, damit er Zeuge einiger Vorbereitungen sei, die sie zu machen im Begriff war. Hier muß ich sagen, daß bei früheren Gelegenheiten, wenn Yolande Blumen für uns hervorgerufen hatte, sie uns zu verstehen gab, daß Sand und Wasser für diesen Zweck notwendig seien; folglich wurde ein Vorrat von feinem, reinem, weißem Sand und genügend viel Wasser in Bereitschaft gehalten für mögliche Vorkommnisse. Als Yolande, von Mr. Reimers begleitet, in die Mitte des Zirkels kam, gab sie ihren Wunsch nach Sand und Wasser zu erkennen und indem sie Mr. R. neben sich auf die Erde niederknien ließ, gebot sie ihm, Sand in

die Wasserkaraffe zu schütten, was er tat, bis diese ungefähr halbvoll gefüllt war. Dann wurde er belehrt, Wasser hineinzugießen. Dies war geschehen, und nun mußte er es nach ihrer Angabe kräftig schütteln und es ihr zurückgeben.

Nachdem Yolande es sorgsam prüfend betrachtet hatte, stellte sie es auf die Erde und bedeckte es leicht mit der Draperie, die sie von ihren Schultern nahm. Sie zog sich dann in das Kabinett zurück, aus dem sie ein- oder zweimal in kurzen Zwischenräumen wiederkam, als ob sie sehen wolle, wie es sich weiter entwickele.

Inzwischen hatte Mr. Armstrong den Überfluß an Wasser und Sand hinweggetragen. Er ließ die Karaffe in der Mitte des Zimmers auf dem Fußboden stehen; sie war mit dem dünnen Schleier bedeckt, der jedoch nicht im geringsten ihre Form verbarg, so daß der Ring oder der oberste Rand besonders sichtbar blieben.

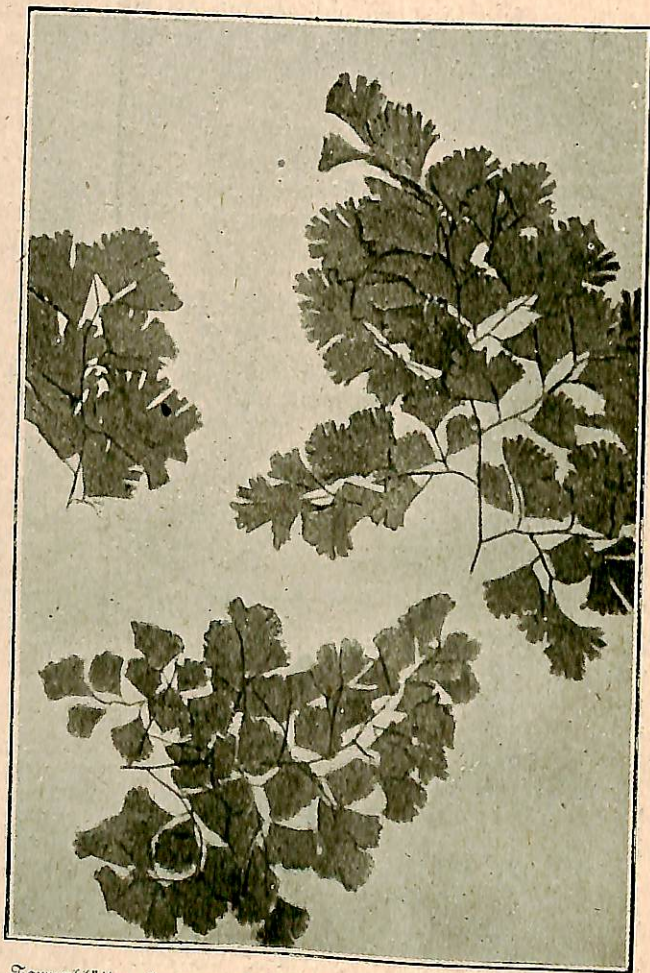
Wir wurden durch Klopfen auf der Erde angewiesen zu singen, um unsere Gedanken in Harmonie zu bringen und gewissermaßen die Neugier zu mildern, die wir alle mehr oder weniger besaßen.

Während wir sangen, bemerkten wir, daß die Draperie von der Kante der Karaffe in die Höhe stieg. Dies war vollkommen sichtbar für jeden der zwanzig Zeugen, die es aufs genaueste beobachteten.

Yolande kam wieder aus dem Kabinett heraus und betrachtete es besorgt. Sie untersuchte es sorgfältig und stützte die Draperie zum Teil, als ob sie fürchte, sie könne einen zarten Gegenstand darunter erdrücken. Zuletzt nahm sie dieselbe vollständig ab, unserem erstaunten Blicke eine vollkommene Pflanze darbietend, die wie eine Art Lorbeer aussah.

Yolande hob die Karaffe, in der die Pflanze fest und kräftig angewachsen zu sein schien. Ihre Wurzeln, durch das Glas sichtbar, waren in dem Sande dicht eingegraben.

Sie betrachtete die Pflanze augenscheinlich mit Stolz und Freude, und die Karaffe in ihren beiden Händen tragend, schritt sie durch das Zimmer und überreichte sie Mr. Dyley,



Farrenblätter, hervorgerufen in einer Séance am 12. April 1880.
Das schmale Stück zur Linken wurde als Muster dem Geiste ausgehändigt,
und die beiden Blätter zur Rechten wurden hervorgerufen auf das Ersuchen
eines Teilnehmers.
(Zu vergleichen folgende Photographie-Kopie.)



Farrenblätter, hervorgerufen in einer Séance am 12. April 1880.
Nachdem zwei Farrenblätter auf des Teilnehmers Ersuchen hervorgerufen
worden waren, wurde ihm das obige auch durch den Geist überreicht.
(Zu vergleichen vorhergehende Photographie-Kopie.)

einem der anwesenden Fremden, der durch seine philosophischen Schriften über spiritualistische Gegenstände und über die 'Pyramiden von Agypten' sehr bekannt ist.

Er nahm die Karaffe mit der Pflanze entgegen, und Yolande zog sich zurück, als ob sie ihre Aufgabe vollendet habe. Nachdem Mr. Dyley die Pflanze untersucht hatte, stellte er sie der Bequemlichkeit halber auf die Erde neben sich, da kein Tisch bei der Hand war. Viele Fragen wurden laut, und die Neugier war stark. Die Pflanze glich einem großblättrigen Lorbeer mit dunklen, glänzenden Blättern, aber sie war ohne jede Blüte. Niemand von denen, die gegen waren, erkannte die Pflanze oder konnte sie in irgendeine bekannte Art einreihen.

Wir wurden durch Klopfen zur Ordnung gerufen und ermahnt, nicht die Sache zu besprechen, sondern etwas zu singen und dann still zu sein. Wir gehorchten dem Gebote; nach dem Singen sagte uns wiederholtes Klopfen, die Pflanze aufs neue zu untersuchen, und wir waren nur zu erfreut, dies tun zu dürfen. Zu unserer großen Überraschung bemerkten wir dann, daß sich ein großer, kreisförmiger Blütenkopf, der eine Blume von vollen fünf Zoll im Durchmesser bildete, geöffnet hatte, während die Karaffe zu Mr. Dyleys Füßen auf dem Boden stand. Die Blume war von einer wunderschönen Drangerosa-Farbe, oder ich möchte fast sagen, daß Lachsfarbe eine bessere Bezeichnung dafür sei, denn ich habe niemals dieselben Schattierungen gesehen, und es ist schwer, Farbentöne mit Worten zu beschreiben.

Der Kopf bestand aus über 150 viersternigen Blumenkronen, die beträchtlich von dem Stiele abstanden. Die Pflanze war zweiundzwanzig Zoll hoch, hatte einen dicken, holzigen Stengel, der den Hals der Wasserkaraffe ausfüllte. Der Stengel hatte neunundzwanzig Blätter, die im Durchschnitt 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Zoll breit und 7 $\frac{1}{2}$ Zoll in ihrer größten Ausdehnung lang waren. Jedes Blatt war glatt und glänzend, auf den ersten Blick den Lorbeerblättern ähnlich, wie wir überhaupt anfangs annahmen, daß es ein Lorbeer sei. Die

faserigen Wurzeln schienen ganz natürlich in dem Sande zu wachsen.

Wir photographierten nachher die Pflanze in der Wasserflasche. Nebenbei bemerkte ich, daß wir es unmöglich fanden, sie aus der Karaffe herauszunehmen, da der viel zu enge Hals nicht die Wurzeln hindurchließ; in der That füllte der verhältnismäßig schlanke Stengel vollständig die Öffnung aus.

Die Pflanze hieß, wie wir erfuhren: '*Ixora crocata*' und war in Indien einheimisch.

Wie kam die Pflanze hierher? Wuchs sie in der Flasche? War sie von Indien in einem dematerialisierten Zustande gebracht und wieder materialisiert worden in dem Séancezimmer?

Dieses waren die Fragen, die wir uns gegenseitig ohne Erfolg stellten. Wir erhielten keine befriedigende Erklärung. Entweder konnte Yolande sie nicht geben, oder sie wollte es uns nicht sagen. Soweit wir urteilen konnten — und die Ansicht eines Gärtners von Profession stimmte mit der unseren überein — war die Pflanze augenscheinlich einige Jahre alt.

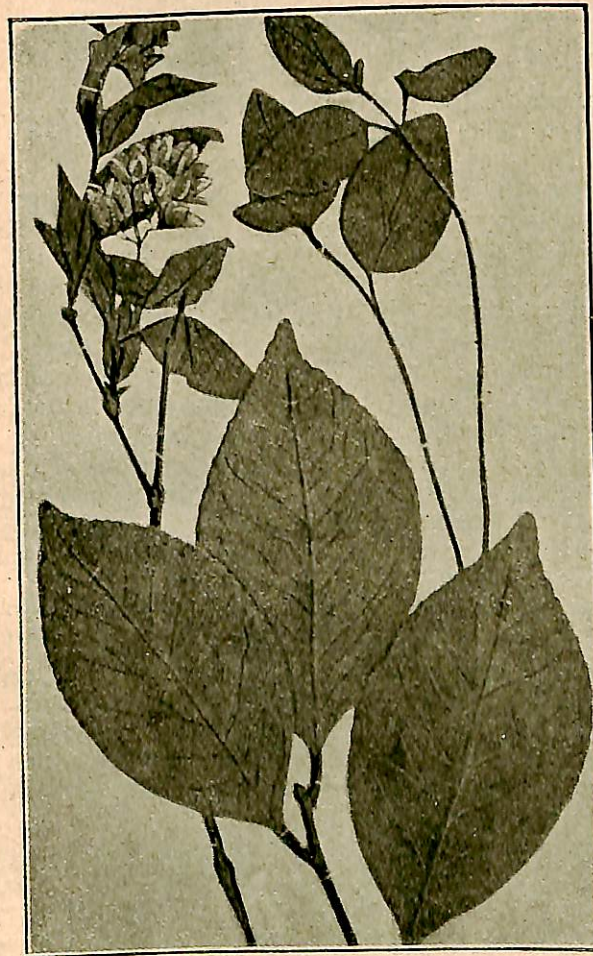
Wir konnten sehen, wo andere Blätter gewachsen und abgefallen waren, ebenso die Narben, die längst geheilt und verwachsen zu sein schienen.

Aber da war jeder Beweis vorhanden, zu zeigen, daß die Pflanze in dem Sande der Flasche sich entwickelt haben mußte, da sich die Wurzeln in ganz natürlicher Weise um die innere Fläche des Glases wanden. Alle die Fasern waren vollkommen und ungebrochen, als ob sie auf der Stelle entkeimt und niemals gestört worden seien. Die Pflanze hatte nicht in die Flasche hineingesteckt werden können, aus dem einfachen Grunde, weil es unmöglich war, die großen faserigen Wurzeln und den unteren Teil des Stengels durch den Hals der Flasche hindurchzubringen, die zerbrochen werden mußte, um die Pflanze herauszunehmen."

Mr. Dyley sagt in seinem Berichte, den er später veröffentlichte: „Ich ließ die Pflanze am nächsten Morgen



Pflanzen, herborgerufen in einer Séance am 8. März 1890.
(Nach einer Photographie.)



Pflanzen, herborgerufen in einer Séance am 8. März 1890.
(Nach einer Photographie.)

photographieren, brachte sie nachher mit mir heim und stellte sie in meinem Gewächshause unter des Gärtners Pflege. Sie lebte drei Monate und schrumpfte dann zusammen. Ich behielt die Blätter, verschenkte die meisten derselben außer der Blume und den drei obersten Blättern, die der Gärtner abschnitt, als er die Pflanze in Obhut nahm, und diese habe ich jetzt noch unter Glas gut erhalten; denn sie zeigen bis jetzt keine Anzeichen von Dematerialisation. Vor der Erschaffung oder Materialisation dieser wunderbaren Pflanze, der *Ixora crocata*, brachte mir Yolande eine Rose mit einem kurzen Stiele, der nicht länger als ein Zoll lang war. Ich steckte die Blume an meine Brust; da fühlte ich, daß etwas hervor- drang, und als ich sie herauszog, fand ich, daß zwei Rosen daran waren. Darauf befestigte ich sie wie zuvor, und als ich sie am Schlusse unserer Zusammenkunft wieder hervornahm, hatte sich zu meinem Erstaunen der Stengel zu sieben Zoll verlängert, an dem drei vollerblühte Rosen und eine Knospe, sowie mehrere Dornen sich befanden. Diese Rosen brachte ich nach Hause und behielt sie, bis sie welkten; die Blätter fielen ab, und der Stengel vertrocknete, ein Beweis für ihre Materialität und eigene Lebenskraft."

Dies war nur eine von Yolandes geschickten Darbietungen. Aber sie genügt, um zu zeigen, wie außerordentlich interessant die Manifestationen waren, die unsere Experimente begleiteten.

Mr. Dyley erklärte uns nach Schluß der Séance, daß ihm ein Exemplar dieser besonderen Pflanze versprochen worden war, um eine Sammlung zu vervollständigen, und daß der Zweck seines Besuches bei uns der gewesen sei, diese zu erlangen.

Eine andere Lieblingstat von Yolande war, ein Glas Wasser in die Hand eines ihrer besonderen Freunde zu geben und ihm zu sagen, es zu beobachten. Sie hielt dann ihre schlanken, schmalen Finger über das Glas, und während seine Augen genau das Wasser forschend betrachteten, bildete sich auf demselben eine Blume, die das Glas füllte. Diese erwies sich nach der Besichtigung meist als ein herrliches Exemplar

einer wunderschönen Rose, die zuweilen mehrere Blüten an einem Stiele trug.

Yolandes Entzücken war ebenso groß wie das des begünstigten Freundes, wenn es ihr gelang, ihn zu überraschen. Aber wenn wir versuchten, zu erfahren, wie sie es tat, zuckte sie mit ihren Schultern und neigte ihren Kopf auf eine Seite, als ob sie nicht wüßte, was sie sagen sollte. Ich denke manchmal, daß ihr es selbst nicht klar war, wie sie diese herrlichen Blumen hervorbrachte, sondern nur unter der Aufsicht ihrer geliebten *O My Ali* handelte, die, wie sie sagte alles darüber wisse. Aber *O My Ali*, wenn sie es wüßte, behielt diese Kenntnis für sich, soweit es uns betraf. Wenn sie es uns auch erklärt hätte, würden wir vielleicht ebensowenig fähig gewesen sein, denselben Erfolg wie Yolande hervorzubringen, als wir es jetzt sind. Aber in jedem Falle bleibt der „modus operandi“ dieser wunderschönen Schöpfungen so geheimnisvoll für uns wie zuvor.

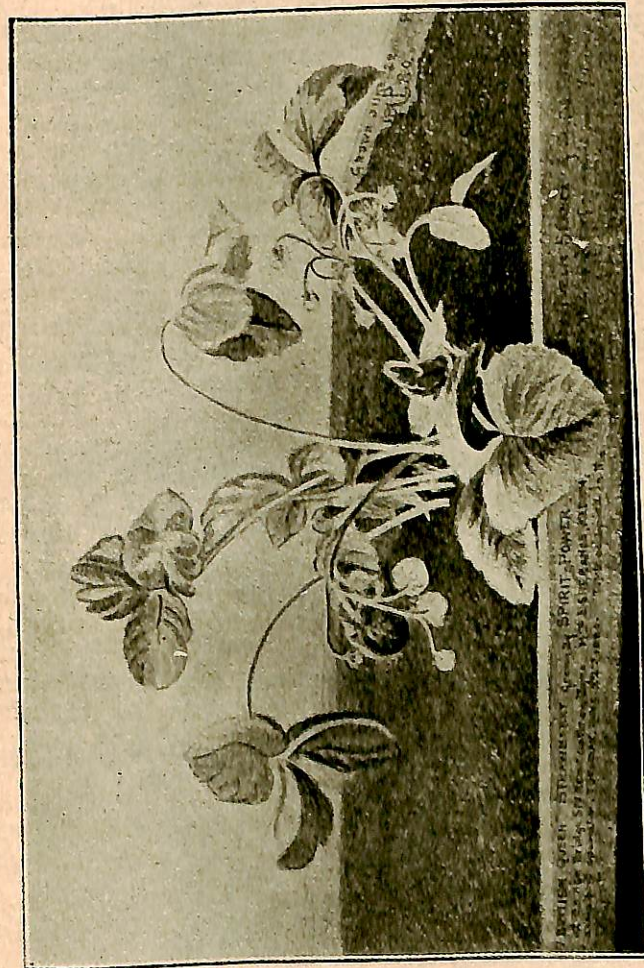
Eine andere von Yolandes anmutigen Taten war folgende: Sie bat um einen Krug, füllte ihn halb mit Wasser und hob ihn mit Hilfe eines der Freunde auf ihren Kopf oder auf eine ihrer Schultern; ihn also tragend, bewegte sie sich von einem zum andern — mit dem dunklen Gesicht, den gebräunten Armen, den schneeweißen Gewändern und dem schwarzen welligen Haare, das über ihre hübschen Schultern und über ihre biegsame Gestalt herabfiel, ein Bild von orientalischer Grazie und Schönheit bietend. Nachdem sie ihre Freunde begrüßt hatte, pflegte Yolande den Krug von ihrer Schulter zu heben, der alsdann mit Duzenden der aller- schönsten Rosen bis zu dem Rande angefüllt war, die sie großmütig unter die versammelte Gesellschaft verteilte. Meistens bot sie den Krug dar und ließ die Anwesenden selbst die Rosen herausnehmen. Zuweilen wurden Blumen von einer besonderen Farbe verlangt, die man auch jedesmal erhielt.

Einmal bemerkte jemand zu mir: „Warum fragen Sie nicht um etwas?“ Ich hatte wirklich niemals daran gedacht, etwas für mich selbst zu erbitten. Immer fand ich genügend

des Interesse daran, das Tun von Yolande zu beobachten, sobald sich mir zufällig Gelegenheit bot, zu sehen, was vorging. Aber als Yolande diese Bemerkung hörte, sah sie mich fragend an, und ich bat sie, mir eine Rose zu geben — eine schwarze Rose. Das wird sie in Verlegenheit bringen, dachte ich bei mir selbst, da ich damals kaum ahnte, daß eine solche Blume existiere. Sofort tauchte Yolande ihre Finger in den Krug und brachte einen dunklen Gegenstand heraus, der vor Nässe tropfte, und überreichte ihn mir triumphierend. Es war eine Rose von einer entschieden blau-schwarzen Farbe, dergleichen weder ich noch irgend jemand der dort Versammelten gesehen hatte. Es war ein herrliches Exemplar, obgleich mehr um seiner Seltenheit als um seiner Schönheit willen wertvoll, wenigstens für meinen Geschmack.

Diese kleine Aufmerksamkeit von Yolandes Seite war auch bemerkenswert; denn sie schenkte mir sehr selten ihre Beachtung, sie schien mich eher zu ignorieren oder meine Gegenwart in dem Kabinett als ein notwendiges Übel anzunehmen.

Es bestand — so kam es mir vor — eine merkwürdige Verbindung zwischen uns. Ich konnte nichts tun, um ihr Erscheinen unter uns zu verbürgen. Sie kam und ging, soweit ich mir bewußt bin, vollständig unabhängig von meinem Willen. Aber wenn sie kam, war sie, wie ich fand, während ihres kurzen materiellen Daseins von mir abhängig. Ich schien nicht meine Individualität, aber meine Kraft und Bewegungsfähigkeit zu verlieren, und, obgleich ich es damals nicht wußte, einen großen Teil meiner materiellen Substanz. Ich fühlte, daß ich in irgendeiner Weise verändert war, aber die Anstrengung, logisch zu denken, beeinflusste auf irgendwelche geheimnisvolle Art Yolande und machte sie schwach. Je stärker und lebhafter sie wurde, desto weniger Neigung hatte ich, zu denken oder zu folgern, aber die Fähigkeit, zu empfinden, wurde verstärkt bis zu einem schmerzvollen Grade, ich meine nicht in dem physischen Sinne, sondern im psychischen. Mein Gehirn wurde anscheinend zu einer Art von



Die Erdbeerpflanze mit Früchten und Blüten, hervorgerufen in einer Séance.
Die reifen Früchte wurden zum Zeit vor den Anwesenden genossen.

Flüstergalerie, wo die Gedanken von anderen Personen körperliche Gestalt annahmen und widerhallten, als wären sie wirkliche, substantielle Gegenstände. Litt jemand, so fühlte ich den Schmerz. War irgend jemand bekümmert oder bedrückt, fühlte ich es sogleich. Freud und Leid machten sich in irgendwelcher Weise für mich bemerkbar. Ich konnte nicht sagen, wer unter den versammelten Freunden litt, nur daß der Schmerz vorhanden war und in irgendwelcher Weise sich in mir wiederholte.

Wenn jemand seinen Sitz verließ und damit die Kette brach, wurde diese Tatsache mir in einer geheimnisvollen, aber unverkennbaren Art mitgeteilt.

Zuweilen verursachten mir Yolandes Wanderungen eine unbestimmte Besorgnis. Sie freute sich augenscheinlich über ihren kurzen Aufenthalt in unserer Mitte und war so kühn, trotz ihrer anscheinenden Zaghaftigkeit, daß ich oft von Furcht gequält wurde über das, was sie vielleicht tun könne, und ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner, daß jeder Unfall und jede Unvorsichtigkeit von ihrer Seite auf mich zurückfallen würde, in welcher Weise jedoch, davon hatte ich keine klare Idee. Ich mußte dies später lernen.

Wenn zu irgendwelcher Zeit mein Gefühl von Beunruhigung wirklich die Form eines Gedankens annahm, entdeckte ich, daß dies Yolande zwang, in das Kabinett und zwar immer widerwillig zurückzukehren und zuweilen mit einer kindlichen Unwilligkeit, die zeigte, daß mein Gedanke eine zwingende Macht über ihr Tun ausübte, und daß sie nur zu mir zurückkam, weil sie nicht anders konnte.

Kapitel XX.

Zahlreiche Besucher aus dem Reiche der Geister.

„Der eine ist des andern Genius;
Doch nun, wer ist von beiden echter Mensch,
Und wer Erscheinung? Wer entziffert sie?“

Shakespeare, „Die Komödie der Irrungen.“ V. Akt, Szene 1.

Es darf nicht angenommen werden, daß unsere Besucher aus dem Geisterreiche auf Walter, Yolande, Minia und Ny Ni beschränkt blieben. Es verging keine Zusammenkunft, ohne daß wir von Angesicht zu Angesicht einen fremden Besucher aus der Welt der Geister sahen. Zuweilen kehrten sie in die Dunkelheit des Unbekannten zurück und kamen nicht wieder zu uns. Andere erschienen, wurden erkannt und blieben eine Weile bei uns — und verschwanden nur, um wiederzukommen, wenn wir das nächste Mal uns versammelten.

Wie oftmals habe ich Gott gedankt für diese wunderbare Gabe, die mich befähigte, solchen Trost schmerz erfüllten Herzen zu bringen! Und so bitter ich auch durch grausame Verfolgungen von seiten unwissender und ungläubiger Menschen gelitten habe, ich danke Gott dennoch.

Eines Abends wurden wir überrascht durch die plötzliche Erscheinung eines jungen Matrosen, der in seine blaue Uniform mit goldenen Litzen und Knöpfen gekleidet war und seine Mütze mit dem Marineabzeichen auf dem Kopfe trug. Ich sah ihn, wie das Licht auf ihn fiel, als er die Vorhänge

theilte und aus dem Kabinett hinausging. Seine Erscheinung rief Erstaunen in mir hervor, weil sie so ganz einer irdischen Person ähnlich war, daß ich nicht denken konnte, es sei ein Geist. Ich hatte jedoch nicht Zeit gehabt, meine Gedanken zu sammeln, als ich einen Aufschrei und Ausrufe der Freude hörte, die den Erfolg hatten, dem Gebete, das unser guter Mr. F. hielt, ein Ende zu machen. Ich sah nichts, ich konnte nur hören; aber sie erzählten mir nachher, daß die Szene, die dem Eintritte des Matrosenknaaben in den Zirkel folgte, sehr ergreifend war. Er war auf eine Dame zugegangen, die am weitesten entfernt von ihm gesessen hatte, und diese, ihren verlorenen Sohn erkennend, stürzte ihm entgegen, um ihm auf halbem Wege zu begegnen. Er schlang seine Arme leidenschaftlich um ihren Hals, und so standen sie zusammen in inniger Umarmung. Es waren nur wenige unter uns, die nicht Thränen der Theilnahme für die Mutter und den Sohn vergossen, die auf so wunderbare Art sich wiederfanden.

„Es ist mein Sohn, mein Alfred!“ sagte die Dame „mein einziges Kind, das ich niemals wiederzusehen glaubte. Er ist nicht verändert, er ist nicht größer, nicht stärker, in keiner Weise anders. Der kleine Schnurrbart, auf den er so stolz war, ist gerade so, wie er war, als ich ihm zum letzten Male Lebewohl sagte, da er die Reise antrat, von der er niemals zurückkehrte. Er ist ganz mein Junge, und niemand anders ist's. Nichts in der Welt kann diese große Tatsache ändern, noch diesen Trost von mir nehmen, daß mein Junge noch lebt und mich liebt, wie er es immer getan hat.“

Unter den vielen kranken Personen, die um Hilfe unserer Geisterfreunde nachsuchten, war Mr. Hugh Biltcliffe aus Gateshead, ein persönlicher Freund von Mr. und Mrs. F. Leider hörten wir von seiner Krankheit zu spät, um mehr tun zu können, als ihm seine letzten Stunden schmerzfreier zu machen, und zum Kummer einer großen Zahl von Freunden ging er ein in das jenseitige Land, wenige Tage später, nach-

dem die erste Nachricht von seiner Krankheit uns erreicht hatte. Seine Witve und seine Kinder waren untröstlich. Er war ein Spiritualist gewesen, aber hatte niemals irgendwelchen tätigen Anteil an der Verbreitung seines Glaubens genommen, obgleich er sich sehr für alle Bewegungen, welche die allgemeine Bildung des Volkes und dessen Wohl betrafen, interessierte; die Sache der Temperenzler namentlich war sein besonderes Arbeitsfeld. Seine Frau, obgleich sie seine Ansichten theilte, zeigte wenig Interesse an den Experimenten, mit denen wir uns beschäftigten, und in der That sah ich sie nach dem Tode ihres Mannes selten. Ich hatte keines von beiden bis kurz vor seinem Dahinscheiden gekannt, wo er sehr abgemagert und verändert in seiner Erscheinung war, so daß ich über sein früheres Aussehen gar keine Anschauung habe.

Mrs. Biltcliffe kam einige Monate nach dem Tode ihres Mannes in Begleitung von Mr. und Mrs. F. zu einer unserer Abendversammlungen, und was folgte, will ich mit den Worten von Mr. F. wiedergeben, der später eine schriftliche Bestätigung der Tatsache veröffentlichte, die Mrs. Biltcliffe und zwei andere Damen, die auch seiner Zeit gegenwärtig waren, unterzeichnet hatten.

Er schreibt: „Mr. Hugh Biltcliffe, ein geschätzter Freund von mir, starb vor ungefähr zwölf Monaten; er war ein wohlbekannter Mann in Gateshead, nahm tätigen Anteil an der Sache der Temperenzler und stand einige Jahre einer Sonntagschule vor. Beide, er und seine Frau, Mrs. Isabella Biltcliffe, gehörten zu den Spiritualisten, aber sie hatten niemals einer solchen Séance beigewohnt, wie ich sie hier beschreiben will.“

Als die Séance, wie wir dachten, ihrem Ende zuschritt, da erschien in der Öffnung der Vorhänge ein stattlicher, großer, wohlgestalteter Mann mit dunklem Backenbart und Haar, in lange weiße Gewänder gekleidet. Seine ganze Erscheinung war eine majestätische und edle.

Ich erkannte in ihm augenblicklich meinen Freund Mr. Biltcliffe.

Am bemerkenswertesten dabei ist die Tatsache, daß nicht nur ich ihn wiedererkannte, sondern seine Frau, meine Frau und eine andere anwesende Dame, alle kannten ihn sogleich, als er erschien. Außer diesen Personen waren es zwei entfernt sitzende Herren, die meines Freundes Namen nannten und fragten, ob sie in ihrer Annahme von der Identität der Gestalt recht hätten.

So erkannten ihn vier Personen, ohne darüber den geringsten Zweifel in ihrem Innern zu hegen, während die anderen beiden, augenscheinlich ihn kennend, etwas unsicher waren, ob sie doch der Wahrnehmung ihrer Sinne glauben konnten.

Er kam in meine Nähe und streckte seinen Arm aus, um mir die Hand zu geben. Seine Hand, etwas größer als die meinige, war warm, weich und natürlich. Sein Händedruck war fest und kräftig, ganz so, wie er es während seines irdischen Lebens gewesen war; und ich nahm sein herzliches Erfassen meiner Hand als einen Ausdruck des Dankes für kleine Dienste, die ich ihm während seiner Krankheit erwiesen hatte.

Zehn Tage später besuchte uns bei Gelegenheit einer Zusammenkunft Mrs. Wiltcliffe mit ihren zwei kleinen Töchtern, der dreizehnjährigen Agnes und der zwischen sieben und acht Jahre alten Sarah.

Wieder kam mein Freund und zeigte sich uns, damit beweisend, daß er, obgleich wir ihn in das Grab gelegt hatten, noch ebenso lebendig sei wie wir, und er war eifrig bestrebt, die Tatsache zu bezeugen, daß es keinen Tod gibt.

In dem Augenblicke, wo er vor uns erschien, lief seine kleine Tochter Sarah, ein gewecktes, intelligentes Kind, zu ihm hin, und er nahm sie in seine Arme und küßte sie. Sie klammerte sich an ihn, als ob sie sich niemals wieder von ihm trennen wollte, und sie mußte von ihrer älteren Schwester weggenommen werden, die ihren Vater auch umarmte und küßte. Viele, viele Fragen stellten sie dann an uns, solche wie: „Woher hat er all die weißen Gewänder bekommen,

mit denen er bekleidet war?“ „Was tat er mit den Kleidern, als er fortging?“ „Wie kam er in das Zimmer?“ „Ob ich ihn kannte? Ja, ich kannte ihn. Denkt ihr, daß ich meinen Vater nicht kenne?“ „Wie sonderbar es ist! Er ist tot, wie ihr wißt, und doch ist er lebendig. Wie ist das möglich?“

Diese und einige hundert andere Fragen und Bemerkungen verursachen klügeren Köpfen als den übrigen Kopfzerbrechen; aber der Weiseste würde nicht imstande gewesen sein, sie glauben zu machen, daß sie nicht wirklich ihren Vater gesehen und umarmt hatten, der für sie länger als ein Jahr tot gewesen war.

Ich will noch einen anderen Fall ähnlicher Art erwähnen, der mich interessierte, weil ich mit all den daran Beteiligten persönlich befreundet war. Ein älterer Herr meiner Bekanntschaft gehörte seit vielen Jahren zu den Spiritualisten. Seine Frau, die nicht im geringsten mit seinen Lebensanschauungen übereinstimmte, starb um diese Zeit. Ich hatte nicht dieselbe freundliche Gesinnung für sie wie für ihn, weil, wenn ich hin und wieder ihr Heim besuchte, ihre scharfen Reden mich ziemlich unangenehm berührten, und ich bedauerte den armen Mann, der, wie ich fürchtete, seine Studien nur unter ungünstigen Umständen, die mir fremd waren, fortsetzen konnte.

Sedoch sie starb, und es überraschte mich ein wenig, wahrzunehmen, wie sehr ihr Verlust meinen alten Freund schmerzlich berührte. Einige Tage nach dem Begräbnisse kam er in das Séancezimmer, ohne die Absicht zu haben, der Sitzung beizuwohnen; aber weil er einmal da war, so blieb er. Sein Kummer hatte mich sehr betrübt, und ich freute mich deshalb über sein Bleiben, da ich glaubte, daß er dadurch an etwas anderes denken würde als an sein gegenwärtiges Leid. Ich weiß nicht mehr genau, was sich am Anfange der Séance ereignete, aber ich erinnere mich deutlich, daß die Vorhänge mit einem Ruck zurückgezogen wurden, wodurch das Licht voll auf die Gestalt von Mrs. Miller fiel. Obwohl ich zu dieser Zeit schon an alle Arten von unglaublichen Dingen gewöhnt war, raubte mir das Erstaunen fast den Atem. Da konnte

kein Irrtum möglich sein. Jeder ihrer Züge, jede ihrer Bewegungen waren ihr eigentümlich. Sie wurde augenblicklich von mehreren ihrer Bekannten wiedererkannt. Ihr Mann, vor innerer Bewegung beinahe überwältigt, wollte sie umarmen, aber sie wandte sich von ihm, indem sie scharf fragte:

„Was hast du mit meinem Ringe getan?“

Ein Donnerschlag hätte uns nicht mehr erschrecken können als diese Frage.

„Meine Liebe,“ antwortete der arme Mann, „ich habe nichts mit deinem Ringe getan; ist er nicht an deinem Finger?“ Und er brach beinahe in Schluchzen aus, während Mrs. M. in das Kabinett zurückging, aus dem sie herausgekommen war. Es würde mir wirklich Vergnügen bereitet haben, wenn ich sie hätte „schütteln“ können.

Mr. M. schien sehr betrübt über ihren augenscheinlichen Unwillen zu sein. Er erzählte uns, seine Frau habe vor ihrem Tode gesagt, daß zwei Ringe, die sie immer trug, nicht entfernt werden sollten, wenn sie stürbe, und er versprach ihr, ihren Wunsch zu befolgen. Mehr als dies wußte er nicht, noch verstand er im geringsten ihre Bemerkung. Ich glaube, er fühlte auch nicht die Unfreundlichkeit ihrer Behandlung, aber ich bin überzeugt, die meisten von uns waren mehr oder weniger empört, daß dieses liebende, trauernde Herz unbeachtet und gekränkt wurde um eines Ringes willen, mochte dieser noch so wertvoll sein.

Später sagte uns Mr. M., er habe nach seiner Rückkehr zu Hause seine Tochter über die Ringe befragt und von ihr erfahren, daß sie diese, da sie den Wunsch ihrer Mutter nicht kannte, kurz vor dem Begräbnisse entfernt hatte, indem sie dachte, ihr Vater würde sich später freuen, die Ringe zu besitzen. Dies also erklärte die scharfe Frage, mit der Mrs. M. ihrem Manne begegnete. Sie kam mehrere Male wieder und tauschte Grüße mit ihren Freunden; aber ich glaube, sie überwand niemals ihr Vorurteil gegen den Spiritualismus und machte nur Gebrauch von unseren Versammlungen, wenn sie einen Zweck dadurch erreichen wollte. Sich selbst

zum Troß, war die bloße Tatsache ihrer Erscheinung jedoch ein genügendes Zeugnis zugunsten des Gegenstandes, den sie verachtete; denn alle, die sie gekannt hatten — und deren waren nicht wenige — erhielten überzeugende Beweise, daß Mrs. M. ganz zweifellos am Leben war und sich weder in der Erscheinung noch in ihrem Charakter verändert hatte.

Bei dem Studium dieser Manifestationen erfährt man in seinen orthodoxen Ideen über die Einwohner der himmlischen Sphären einige ernstliche Erschütterungen. Soweit ich es beurteilen konnte, stimmten keine unserer Geisterbesucher mit meiner vorgefaßten Idee über engelhaftige Wesen überein, mit Ausnahme vielleicht von J. M. M. Sie schienen so irdisch zu sein wie zuvor in ihrem Leben, und ein anderer Vorfall, in dem eine lange Unterhaltung zwischen einem Besucher des Séancezimmers und einem Geiste stattfand, gab mir Stoff zum Nachdenken für eine sehr lange Zeit.

Es war die gewohnte wöchentliche Zusammenkunft. Zwei Fremde, Freunde eines der Mitglieder, waren durch allgemeine Zustimmung eingeladen worden, an der Séance teilzunehmen, als ein Geist erschien, ein großer, wohlgestalteter Mann, mit schwarzem Haar, schwarzem Schnurr- und Backenbarte, mit einer ziemlich hohen und breiten Stirn. Da er uns anscheinend unbekannt war, fragten wir, ob irgend jemand hier sei, um deswillen er käme, und die Gestalt gab uns zu verstehen, daß sie einen der fremden Herren kenne, die zugegen seien. Dieser Herr wünschte zur Zeit nicht, daß sein Name veröffentlicht würde, und ich will ihn deshalb in der Wieder- gabe der Unterhaltung mit dem Buchstaben B. bezeichnen.

Mr. B.: „Wer ist es? Ist es Phillips?“

Geist: „Nein.“

Mr. B.: „Ist es Lynch?“

Geist: „Ja, Emmanuel Lynch.“

Mr. B.: „Ich dachte gar nicht an Emmanuel. Es war Frank, dessen ich mich erinnerte; er starb auf See.“

Geist: „Nein, ich fand meinen Tod nicht in den Wellen der See. Ich starb an der Schwindsucht.“

Mr. B.: „Ja, das ist richtig. Ich meinte, Frank starb auf See, aber Emmanuel starb in Hartlepool.“

Geist: „Ja, in Old Hartlepool. Wissen Sie, ob mein Vater und meine Mutter noch leben? Und lebt meine Frau noch? Wann, sagten Sie, daß Frank starb? Lebt Ralph noch? Auf welchem Schiffe war ich, als Sie mich zuletzt sahen?“

Mr. B.: „Ich weiß nicht, wie das Schiff hieß; aber es war ungefähr im Jahre 1867. Ich kann Ihre anderen Fragen nicht mit Bestimmtheit beantworten, da ich seit längerer Zeit nicht in Hartlepool war.“

Geist: „Ich möchte die alten Leute gern noch einmal sehen oder wissen, ob sie Ihre Welt verlassen haben. Der alte Mann war krank genug, ehe ich starb, aber dies war nichts Neues für ihn. Wenn man bedenkt, daß er und die Mutter so kräftig waren, und wir Knaben alle starben — neun von uns an Schwindsucht.“

Mr. B.: „Ich habe gehört, daß es neun Knaben waren; aber Emmanuel und Frank waren die einzigen, die ich kannte.“

Geist: „Ich möchte wissen, ob Kate, meine Frau, wieder verheiratet ist; aber das schadet nichts. Kannten Sie Brough, den Obermaat?“

Mr. B.: „Nein, ich kannte den Obermaat nicht.“

Geist: „Kannten Sie den alten Kapitän Wynn?“

Mr. B.: „Ja, er lebt noch; ich sprach heute mit ihm.“

Geist: „Diesen meine ich nicht. Er lebte in Poplar in London. Er starb lange vor mir. Er ist jetzt hier und wünscht eine Botschaft an seine Frau zu schicken. Er möchte wissen, ob sie wieder verheiratet ist oder ihn vergessen hat; denn wenn sie dies getan hat, will er sie nicht behelligen.“

Mr. B.: „Ich weiß Ihre Adresse nicht.“

Geist: Schreiben Sie an John Jennick, 44 Coal Exchange, London. Er wird Ihnen Mr. Wynns Adresse geben. Fragen Sie Emily W., ob sie sich an Manny Lynch erinnert. Sie wollte mich heiraten.“

Mr. B. (zu dem Kreise): „Manny Lynch; ja wir pflegten

ihn Manny zu nennen. Er ließ seine Büste von einem Bildhauer anfertigen, als er auf dem Mittelländischen Meere war.“

Geist: „Ja, Jack Rogers ließ seine auch anfertigen und gab sie für die Garibaldis aus.“

Mr. B.: „Lebt Jack Rogers noch?“

Geist: „Er verließ mich und segelte ab auf dem Schiffe „Iron Age“, das unterging; ob er ertrank, kann ich nicht sagen.“

Mr. B.: „Ich kenne den Namen des Schiffes „Iron Age“, aber ich wußte nicht, daß Jack Rogers darauf war. Haben Sie Kapitän W—y kürzlich gesehen?“

Geist: „Nein, ich hörte etwas über ihn gerade zu der Zeit, als ich krank wurde; aber ich kann mich nicht erinnern, was es war. Ist er tot?“

Mr. B.: „Ja.“

Geist: „Er war ein wirklich vorzüglicher Mensch. So auch M. Bringen Sie diesem meine Empfehlungen und sagen Sie ihm, daß ich mich über eine Unterhaltung mit ihm freuen würde. Richten Sie an Emily meine herzlichen Grüße aus. — Es tut mir leid, daß ich nicht alle beide zufriedenstellen konnte. Kommen Sie nur oft hierher, und wir wollen über alte Zeiten und alte Kameraden plaudern.“

Ich sah den Fremden niemals wieder, aber ich hätte wissen mögen, welche Ideen er über den Himmel nach dieser Unterhaltung haben mochte.

Emmanuel Lynch interessierte sich, soweit ich es beurteilen konnte, noch ebensowehr für die Dinge, die sein irdisches Leben betrafen, wie er es immer getan hatte. Sein Freund erzählte uns, Emmanuel oder Manny Lynch sei ein Ingenieur an Bord eines Dampfers gewesen, und es gäbe keinen Schatten eines Zweifels darüber, daß der Geist sein eigenes Selbst und kein anderer war. Sie waren beide, der Besucher und der Geist, vollkommen Fremde für mich und in der That für die meisten unseres Kreises, und diese Unterhaltung, die, ohne die meisten unserer Freunde, unter zwei irdischen Freunden stattgefunden haben könnte, die sich nach Jahren der Trennung

wiedersahen, fiel uns als etwas Unheimliches oder Gruseliges auf. Die Idee war in uns groß geworden, daß Geister nicht solche Fragen zu stellen brauchten, wie es Emmanuel Lynch getan hatte. Aber er zeigte sich wie einer, der auf einer langen Reise gewesen und begierig zu wissen war, welche Veränderungen sich während seiner Abwesenheit ereignet hatten.

Eines Abends, während ich ruhig in dem Kabinett saß, auf die Bemerkungen achtend, die außerhalb zirkulierten, vernahm ich einige Worte, dicht an meinem Ohr gesprochen, die mich aufschreckten und mich veranlaßten, eine aufrechte Stellung anzunehmen, um aufmerkamer hören zu können. Ich nahm wahr, daß jemand nahe dem Kabinett französisch sprach und merkte, daß die Worte an eine Geistergestalt gerichtet waren, die zwischen der Öffnung der Vorhänge stand. Ich hatte sie nach dem Lichte zu herausgehen sehen, aber die besondere Mattigkeit, die ich in mir fühlte, während diese Gestalten manifestierten, verhinderte mich, den Bewegungen aufmerksam zu folgen, so daß ich, als ich Worte in einer fremden Sprache an die Geistergestalt richten und von ihr beantworten hörte, sozusagen zu einem Gefühl von etwas Neuem, das vor sich ging, erwachte, und die Worte „Ma Petite, Ma Fille“ erregten eine so wilde Neugier in mir, daß ich das unwiderstehliche Verlangen empfand, die sprechende Person zu sehen.

Ich erhielt die Erlaubnis, meinen Platz in dem Kabinett zu verlassen, und indem ich in großer Schwäche und mit Anstrengung außerhalb der Vorhänge dahinging, wo die weißgekleidete Gestalt stand, kam ich Angesicht zu Angesicht mit — mir selbst! — oder so schien es mir zu sein.

Die Gestalt war ein wenig höher, ein wenig breiter, das Haar länger, das Gesicht und besonders die Augen größer; aber indem ich in das Antlitz blickte, hätte ich mein eigenes Spiegelbild betrachten können, so groß war die Ähnlichkeit.

Sie legte ihre Hände auf meine Schultern, und indem sie mich aufmerksam betrachtete, flüsterte sie: „Mignonne, Ma Petite.“

So erfreut ich war, von Angesicht zu Angesicht eine liebe, aber bisher unbekannt Angehörige zu sehen, überwog doch das Gefühl von erstaunter Verwirrung jede andere Empfindung. Ich konnte nicht sagen, daß ich sie erkannte, denn meine Augen hatten nie zuvor bewußt auf ihr geruht. Doch hegte ich an der Wirklichkeit ihrer Person keinen Zweifel, obgleich die merkwürdige Ähnlichkeit mit mir selbst eine Offenbarung war. Ich hatte niemals gehört, daß ich ihr irgendwie ähnlich sei, und ich wußte niemanden unter den Lebenden, der sie gekannt und bei dem ich mich hätte erkundigen können.

Sie, die uns späterhin unter der Bezeichnung „die französische Dame“ bekannt wurde, war eine von unseren sehr wenigen Besuchern aus der Geisterwelt, die fähig schien, sprechend mit uns zu verkehren, während die größere Zahl von ihnen sich durch Zeichen oder Gebärden verständlich machte, wenn sie Fragen beantworteten, die an sie gestellt wurden. Obgleich sie, wie wir alle wußten, meine besondere Freundin war und hauptsächlich um meinwillen zu uns kam, schenkte sie mir weniger Aufmerksamkeit als den anderen Mitgliedern unseres Kreises. Vielleicht verhinderte sie die besondere Stellung, die ich in den Séancen einzunehmen hatte, mir ihre Liebe zu bezeigen, da sie fand, daß, wenn irgendetwas meine Gedanken besonders beschäftigte oder mein Interesse erweckte, dies eine Abnahme ihrer Kraft verursachte, während sie in unserer Mitte weilte. Wie dem auch sein mochte, sie erwies den anderen des Kreises viel mehr Aufmerksamkeit, insbesondere Mr. F., der zufällig der einzige Anwesende war, der sich mit ihr in ihrer Muttersprache unterhalten konnte.

Sie wurde ein oft wiederkehrender Besucher, da sie Vergnügen an unserer Gesellschaft zu finden schien. Merkwürdigerweise nahm sie schnell von einem oder zweien unseres Kreises Notiz, die römisch-katholischer Religion waren, und fühlte sich im Verkehr mit ihnen anscheinend wohler als mit den anderen. Bei einer Gelegenheit beschenkte eine dieser Katholikinnen unsere „französische Dame“ mit einem Rosenfranze, an dem eine kleine Medaille befestigt war, von der sie, wenn ich mich recht

erinnere, sagte, daß sie von dem Papste gesegnet worden sei. Die „französische Dame“ nahm die Perlen, und indem sie die Medaille schnell davon ablöste, ging sie über das Zimmer zu dem Kamin, wo ein Feuer brannte, und ließ die Medaille absichtlich hineinfallen zum Entsetzen der Dame, die sie ihr gegeben hatte. Da man fragte, welchen Grund sie habe, dies zu tun, antwortete sie kühl, daß die Medaille der Läuterung bedürfe.

Als die Medaille nachher in der Asche gefunden wurde, war sie glänzend und rein. Bei ihrem nächstmaligen Kommen wurde ihr die Medaille angeboten, und nachdem sie dieselbe genau betrachtet hatte, erlaubte sie, daß man diese wieder an dem Rosenkranze befestige, der dann für ihren Gebrauch behalten wurde und der ihr lieb zu sein schien.

Für eine ganz lange Zeit war sie ein niemals ausbleibender Besucher unserer Séancen; ihre große Ähnlichkeit mit mir bildete immer eine Quelle des Staunens und Gespräches. Einzeln wurden wir häufig aus Versehen eins für das andere gehalten. Wenn wir zusammenstanden, waren die kleinen Unterschiede, von denen ich gesprochen habe, ersichtlich und bemerkbar. Bei einer Gelegenheit jedoch war ein Geistlicher der Kirche von England zugegen. Wir, die „französische Dame“ und ich, standen Seite an Seite, als sie ihm die Hand zum Gruße hinhielt. Er blickte erst die eine von uns und dann die andere an, wurde endlich verwirrt und nervös, als er die beiden, die sich so ähnlich waren, sah, so daß er nicht wußte, wer der Geist und wer ich war. Anstatt ihre dargebotene Hand zu nehmen, erfaßte er die seines nächsten Nachbarn und — streckte diese dem Geiste hin.

Kapitel XXI.

Eine bittere Erfahrung.

„Erfahrung ist ein harter Schulmeister.“
Carlyle.

Ich habe ein wenig gezögert, ob ich die Geschichte der bitteren Erfahrung erzählen soll oder nicht, die ich und unser Kreis durchzumachen hatte und deren Folgen jahrelanges Leiden, beides geistig und körperlich, für mich insbesondere waren. Aber da dies eine getreue Wiedergabe von einem Teile meiner Arbeit und Erfahrung ist, habe ich das Gefühl, als ob ich es nicht zurückhalten dürfe. Die wertvollsten Lehren im Leben sind oftmals solche, die uns die meisten Leiden verursacht haben, und obgleich ich über den unverschuldeten Schmerz, den ich während dieser Zeit erlitt, bitter grollte, hat die Lehre, die ich daraus entnommen, mein Verständnis für die Geheimnisse der Geisterphänomene geöffnet, besser, als eine Lebenszeit voller Erfolge es getan haben könnte. In der That hatte der Erfolg, der unsere Experimente begleitete, in vieler Hinsicht zum großen Teile mich und vielleicht alle von uns blind gemacht für die zarte Natur der Bedingungen, die notwendig sind, die Manifestationen hervorzubringen. Uns selbst unbewußt, oder vielleicht auf Eingebung, nicht wissend, warum, hatten wir viele der für den Erfolg notwendigen Mittel angenommen, und das Ergebnis schien die Idee zu rechtfertigen, daß wir nur unsere Energie in Tätigkeit zu setzen brauchten, um alles in bezug auf Phänomene zu erlangen, was wir wünschten.

Wie diese Dinge hervorgerufen wurden, war eine Sache, die wir nicht zu verstehen vorgaben. Wir wußten, daß die Gegenwart mancher Personen günstig war und die von anderen nicht, auch daß Extreme des Wetters nicht vorteilhaft wirkten. Ein Gewittersturm war nachtheilig und eine sichere Verhinderung guter Resultate, aber außer diesen ganz elementaren Regeln hatten wir, glaube ich, irgendwelche positive Erkenntnis nicht erlangt. Wir tasteten uns im Dunkeln weiter, und den Erfolg, den wir hatten, verdankten wir augenscheinlich mehr einer Reihe von glücklichen Zufällen als einer wissenschaftlichen Erkenntnis von dem, was erforderlich war, um ihn hervorzubringen.

Gerade unser Erfolg bildete eine Quelle der Gefahr für uns. Ich habe bereits von dem unbestimmten Gefühle der Beunruhigung gesprochen, das Yolandes Handlungen mir verursachten. Obgleich ich sie als eine vollkommen frei und unabhängig Handelnde ansah, keiner irdischen Autorität verantwortlich, konnte ich mich niemals einer Art von Besorgnis ihretwegen erwehren. Ich empfand etwas Ähnliches wie das, was eine Mutter fühlt, wenn ihr Kind aus dem Bereiche ihrer Aufsicht gelangt und sie fürchtet, daß es die Linie überschreiten könne, von der sie annimmt, daß sie die Grenze der Schicklichkeit bezeichnen solle. Ich glaube nicht, daß meine Besorgnis jemals in Worten zum Ausdruck kam. Tatsächlich wußte ich nicht, wovor ich mich fürchtete.

Meine Freundin, Mrs. F., schickte sich an, England zu verlassen, und ich hatte beschlossen, sie zu begleiten. Die Reihe von Séancen — bei weitem nicht die erste Reihe — nahte sich dem Abschlusse, und ich berechnete meine Abreise nach der Zeit ihrer Vollendung. Die Anstrengung der Arbeit fing an, sich bei mir bemerkbar zu machen, und ich sah der Aussicht auf eine lange Ruhe mit keinem geringen Grade von Freude entgegen. Wir waren mit dem Einpacken unserer Besitztümer, der Haushaltseinrichtung, der Bilder, Porzellansachen und dergleichen beschäftigt gewesen und fühlten uns völlig ermüdet durch die ungewohnte Arbeit. Nachdem wir

die letzte Wagenladung sicher an Bord des Fahrzeuges, das dieselbe nach unserer nordischen Heimat tragen sollte, gesehen hatten, gingen wir in das Haus des Freundes, mit dem wir die wenigen Tage, die vergehen mußten, ehe wir England verlassen konnten, zu verleben gedachten.

Ich würde viel darum gegeben haben, hätte ich mich zeitig zur Ruhe zurückziehen können, statt in einer Séance zu sitzen; aber da sie mich alle erwarteten, blieb mir nichts anderes übrig, als meinen gewohnten Platz unter meinen Freunden einzunehmen, mir ein Ausruhen und Schlummern in dem Kabinett versprechend.

Die ungewohnte Arbeit, die Sorge, die die Vollendung der verschiedenen Obliegenheiten begleitete, das Fertigstellen von Gemälden, ein Basar, für den ich allerhand Skizzen versprochen hatte, das Abtatten und Entgegennehmen von Besuchen, meine kranken Pfleglinge, die ich ungern verließ, dazu noch der eigentliche Umzug unseres Haushaltes hatten mir mehrere schlaflose Nächte verursacht und sorgenvolle angestrenzte Tage bereitet, so daß ich an diesem Abende nicht das geringste Interesse fühlte für das Tun der Geister, und ich hoffte nur, daß sie mich diesmal nicht sehr lange hier aufhalten würden; dabei dachte ich, daß, wenn ich endlich zu Bett kommen könnte, ich dort bis zum Mittage des nächsten Tages bleiben würde.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit während der Séance verstrichen war, ich weiß nur, daß Yolande ihren Krug auf ihre Schultern nahm und außerhalb des Kabinetts weilte. Was sich eigentlich ereignete, sollte ich späterhin erfahren. Alles, was ich wußte, war eine schreckliche qualvolle Empfindung, als wenn ich zusammengeklappt und zusammengequetscht würde; ähnlich, denke ich, müßte eine hohle Guttaperchapuppe, hätte sie Empfindung, fühlen, wenn sie ihr kindlicher Eigentümer heftig umarmte.

Ein Gefühl des Entsetzens und furchtbaren Schmerzes kam über mich, als ob ich den Halt des Lebens verlöre und in irgendeinen grauenhaften Abgrund fiel, doch nichts

wissend, nichts sehend, nichts hörend, außer dem Echo eines Schreies, den ich wie aus der Entfernung vernahm. Ich fühlte, daß ich immer tiefer sank, und wußte nicht wohin. Ich versuchte, mich zu retten, nach etwas zu greifen, aber verfehlte es. Und dann kam eine Leere, aus der ich mit einem Schauer von Entsetzen und dem Gefühle, als wäre ich zu Tode geschlagen, erwachte.

Meine Gedanken schienen wie verweht zu sein, und nur nach und nach konnte ich sie genügend sammeln, um in einem geringen Grade zu verstehen, was geschehen war. Yolande war erfaßt worden, und der Mann, der sie ergriffen hatte, behauptete, daß ich es sei.

Dies war es, was mir gesagt wurde. Die Aussage kam mir so außergewöhnlich und unbegreiflich vor, daß ich hätte lachen können, wenn nicht meine vollständige Hilflosigkeit und Schwachheit mich unfähig machten, zu denken oder sogar mich zu bewegen. Mir war, als ob sehr wenig Leben in mir geblieben sei, und dieses Wenige war eine Dual. Die Lungenblutungen, die mein Aufenthalt im Süden von Europa anscheinend geheilt hatten, traten wieder ein, und das Blut erstickte mich fast. Eine ernste, langwierige Krankheit war das Resultat, und unsere Abreise von England verzögerte sich auf einige Wochen, da ich nicht transportiert werden konnte.

Die Erschütterung war eine schreckliche, und was ich schlimmer empfand als die Erschütterung selbst, das war meine vollständige Unfähigkeit, dieselbe zu verstehen. Es fiel mir niemals ein, daß irgend jemand wagen würde, mich des Betrugs zu beschuldigen. Ich war, wenigstens nach meinem Dafürhalten, unantastbar in meinem Rufe. Ich hatte zusammen mit meinen Freunden gearbeitet, zuerst von einem angeborenen Verlangen nach Wissenschaft getrieben und später aus reiner Liebe für die Sache selbst mit dem Wunsche, sie zu verbreiten.

Die Tat des Mannes, der Yolande ergriffen hatte, machte mir weniger Bekümmernis als der rachsüchtige Geist, der ein anderes, früheres Mitglied unseres Kreises besaß. Es war

dies ein Künstler von keinem geringen Grade, und seine Rat schläge und Winke bezüglich meiner Malerei waren wertvoll für mich. Ich wollte seine Belehrungen in barer Münze bezahlen; er nahm dies nicht an, indem er mir zu verstehen gab, daß zwischen solchen gleichgestimmten Seelen Geld eine Frage sei, die nicht berührt werden dürfe. Er war mit einigen mir widerstehenden Ideen von Wahlverwandtschaft erfüllt, die mich veranlaßten, seine Gesellschaft zu meiden, und dieses, glaube ich, war der Grund für die Veränderung, die er gegen mich zeigte, und für die falschen Gerüchte, die er verbreitete.

Er ist jetzt in die andere Welt hinübergegangen und wird dort erkennen, daß man, indem man seinen Nachbar schädigt, die Aussicht auf das eigene Glück vermindert. Ich habe ihn niemals wiedergesehen, und es tat mir leid, als ich kurze Zeit nachher von seinem Tode in einer Irrenanstalt hörte, wo er, wie ich erfuhr, schon früher zeitweise interniert gewesen war. Ich hatte hiervon nichts gewußt, aber es erklärt viele der besonderen und merkwürdigen Ideen, die er zu verbreiten liebte, und die ich unmöglich verstehen konnte.

Ich tadelte den Mann, der die erste Ursache des Kummers war, nicht so sehr. Er achtete die Opfer, die ich brachte, wahrscheinlich für nichts, für nichts die Arbeit, die wir getan, für nichts die Jahre des Studiums, die uns zu unserer gegenwärtigen Stellung heraufgeführt hatten. Er war ein Bilderstürmer, der annahm, er täte wohl daran, wenn er die falschen Götter, als die er sie betrachtete, zerstöre.

Ich habe geglaubt, daß er wegen seines Verdachtes zu entschuldigen sei, wenn ich mich an die außerordentliche Ähnlichkeit zwischen mir und der „französischen Dame“ erinnerte, die er häufig gesehen hatte, und dann waren Yolandes unmittelbare Nähe und naive Natürlichkeit und ihre vollständige „Menschlichkeit“, wenn ich das Wort gebrauchen darf, zuviel für ihn in seiner Unwissenheit.

Kapitel XXII.

Ein neuer Anfang.

„Das sei ferne, daß wir fliehen sollten! . . .
 So wollen wir ritterlich sterben . . .
 und unsere Ehre nicht lassen zuschanden werden.“
 1 Macc. Kap. 9, Vers 10.

Die Folge dieses Unglücksfalles war zunächst ein vollständiges Zusammenbrechen meiner Gesundheit, zweitens ein völliges Entsetzen vor dem Namen spiritualistischer Phänomene, die meinen Wünschen gemäß einen verbotenen Gegenstand der Unterhaltung für mehrere Jahre bildeten. Jedoch in der klaren Luft und dem Sonnenscheine Schwedens, bei dem Leben im Freien und Umherschweifen in den Wäldern, bei dem Segeln auf den Seen und der Arbeit in meinem Garten, bei dem Reiten oder Fahren dauerte es nicht lange, bis mein Gesundheitszustand sich besserte, obgleich er mehrere Jahre hindurch nicht vollständig wiederhergestellt wurde.

Mit der wiederkehrenden Kraft war es mir in hohem Grade möglich, die Niedergeschlagenheit abzuwerfen, die mich bedrückte, und ich wunderte mich in mir selbst, trotz meines Entschlusses, das Gegenteil zu tun, über das Warum und Weshalb des Unfalles. Da ich mich jedoch auf eine lange Zeit in der Mitte eines einfachen, harmlosen, gottesfürchtigen Volkes befand, dessen Glaube an Gott und die Lehre seiner Bibel niemals erschüttert worden war, zeigte sich glücklicherweise keine Notwendigkeit, meine Kräfte anders zu gebrauchen, als sie zur Hilfe der Kranken anzuwenden. Dabei machte sich die Kraft des Geistes in Wahrheit bekannt und geschäft.

In dieser Region von beinahe urwaldähnlichen Waldungen, wo die Hüttenbewohner auf kleinen Flecken von urbarem Lande inmitten der Wälder wohnen, weit entfernt von Nachbarn oder vom Verkehr mit der Außenwelt, ist den Leuten ein hartes, armes Leben beschieden, indem sie den Roggen bauen, um ihr Brot zu bereiten, und einige wenige Kartoffeln ernten, für die gesorgt werden muß wie für lebende Wesen, um sie vor dem bitteren Froste des langen Winters zu schützen.

Diese Dinge, Roggen und Kartoffeln, bilden die Hauptnahrungsmittel für die Leute, und sie sind in der That glücklich, wenn ihr Fleckchen Erde genug davon hervorbringt, um ihnen zu ermöglichen, einen Teil zu verkaufen oder einzutauschen gegen Baumwolle oder Wolle, die sie zur Kleidung für die Familie verweben. Die Weberei ist ihre Winterbeschäftigung, wenn die Erde hartgefroren ist. Arm, sehr arm sind sie, aber trotzdem zufrieden, solange sie Gesundheit und Kraft haben; aber wenn Unglücksfälle oder Krankheiten über sie kommen, dann ist ihr Schicksal wirklich traurig.

Wir hatten viele Leute zu bedenken und für sie zu sorgen. Es gab zwar einen Arzt, der sie besuchen sollte, wenn sie krank waren, aber er schien sehr wenig Wert auf das Leben seiner Patienten zu legen oder wenigstens auf das Leben seiner armen Patienten, und wenn an einem unfreundlichen, rauhen Wintertage nach ihm geschickt wurde, zeigte er beträchtliche Widerwilligkeit beim Aufbruche zu einer langen Schlittensfahrt in der Kälte. Und wenn er, nachdem er alle möglichen Auskünfte in bezug auf den Patienten eingeholt hatte, den Fall nicht für einen solchen hielt, der auf Leben oder Tod ging, oder wenn es ein solcher war, wo des Patienten gesellschaftliche Stellung nicht von genügender Wichtigkeit sich erwies, um ihm infolge der Vernachlässigung Unannehmlichkeiten zu verursachen, entschloß er sich ohne Ausnahme, seinen Besuch bis auf einen schöneren Tag zu verschieben. Ich glaube nicht, daß viele Ärzte diesem von mir erwähnten Herrn ähnlich sind, aber so war er; insolgedessen

kamen die armen Leute auf viele Meilen im Umkreise zu uns nach Hilfe in Krankheit, da es bekannt war, daß wir einen Vorrat der einfacheren Hausmittel zur Hand hatten, welche Vorsicht nötig war, da wir mehrere Meilen von der nächsten Stadt entfernt lebten.

Der Kreis meiner Patienten wuchs schnell, und die guten Ratschläge sowie die Hilfe meiner Geisterfreunde wurden fortwährend in Anspruch genommen. Der Arzt verabsolgte nach einer Weile ausnahmslos die Arzneien, die sie anrieten. Nicht, daß er an Geister glaubte, aber solange ich nicht Gifte verlangte, nahm er freudig meine Diagnosen an und schrieb die von mir gewünschten Verordnungen, wohlzufrieden, daß ihm eine ermüdende Reise dadurch erspart blieb.

Merkwürdigerweise kamen nur zwei Todesfälle auf den Besetzungen während unseres Aufenthaltes daselbst vor, und diese betrafen Personen, die vollständig in des Arztes Behandlung gewesen waren.

Dieses war die einzige Art, in der ich meine mediumistischen Gaben während einer langen Zeit gebrauchte, bis das veränderungsreiche Leben mich abermals in Verührung mit Personen brachte, die dem Studium des Spiritualismus und seiner Phänomene oblagen. Es waren meist solche Studierende der Philosophie des Spiritualismus, die noch nicht selbst irgendwelche praktischen Experimente gemacht hatten. Manche von ihnen waren die Freunde, die mir früher mit ihrer Teilnahme geholfen, und ich konnte nicht anders, als ein warmes Gefühl der Dankbarkeit gegen diese haben, die trotz der verleumderischen Gerüchte mir eine Hand der Freundschaft boten und mich ihres unveränderten Vertrauens versicherten.

Eine Reihe von Séancen wurde veranstaltet, deren Zweck das Photographieren der materialisierten Gestalten bildete, und in diesem Tun waren wir erfolgreich. Eine vollständige Wiedergabe unserer Experimente erschien in dem „Medium and Daybreak“ vom 28. März 1890, und die Photographien, die wir erhielten, wurden in derselben Zeitschrift vom

18. April desselben Jahres wiedergegeben. Diese Photographien nahmen wir mit Hilfe des Magnesiumlichtes auf, und obgleich ich mich sehr für den Erfolg des Experimentes interessierte, wirkte das Licht sehr schädlich auf meine Nerven, die während einer Séance in hohem Grade sensitiv sind.

Während dieser Experimente fing ich an, einige besondere Nachwirkungen von Séancen auf ihre richtige Ursache zurückzuführen. Bei unseren Experimenten in dieser Richtung litt ich vom allerersten Anfange an immer mehr oder weniger an Übelkeit und Erbrechen nach einer Séance für Materialisation; ich hatte mich daran gewöhnt, dieses als eine natürliche, nicht zu vermeidende Folge hinzunehmen. Das Übelbefinden zeigte sich immer, außer wenn ich nur von den Gliedern unseres heimatischen Kreises oder von Kindern umgeben war. Während des Verlaufs der Séancen für Photographie nahm die erwähnte Unannehmlichkeit so sehr zu, daß ich meistens auf ein oder zwei Tage nach einer Sitzung daniederlag, und da die Symptome des Zustandes derartige wie Nikotinvergiftung waren, wurden Experimente vorgenommen, und es zeigte sich, daß sich keine solche unangenehme Empfindungen einstellten, wenn den Séancen bloß Nichtraucher bewohnten; dagegen wieder, wenn sich kranke Personen in dem Kreise befanden, fühlte ich mich nachher mehr oder weniger ohne Ausnahme unwohl. Mit Personen, die an den Gebrauch von Alkohol gewöhnt waren, zeigte sich das Unbehagen beinahe ebenso hervortretend wie mit Rauchern.

Diese Séancen waren für mich in vieler Hinsicht lehrreich; ich lernte, daß viele Gewohnheiten, die der Allgemeinheit der Menschheit gebräuchlich und durch die Sitte sanktioniert sind, für die Erfolge einer Séance oder wenigstens für die Gesundheit des Mediums sich schädlich erweisen. Vielleicht war ich gegen früher empfindlicher für diese Einflüsse geworden, da ich die schlechten Wirkungen nicht so stark bemerkt hatte, als ich in England lebte, oder ich hatte es möglicherweise dem einen der glücklichen Umstände zu verdanken, daß sehr wenige unseres englischen Kreises Raucher waren. Ich weiß

nicht, woher es kam; aber alle oder beinahe alle des schwedischen Kreises rauchten, und ich hatte darunter zu leiden.

Ein anderer, vollständig unvorhergesehener Erfolg dieser Séancen war der, daß auf Wochen nachher ich mich oftmals bei der Frage ertappte, ob nicht alles ein böser Traum sei, aus dem ich bald erwachen würde.

Die Séancen waren zuerst nicht mit der Absicht, sie regelmäßig fortzusetzen, veranstaltet worden, sondern sie entstanden wie folgt:

Einer meiner Knabenfreunde sagte zu mir: „Tantchen! morgen ist mein Geburtstag; wirst du mir ein Geschenk geben?“

„Vielleicht. Warum?“

„Weil, wenn du es tun willst, und du hast es noch nicht besorgt, ich statt dessen gern eine Séance möchte. Siehst Du, ich habe einer Menge von Leuten davon erzählt, und sie dringen in mich, ihnen eine Einladung zu einer Séance zu verschaffen; daher dachte ich, wenn du nichts dagegen hast, würde mir dies lieber als ein Geschenk sein.“

Ich willigte ein, erfreut, daß er ein solches Interesse für den Gegenstand zeigte. Ernest jedoch fand die Schwierigkeit in der Zusammenstellung eines Kreises größer, als er sie erwartet hatte, und einige Tage vergingen, ehe alles in Ordnung war. Er wurde überhäuft mit Ansuchen, der Séance beiwohnen zu dürfen; aber die Zahl hatte zwanzig bis fünf- undzwanzig nicht zu überschreiten. Alle Eingeladenen waren mir persönlich verhältnismäßig fremd, obgleich ich die meisten von ihnen dem Namen nach kannte.

Einer unter ihnen, der Sohn des Herausgebers einer Lokalzeitung, war, wie ich später erfuhr, ein enthusiastischer Theosoph und gab vor, das größtmögliche Interesse an dem Erfolg der Séancen zu haben, — er war auch Photograph, und dieser Tatsache war es zu danken, daß ich dem Vorschlage, die materialisierten Gestalten zu photographieren, zustimmte.

Die Idee, einmal angeregt, fand großen Beifall, und eine



Yolande, wie sie materialisiert erschien am 8. März 1890.
(Photographiert bei Magnesiumlicht.)

Reihe von Séancen zum Zwecke photographischer Experimente wurde veranstaltet. Die meisten der Teilnehmer an der „Geburtstagsséance“ willigten ein, an denselben teilzunehmen.

Eine getreue und bis ins einzelne gehende Wiedergabe jeder Séance wurde durch den obengenannten Photographen bewirkt, der die Forschung mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte. Seine Begeisterung steckte die anderen an, und die Erfolge gingen weit über das hinaus, was wir erwartet hatten.

Die Manifestationen schienen kein Hemmnis in Folge der angestellten strengen Proben (tests) zu erfahren. Tatsächlich kam es mir vor, als ob unsere unsichtbaren Freunde dadurch in ihrem Tun angespornt wurden, über alle Hindernisse, die man ihnen in den Weg legte, zu triumphieren, was ihnen mit vollkommenem Erfolg gelang.

Mehrere Photographien nahmen wir mit Hilfe des Magnesiumlichtes auf, von denen hier Kopien wiedergegeben sind, nämlich die Porträts von „Yolande“ und „Veila“. Diese Photographien, für uns eine Quelle der Befriedigung und Beglückwünschung, wurden in den Händen unserer Feinde ein Vorwand für einen persönlichen Angriff auf mich. Ob der Photograph das begeisterte Interesse, das er zeigte, simulierte, oder ob er selbst ein Opfer der Raubgier seiner Freunde für Sensationsartikel wurde, weiß ich nicht; ich ziehe es vor zu denken, daß ihn seine Freunde zu ihrem Werkzeuge machten und gebe ihm so den Vorteil des Zweifels. Wie vorher erwähnt, schrieb er genaue Notizen von jeder Séance nieder; am Ende derselben brachte er mir ein Manuskript und schlug vor, dasselbe mit meiner Einwilligung zu irgendwelcher späteren Zeit zu veröffentlichen; denn die Bedingungen des Einlasses waren folgende: jedes Experiment sollte streng privat angesehen und nichts ohne meinen Wunsch veröffentlicht werden. Der Photograph, ebenso wie die anderen, gaben hierzu ihre Zustimmung. Ich las sein Manuskript hastig durch, machte eine Abschrift, strich meinen Namen aus, wo er ausgeschrieben war, und gab ihm das Original zurück,

erfreut über die unparteiische Art, mit der er den Gegenstand behandelt, und über die scharfe Beobachtung, die er während der ganzen Reihenfolge der Séancen gezeigt hatte. In diesem Manuskripte drückte er sich dahin aus, daß er ebenso bestimmte Überzeugungen wie bestimmte Zweifel habe; aber gegen diese hatte ich nichts einzuwenden, da seine Ansichten und Meinungen in vieler Hinsicht dieselben wie meine eigenen waren. Ein Mann, der in dieser Forschung keine Zweifel zu überwinden hat, wird sich kaum als ein kraftvoller Verbündeter erweisen.

Als der Artikel jedoch einige Tage später ohne meine Einwilligung und ohne die Zustimmung der anderen Teilnehmer erschien, geschah das in einem solchen verstümmelten Zustande, untermischt von Verdacht und Beschuldigungen, daß ich vor Entsetzen mich halb gelähmt fühlte, kaum meinen Sinnen traugend.

Ich vermochte nicht zu verstehen, wie irgend jemand so viel Freundschaft heucheln, sich so viel Mühe geben konnte, um unparteiisch zu schreiben und zu derselben Zeit Ansichten zu veröffentlichen wagte, die nicht nur den von ihm selbst, sondern auch von den andern Teilnehmern erzählten Tatsachen in vollständigem Widerspruche gegenüberstanden.

Wenn ich die beiden Artikel nebeneinanderlege und sie zu erklären versuche, scheint es mir unmöglich, daß ein und dieselbe Person dieselben geschrieben haben kann.

Der Raum erlaubt mir nicht, beide Artikel hier wiederzugeben, aber in einem künftigen Bande beabsichtige ich, sie wörtlich anzuführen und es meinen Lesern zu überlassen, das Geheimnis der Wahrheit und seiner verunstalteten, aber anscheinend richtigen Wiedergabe zu enträtseln. Ich habe weder einen persönlichen Beweggrund, noch den Wunsch, einem irreführten Gegner, dessen Namen ich sogar nicht erwähne, Schaden zuzufügen. Da dieses Werk jedoch in die Hände einiger Personen fallen kann, die nur die verstümmelten Berichte gelesen haben und nun annehmen könnten, daß mein Schweigen den Unwahrheiten Grund gibt und sie gewisser-



Leisa, wie sie zum Teil materialisiert erschien am 13. März 1890.
(Photographiert bei Magnesiumlicht.)



Leisa materialisiert, 13. März 1890.
(Photographiert bei Magnesiumlicht.)

maßen zur Wahrheit stempelt — da ich ferner bis zur gegenwärtigen Zeit seine Berichte über die Séancen nicht veröffentlicht habe, die deutlich gezeigt haben würden, daß die Leser jenes Artikels getäuscht wurden, so geschieht es einfach aus einem Gefühl der Pflicht gegen die Öffentlichkeit und insbesondere für die, die durch die falschen Gerüchte irreführt worden sind, diese Erklärung zu geben.

Die erwähnten Berichte wurden in jeder Zeitung des Landes nachgedruckt; man breitete sich darüber aus, fügte hinzu oder veränderte. Leitartikel der gehässigsten Art erschienen in mehr oder weniger hervorragenden Zeitungen und unterhielten die Leute in Schweden während eines Zeitraumes von drei Wochen. In dieser Zeit war die Entrüstung meiner persönlichen Freunde, die sich um mich sammelten, so groß, daß ich einschreiten mußte, um die Ausführung einiger Pläne, nach denen man die Beleidiger züchtigen wollte, zu verhindern.

Wäre nicht die treu ergebene Anteilnahme einiger meiner Freunde gewesen, so hätte ich das Glend dieser Zeit nicht ertragen können. Jeder riet mir, eine Zeitlang fortzugehen; sogar er, der Urheber des Skandals — wahrscheinlich entnervt durch den Sturm, den er hervorgerufen — war der erste, dies anzuraten. Obgleich ich selbst gern dies alles verlassen hätte — zu entfliehen den anonymen Brieffschreibern, die mich täglich mit den schändlichsten Auslassungen ihrer eigenen unehrenhaften Natur belästigten, zu entfliehen den elenden Schmähungen, die mir auf Schritt und Tritt begegneten — fürchtete ich mich doch, daß ich den Beschuldigungen meiner Feinde Grund geben würde, wenn ich ihnen den Rücken zkehrte. So blieb ich auf meinem Posten und versuchte meiner täglichen Arbeit nachzukommen.

Es war eine schreckliche Prüfung, und wäre ich mir nicht dessen bewußt gewesen, nichts getan zu haben, dies zu verdienen, so hätte ich zusammenbrechen müssen. Unter der fortwährenden Anspannung fing meine Gesundheit an ernstlich zu leiden, und es war mir zuweilen schwer, genügend

Mut zu fassen, um meine täglichen Spaziergänge zu unternehmen und die bedeutsamen Bemerkungen, mit denen die Vorübergehenden auf mich hinwiesen, anzuhören.

An diesem Zeitpunkte war es, wo das Motto, das mir als kleines Kind von meinem Vater gelehrt wurde: „Fais ce que tu dois, advienne qui pourra“ („Tue, was du sollst, komme, was da wolle“), gleichsam zu einem Rettungsanker wurde. Ich wiederholte mir oftmals diese Worte und fand Ermutigung, Halt und Stütze in ihnen.

So blieb ich, und die Strömung änderte sich; denn eine Gegenwirkung trat ein. Die Festigkeit der sensationsdurstigen Zeitungsschreiber, die die Zeile für einen Pfennig liefern, erweckte ein Element des Widerspruchs selbst unter Personen, die vordem dem Gegenstande des Spiritualismus keinen Augenblick Beachtung geschenkt hatten. Ein Geist der Ritterlichkeit war erwacht, eine Frau zu beschützen, die unbarmherzig verfolgt wurde. Freunde sammelten sich damals um mich, und die Sache, für die ich angestrengt gearbeitet hatte, gewann manche eifrige Förderer, die vielleicht niemals von dem Gegenstande gehört hätten, wäre es nicht wegen der unverdienten Beschuldigung gewesen, die auf mir lag.

Später in demselben Jahre wurde eine andere Reihe von Séancen abgehalten, dieses Mal für einen alten und geschätzten Freund, den kaiserlichen Staatsrat A. Alfakof aus St. Petersburg, der zusammen mit einigen russischen Freunden zu einem Besuche in unser Heim kam. Da das Photographieren der materialisierten Gestalten der Zweck unserer Arbeit war, so wurde der Kreis in diesem Falle nur von den Gliedern unseres Haushaltes und unseren Gästen aus Rußland gebildet, außerdem wählten wir noch ein oder zwei Personen von denen, die an den früheren Séancen teilgenommen hatten und die wir am geeignetsten dafür erachteten, hinzu.

Viele Photographien wurden aufgenommen, aber keine derselben war vollständig gelungen, wenigstens nicht in der Art, wie wir es wünschten, obgleich wir viele Dinge er-

hielten, die wir nicht erwartet, noch Versuche dafür angestellt hatten. Einige diese unerwarteten Erfolge interessierten uns sehr; einer von ihnen war das zufällige Photographieren von dem Gesichte eines Mannes, während man den Apparat für das Kabinett eingestellt hatte und das Magnesiumlicht probierte, um es ohne Fehler an dem folgenden Tage tun zu können, an dem die Séance abgehalten werden sollte.

Als das Licht aufblitzte, erscholl ein allgemeiner Ausruf: „Ich sah das Gesicht eines Mannes hinter Mrs. C.“ Infolgedessen wurde die Platte entwickelt, und wirklich war das Gesicht eines Mannes deutlich wie mein eigenes über mir hinter meinem Stuhle zu sehen, ein Gesicht, das einen bedeutend besseren Anblick gewährte als das meinige; denn die Helligkeit des Blitzlichtes hatte mich veranlaßt, meine Augen und meine Gesichtszüge so zusammenzuziehen, daß sie ein merkwürdiges Aussehen boten. Wer der Mann war, erklärte uns Walter später.

Die vollständige Geschichte wurde in dem „Medium and Daybreak“ vom 21. April 1893 und später in Buchform in Skandinavien und Deutschland veröffentlicht unter dem Titel: „Die Toten leben.“ Die Geschichte von diesem Vorkommnisse, wie sie berichtet wurde, ist zu lang, um sie hier wiederzugeben, aber die hauptsächlichsten Tatsachen sind wie folgt:

„Eines Tages, am 3. April 1890, war ich eifrig damit beschäftigt, Geschäftsbriefe zu schreiben, und als ich einiger Worte wegen zögernd überlegte, schrieb meine Hand den Namen: „Even Strömberg“. Ärgerlich darüber, daß ich meinen Brief verdorben hatte, warf ich das Papier in ein Fach und vergaß es, aber erwähnte diesen Vorfall beiläufig in einem Briefe, der später am Tage geschrieben wurde.

Auf unsere Frage an Walter, ob er wisse, wer der Mann sei, der photographiert worden war, antwortete er dadurch, daß er schrieb: „O ja, er heißt „Even Strömberg“, starb in Amerika oder Kanada am 31. oder 13. März, ich weiß nicht, an welchem von beiden Tagen; er sagt, daß er

in einem Orte, namens Semland, oder so ähnlich, gelebt habe; aber wie dem auch sei, er ist tot, und seine Frau und ein halb Duzend Kinder sind in Amerika. Er wünscht, daß ihr es seine Angehörigen wissen laßt, daß er tot ist — daß er hochgeachtet und sehr betrauert starb usw.“

In Erwiderung auf dieses erbaten wir uns eine vollständige Auskunft, aber Walter schien die Einzelheiten vergessen zu haben. Am nächsten Tage schrieb er uns, daß Even Strömberg mit seiner jungen Frau von seinem Heimatdorfe Ström ausgewandert sei, dessen Namen er bei seiner Ankunft in Kanada angenommen. Er habe sich in einem entlegenen Winkel, genannt New Stockholm, niedergelassen, wo ihm Kinder geboren wurden und wo er am 31. März 1890 starb, drei Tage vorher, ehe er seinen Namen durch meine Hand auf einen halbfertigen Brief schrieb. Er hatte seine Frau gebeten, die Nachricht von seiner Krankheit und seinem Tode seinen Eltern und Angehörigen in seiner alten Heimat mitzuteilen, und da sie es nicht getan hatte, lag ihm viel daran, daß sie davon benachrichtigt werden sollten; deshalb sein kürzliches Erscheinen unter uns.

Die ganze Geschichte wurde in der Walter eigenen humoristischen Art erzählt, unterbrochen durch Bemerkungen hinsichtlich des verstorbenen Even Strömbergs Besorgnis, seine Freunde in Schweden wissen zu lassen, daß er eine gewisse Bedeutung in seiner kanadischen Niederlassung sich erworben hatte.

Mr. F. unternahm es, die Leute in Ström von Svens Tode zu benachrichtigen. Die Geschichte wurde dem Konsul Ohlén, dem schwedischen Vertreter in Winnepeg, erzählt, und er wurde ersucht, Nachfrage über die Wahrheit derselben zu halten. Da ihn die Sache sehr interessierte, veröffentlichte er Mr. F.'s Brief in den „Canadensaren“ und der „Manitoba Free Press“, und der Erfolg war der, daß die tatsächliche Wahrheit und jede Einzelheit, die von Walter erzählt worden war, ihre Bestätigung fand, und weiter, daß jemand

den Zeitungsbericht nach dem Lesen desselben zu Mrs. S. Strömberg, der Witwe, getragen hatte, die bekannte, daß sie ihren Angehörigen in Ström in Schweden geschrieben habe, doch da die nächste Postanstalt zwölf Meilen entfernt sei, sie nicht Zeit gehabt hätte, ihren Brief dahin zu bringen, da ihres Mannes Tod ihr so viel Arbeit hinterlassen hatte. Sie bekam einen solchen Schreck, als sie das Schreiben von Mr. F. in der Zeitung las, daß die arme Frau sich sogleich aufmachte, ihren Brief zur Post zu tragen.

Das sind in Kürze die Einzelheiten dieses Falles. Die ganze umfangreiche Korrespondenz, die das Herbeischaffen der Tatsachen bedingte, zusammen mit der Bestätigung all der Aussagen sind in dem Besitze von Mr. Fidler in Gothenburg, der sich der unendlich großen Mühe unterzog, diese Angelegenheit zu untersuchen.

Eine andere unerwartete Manifestation erregte in mir größeres Interesse als Sven Strömberg, dessen Name anfang mir unangenehm zu werden, da ich ihn so oft wiederholen hörte. Die überraschende Manifestation war Yolandes größtes Werk und in der Tat ihr letztes; denn nach demselben sagte sie uns Lebewohl und verließ uns, um, wie wir damals dachten, nicht wiederzukehren.

Kapitel XXIII.

Die „Goldlilie“ — Yolandes letztes Werk.

„Und nimm von ihnen 12 Stecken . . . und schreibe eines jeglichen Namen auf seinen Stecken. Des Morgens aber, da Mose in die Hütte des Zeugnisses ging, fand er den Stecken Aarons, des Hauses Levi, grünen und die Blüte aufgegangen und Mandeln tragen.“

4. Mos. Kap. 17, Vers 2 und 8.

Das letzte Werk Yolandes war eins der unerwarteten Ereignisse, die während der Askaf-Séancen, wie wir sie zu nennen uns angewöhnten, vorkamen. Obgleich reich an unvorhergesehenen Erfolgen, waren wir unfähig gewesen, den besonderen Zweck zu erreichen, für den diese Séancen abgehalten wurden, und ich fing an, zu befürchten, daß unsere Anstrengungen erfolglos sein würden. Die fortgesetzte Anspannung und andere Sorgen in geschäftlicher Beziehung begannen meinen Nerven fühlbar zu werden, und das Bewußtsein, daß dieses an und für sich ungünstig für den Erfolg sei, war ein beunruhigender Gedanke. Abgesehen davon ist es sehr schwer, Sorgen auf Kommando abzuwerfen, und obgleich ich darin mein möglichstes tat, konnte ich mich doch eines vollständigen Gelingens nicht rühmen.

Am Abend des 28. Juni 1890 versammelten wir uns in unserem gewohnten Séancezimmer. In Wirklichkeit war es der obere Vorjaal des Hauses, ein Raum in der Form des Achtecks, der von dem Dache aus durch ein geschmackvolles Glasfenster erhellt wurde, das wir so eingerichtet hatten, daß es ein abgedämpftes, mildes Licht gleich-

mäßig über alle Teile des Zimmers verbreitete. Die Bedingungen schienen in jeder Hinsicht so ungünstig wie nur möglich zu sein. Zunächst hatte ich mir durch einen unglücklichen Zufall meinen Arm verbrannt; beim Anzünden einer Hängelampe war ein Stück des Streichholzes auf mein Kleid gefallen, und der dünne Musselin stand augenblicklich in Flammen. Meine Arme waren bloß, und obgleich die Flamme schnell gelöscht wurde, hatte doch mein Arm schmerzende Brandwunden erhalten. Hierzu kam noch, daß ich den ganzen Tag an einem leichten, aber irritierenden Zahnschmerz gelitten hatte.

Diese kleinen Unbehaglichkeiten, zusammen mit dem heftigen Sturme, der das Haus bis auf seinen Grund erschütterte, versprachen nicht viel für den Erfolg unserer Séance. Wir schlugen vor, dieselbe bis auf den nächsten Tag zu verschieben, fanden aber, daß es den meisten unserer Freunde nicht paßte, da sie anderweitige Verbindlichkeiten hatten; und als wir die Angelegenheit Walter vortrugen, sagte er uns, daß Yolande besonders wünsche, wir möchten es an diesem Abend versuchen.

Nach diesem blieb uns keine Wahl, als unsere Plätze sogleich einzunehmen. Daß jeder zu ruhiger Sammlung gelangte, war keine leichte Sache; das Geräusch der Türen und Fenster, die in anderen Teilen des Hauses vom Winde hin und her geschlagen und von den verschiedenen Glasscheiben, die zerbrochen wurden, hatte einen höchst beunruhigenden und störenden Einfluß auf jedermanns Nerven und auf die meinen insbesondere. Der Sturm ließ im Verlaufe des Abends an Heftigkeit nach, aber nach Erfahrung urteilend, schien es mir ein hoffnungsloser Versuch, unter solchen Bedingungen unsere Sitzung fortzusetzen, und ich wollte sogleich vorschlagen, dieselbe aufzugeben, als ich einen Duft von Blumen bemerkte, der so zunahm, daß er beinahe überwältigend wurde. Ich liebe starke Wohlgerüche nicht; von diesem wurde mir beinahe übel durch seine Süßigkeit.

Walter gab uns eine Botschaft, in der er ersuchte, uns so still und ruhig wie möglich zu verhalten und daß niemand

mit mir sprechen solle; denn Yolande sei im Begriff, uns eine Blume zu bringen, die äußeren Bedingungen aber wären so ungünstig, daß wir alles tun müßten, um ihr zu helfen.

Was wir tun konnten, wurde getan, und die Tatsache, daß wir etwas zu erwarten hatten, half dazu, uns in eine bessere Stimmung zu versetzen. Wir hatten Sand, Wasser und einen Blumentopf in Bereitschaft, wie wir es gewohnt waren, obgleich dies alles während vieler Monate niemals verlangt worden war.

Der starke Duft wirkte so gewaltig auf mich, daß ich fast ersticke. Ich streckte meine Hand aus, erwartend, Blumen zu fühlen, aber da war nichts vorhanden. Sogleich nachher fiel etwas Großes, Schweres, Kaltes und Feuchtes gegen mich. Mein erster Gedanke war, daß es irgendein toter Körper oder feuchter Gegenstand sei, und dies verursachte mir eine so gräßliche Empfindung, daß ich beinahe ohnmächtig wurde. Ich hielt die Hand von Mr. Alfafos; da hatte ich das Gefühl, als ob ich eine Reihe von elektrischen Schlägen erhielt, die mich jede Berührung mit etwas anderem schmerzlich empfinden ließen. Jede einzelne Erschütterung verursachte, daß mir die Schweißtropfen aus allen Poren meiner Haut stürzten.

Der Schmerz meines verbrannten Armes verließ mich, auch das Zahnweh war vergessen, und merkwürdigerweise beobachtete jeder, daß Yolande ihren Arm hielt, als ob er verletzt sei, und daß sie, wenn sie zufällig berührt wurde, zusammenzuckte, als ob sie Schmerz empfinde. Ich fühlte mich sehr durstig und trank viel Wasser, aber das war nichts Außergewöhnliches während einer Séance. Was außerhalb der Vorgänge vorging, erfuhr ich nachher aus Mr. F.s Aufzeichnungen. Yolande hatte mit Hilfe von Mr. Alfafos Sand und Gartenerde in den Blumentopf geschüttet und diesen mit ihrem Schleier bedeckt, wie sie es in England in dem Falle mit der Wasserflasche getan hatte, als die *Ixora crocata* emporwuchs.

Die weiße Draperie sah man langsam, aber stetig in die Höhe steigen, sich ausbreitend, indem sie höher und höher wurde. Yolande stand dabei und handhabte die wie aus Sommerfäden gewebte Umhüllung, bis sie eine Höhe weit über ihren Kopf erreicht hatte; alsdann entfernte sie diese sorgfältig, und es zeigte sich eine hohe Pflanze, niedergebogen von einer Masse schwerer Blüten, die den starken, süßen Duft ausströmten, über den ich mich beklagt hatte.

Es wurden Aufzeichnungen über die Größe der Pflanze gemacht, und man fand, daß sie ungefähr sieben Fuß von der Wurzel bis zur Spitze hoch oder ungefähr ein und einhalb Fuß höher als ich selbst war. Sogar dann, wenn sie unter der Schwere der elf großen Blüten, die sie trug, sich beugte, erschien sie größer als ich. Die Blumen von vollendeter Schönheit maßen im Durchschnitt acht Zoll; fünf waren völlig aufgeblüht, drei öffneten eben ihre Blüten, und drei standen in Knospen, alle ohne Fehler oder Flecken und von Taupropfen feucht. Es war wunderbar schön, aber immer hat mir seit jenem Abende der Duft von Lilien ein Ohnmachtsgesühl verursacht.

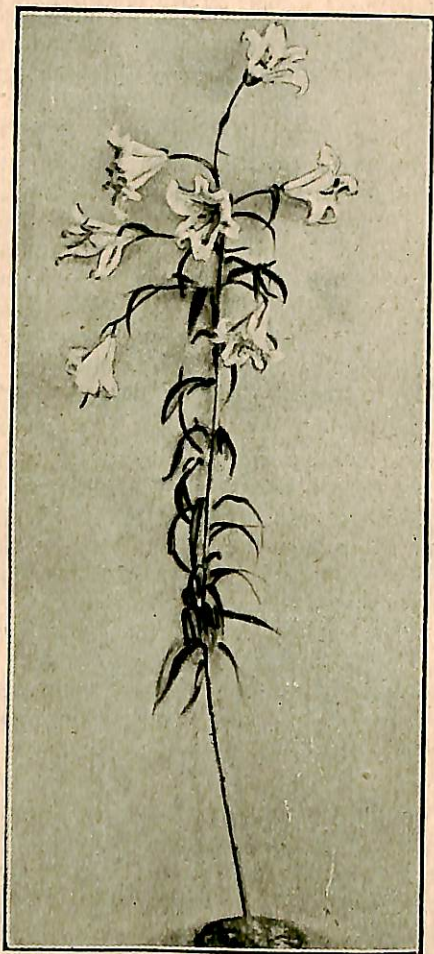
Yolande schien über ihren Erfolg sehr erfreut zu sein und sagte uns, daß, wenn wir die Lilie zu photographieren wünschten, wir es tun sollten, da sie dieselbe wieder fortnehmen müsse. Sie stand daneben, und Mr. Boutlerof photographierte die Lilie mit Yolande zweimal. Mr. B. sagte: „Es sind nicht sehr schöne Exemplare der photographischen Kunst!“ Aber da waren sie, und wenn man die jämmerlichen Bedingungen in Betracht zieht, unter denen sie zu entstehen hatten, ist es nur zu verwundern, daß sie überhaupt erlangt werden konnten. Das Photographieren geschah mit Hilfe des Magnesium-Blitzlichtes. Als dies vollendet war, wurden wir aufgefordert, uns vollständig ruhig abwartend zu verhalten, um Yolande zu ermöglichen, die Pflanze zu dematerialisieren. Wir versuchten dem Wunsche zu willfahren, aber unter den Verhältnissen war es kaum möglich, dem Vorgange gegenüber genügend gleichgiltig und vollständig

ruhig zu bleiben. Die Folge davon war, daß, nachdem wir bis Mitternacht gegessen hatten, Yolande uns verzweifelungs- voll sagte, sie könne die Pflanze nicht hinwegnehmen.

Walter schrieb: „Yolande hat die Pflanze nur unter der Bedingung erhalten, daß sie dieselbe zurückbringt. Sie findet, daß das Medium erschöpft ist und nichts mehr zu ertragen vermag. Ihr müßt die Blume im Dunkeln stehen lassen, bis Yolande wiederkommt und sie nehmen kann.“

Mr. Fidler und Mr. Boutlerof zusammen nahmen die Pflanze und trugen sie in einen dunklen Raum eines anstoßenden Zimmers, wo sie eingeschlossen blieb, während wir fernere Anweisungen erwarteten, wie wir in Bezug auf sie handeln sollten. Uns war gesagt worden, daß kein Licht darauf fallen dürfe, da dies Yolande die Schwierigkeit, sie hinwegzunehmen, vergrößern würde, aber die Neugier gewann die Oberhand über uns, und wir brachten den Blumenstock eines Morgens in den Salon und photographierten ihn viermal in verschiedenen Stellungen, so daß, obgleich wir die wunderbar gewachsene Pflanze selbst nicht behalten durften, wir doch den besten Beweis davon haben, daß dieselbe in absoluter und unwidersprechlicher Wirklichkeit existiert hat.

Wir tat Yolande sehr leid, denn sie schien über das Schicksal der großen Lilie sehr beunruhigt zu sein, die sichtlich zu leiden anfang. Ich glaube, Yolande hatte drei Versuche gemacht, sie fortzunehmen, ehe es ihr gelang, und der letzte geschah am 5. Juli — acht Tage später, nachdem die Pflanze in unserer Mitte aufwuchs — wo sie ebenso geheimnisvoll verschwand, wie sie gekommen war. Alles, was wir wußten, war das: die Pflanze stand abends 9 Uhr 23 Minuten in unserer Mitte, und 9 Uhr 30 Minuten war sie fort; nicht ein Fäserchen verblieb, um zu zeigen, daß sie jemals existiert hatte, außer den Photographien, die wir aufgenommen, und einigen abgefallenen Blumen. Die Erde war aus dem Blumentopfe, in dem sie während acht Tagen gestanden hatte, herausgenommen worden, aber kein Zeichen der



Die Goldene Lilie, hervorgerufen in einer Séance am 28. Juni 1890.
Sie wurde eine Woche behalten, während welcher Zeit 6 Photographien aufgenommen
wurden, nach welcher Zeit sie sich auflöste und verschwand.



Die Goldene Lilie und das Medium.
Die aufrechtstehende Pflanze maß 7 Fuß. Wenn sie
so gebogen war, wie oben zu sehen, war ihre Höhe
ungefähr 6 Fuß.

Pflanze war zurückgeblieben. Mehrere unseres Kreises behaupteten, daß die Pflanze in einem Augenblicke verschwunden sei. Der Duft schien auf einen Moment das Zimmer fast überwältigend zu erfüllen und war dann auf einmal verflogen. Über den genauen Zeitpunkt, in dem die Lilie verschwand, konnte man sich nicht einigen, noch über die Art und Weise ihres Verschwindens, aber fort war sie.

Während der Woche, in der die Lilie sich in unserem Besitze befand, hatten wir mehrere Unterhaltungen mit Walter, die sich auf die Blume bezogen. Wir wünschten die Erlaubnis zu erhalten, ehe wir die Verantwortung auf uns selbst nahmen, diese zu photographieren und baten Walter, uns zu helfen, dieselbe zu erlangen. Wir fragten zunächst: „Was soll mit *Lilium auratum* geschehen?“

„Ja, das ist mehr, als ich weiß. Yolande ist besorgt darum und möchte heute Abend wieder versuchen, die Lilie hinwegzunehmen.“

„Können wir sie nicht bezahlen und behalten?“

„Das könntet ihr, wenn ihr wüßtet, woher sie gekommen ist. Aber Yolande weiß dies selbst nicht zu sagen. Auf alle Fälle soll die Pflanze fort, wenn Yolande es bewerkstelligen kann; vermag sie es nicht, dann muß die Blume hier bleiben.“

„Worin besteht die absolute Notwendigkeit, sie zurückzunehmen?“

„Habt ihr nicht soviel aus eurem Katechismus gelernt? Ihr wurde gesagt, nicht Dinge zu nehmen, die ihr nicht gehören. Es nützt nichts, mit einem weiblichen Wesen die Gründe zu erörtern, die maßgebend für seine Entschlüsse sind. Yolande sagt: Die Lilie hat zu gehen, und daher wird sie wohl auch gehen müssen.“

„Dürfen wir die Pflanze herausnehmen, sie anschauen und ihre Maße aufzeichnen?“

„Ich weiß es nicht. Yolande gab Befehl, daß die Lilie nicht dem Lichte ausgesetzt sein soll.“

„Wir haben sie begossen.“

„Tut weiter nichts, sonst tadelt sie mich!“

„Bitte, uns eine Erklärung zu geben, auf welche Weise die Blume gebracht wurde!“

„Ich kann es nicht; ich weiß nur, daß sie am vorigen Abende vor euch hier war, bereit, zusammengesetzt zu werden, wenigstens eine Stunde zuvor, ehe ihr sie gesehen habt.“

„Ist damit gemeint, daß die Lilie hier war, ehe wir zur Séance kamen?“

„Ehe irgend jemand zur Séance kam. Yolande teilte mir mit, daß sie dieselbe in Bereitschaft habe und besorgt sei, die ungünstigen Bedingungen würden sie verhindern, die Blume zu materialisieren.“

Ein anderer merkwürdiger kleiner Umstand in bezug auf die Lilie war der, daß Yolande, da sie nicht fähig war, uns zu erzählen, woher sie die Pflanze habe, uns mitteilte, sie wolle es uns auf andere Weise wissen lassen. An dem Abende, an dem die Lilie verschwand, fand sich vor dem Verschwinden ein Stück graues Zeug am Stengel derselben vor; der Stengel ging tatsächlich durch ein Loch in der Mitte des Stoffes. Wie das Stück Zeug dahin gekommen, war ein Geheimnis wie alles übrige. Es war nicht vorhanden, als wir die Pflanze bei Tageslicht photographierten. Doch allem Anscheine nach war es dort eingewachsen und konnte nicht entfernt werden. Yolande jedoch unterwies Mr. Alfakof, es von dem Stengel abzuführen, was er tat; da war kein Riß darin, nichts als das runde Loch, durch das der Stengel hindurchgegangen war. Sie sagte uns, daß sie den Stoff aus demselben Land bekommen habe, wo die Blume gewachsen sei. Bei der Untersuchung des grauen Stück Zeugens ergab sich, daß es ein Stück Mumienleinwand war, noch aromatisch von den Wohlgerüchen der beim Einbalsamieren gebrauchten Spezereien.

Dies führte uns zu der Mutmaßung, daß die Pflanze aus Ägypten gebracht wurde. Einige Zeit vorher hatte Mr. Dyley an Mr. F. ein Stück Mumienzeug aus einem

der Königsgräber in den Pyramiden gegeben. Mit den Stoffen verglichen, die für das Einbalsamieren weniger wichtiger Persönlichkeiten gebraucht wurden, hielt man diesen für einen von besonders feiner Webart. Es enthielt 1008 Maschen im Quadrat von einem Zoll, während man bei dem der Lise 2584 Maschen im Geviert eines Zolles zählte.

Kapitel XXIV.

Werde ich „Anna“ sein oder „Anna“ ich?

Nach diesen Experimenten sanken auf einige Zeit meine Kräfte auf einen sehr niedrigen Grad, und nach ein- oder zweimaligen vergeblichen Versuchen, schriftliche Mitteilungen oder einfache Manifestationen zu erlangen, gab ich es auf und widmete meine ganze Aufmerksamkeit der täglichen Arbeit und der Malerei, die ich mit vermehrter Freude wieder aufnahm, da einige meiner Werke mit einem ersten Preise auf einem Kunstwettbewerb ausgezeichnet worden waren und eine oder zwei meiner schwedischen Landschaften zu solch hohen Preisen verkauft wurden, daß diese mir große Hoffnung für die Zukunft gaben.

Ich widmete mich ein Jahr lang ernstlichem Studium und beabsichtigte im folgenden Sommer zum Zwecke des Skizzierens eine lange Ferienzeit in Norwegen zu nehmen. Der Verkauf eines oder zweier Bilder machte mich zum stolzen Besitzer von genügenden Mitteln für eine größere Reise, und ich trat diese an mit dem Entschlusse, mich rückhaltlos freudigem Genießen hinzugeben.

Ich liebe es sehr, dieses „Land der Mitternachts-sonne“, mit seinem strahlenden Himmel, mit seinen Fjelds und Fjords, mit seinen wilden, zerklüfteten Berglandschaften, seinen Überresten von den Stätten der Anbetung der alten Götter, seinen Geistergeschichten und seinem Aberglauben, das Land von Odin, von Thor und den Walküren, die auf die Seelen der in der Schlacht gefallenen Helden warteten, um sie hinüber nach Valhalla zu tragen. Ich liebe das Volk dieses

Landes, die festen und tapferen Scandinavier mit ihrer freien Unabhängigkeit des Gedankens, mit ihrer ehrlichen Gradheit und Einfachheit der Sprache und ihrer ritterlichen Verteidigung von dem, was sie für recht erachten. Selbst ehrlich und aufrichtig, erwarten sie von anderen, ebenso zu sein, nicht nur aufrichtig in der That, sondern auch in Gedanken. Sie weisen keine Pflicht von sich, weil sie unangenehm ist oder ihre Beweggründe mißverstanden werden können, und was sie unternehmen, setzen sie mit Energie durch, sei es die Erforschung des Spiritualismus oder eine Reise nach dem Nordpol.

Um einigen dieser guten Freunde beizustehen, ließ ich mich bewegen, die Experimente der Materialisation wieder aufzunehmen, dieses Mal in einem mehr studierenden und kritisierenden Geiste als zuvor. Ich fühlte, daß ich trotz meiner Erfahrung in diesen Phänomenen ebensoweit entfernt war, sie zu verstehen, als die, die noch das Studium derselben anzufangen hatten. Ich hatte viel über Séancen mit anderen Medien gelesen und war stolz auf die Tatsache, daß unter allen Umständen ich mein Bewußtsein behalten hatte und nicht wie sie „entranced“ und bewußtlos wurde. Dennoch konnte ich nicht finden, daß meine Sinne mir von großem Nutzen gewesen wären, mich zu befähigen, den modus operandi der Manifestationen zu verstehen. Diesen Leuten gegenüber fühlte ich, daß sie mir in mancher Hinsicht helfen würden. Sie schienen vor allen Dingen mehr von der Theorie und Philosophie zu wissen als ich. Sie beachtetten Dinge und machten Bemerkungen darüber, die entweder meiner Beobachtung entgangen oder die ich nicht als wichtig betrachtet hatte. So fing ich gewissermaßen ein neues Studium an.

Gleich am Anfang beschloß ich, nicht wieder hinter den Vorhängen zu sitzen, mochten wir nun irgendwelche Manifestationen erhalten oder nicht. Ich verlangte meine Augen ebensogut wie meine Ohren zu gebrauchen. Wenn ein Kabinett unbedingt notwendig war, wie man uns so oft gesagt hatte,

gut, dann sollte auch ein Kabinett da sein, aber ich wollte außerhalb desselben sitzen.

Dieser Entschluß machte die Arbeit zu einer ziemlich bergangehenden, und zuerst war es anscheinend nutzlos, sie weiter fortzusetzen, da die Notwendigkeit der Dunkelheit es beinahe unmöglich machte, die Gestalten zu sehen, wenn sie nun erschienen. Aber dies wurde besser, als wir mit den Séancen fortfuhren, und zuletzt glaubte ich, auf dem rechten Wege zu sein, um zu lernen. Ich konnte beobachten, was vorging und war nicht von meinen Ohren allein abhängig, Kenntnis von dem zu erhalten, was sich zutrug. Trotzdem war ich dem noch nicht näher gekommen, wirklich herauszufinden, wie diese Dinge sich ereigneten. Ich sah, daß sie geschahen, ich sah die Erfolge, aber das Wie und Warum blieb ein undurchdringliches Geheimnis.

Es war in einer dieser Séancen in Christiania, daß ein Teilnehmer ein Stück von der Gewandung „entnahm“, die eine der Geistergestalten bekleidete. Späterhin entdeckte ich, daß ein großes, viereckiges Stück Stoff an meinem Kleiderrock fehlte, teilweise herausgeschnitten, teilweise herausgerissen. Mein Kleid bestand aus schwerem, dunklem, wollenem Stoff. Das „entnommene“ Stück der Umhüllung erwies sich als von derselben Form wie das an meinem Rock fehlende, aber mehrmals größer und von weißer Farbe, das Gewebe fein und dünn wie aus Sommerfäden hergestellt.

Etwas Ähnliches war früher einmal in England vorgekommen, als jemand die kleine Minia um ein Stück ihrer überreichen Gewandung ersuchte. Sie willigte ein, aber wie es schien, ungern, und der Grund ihrer Abgeneigtheit wurde erklärt, als ich nach der Séance ein Loch in meinem neuen Kleide fand, das ich zum ersten Male angezogen hatte. Da dies beinahe schwarz war, schrieb ich diesen kleinen Unfall mehr einem Mißgeschick von Seiten Minias zu, als irgend-einer psychologischen Ursache. Nun, da es ein zweites Mal geschah, fing ich an zu verstehen, daß es kein Zufall war und daß mein Kleid oder die Kleidung der Personen in der

Séance die Grundlage oder die Vorräte bildeten, aus denen die blendenden Gewänder der Geistergestalten gezogen wurden. Dieselbe Sache ist ein- oder zweimal vorgefallen, aber wenn der Geist bereitwillig gegeben oder selbst das Stück von seiner Gewandung abgeschnitten hatte, entging mein Kleid der Verstümmelung.

Die Experimente, die ich mit meinen guten Freunden unter diesen neuen Bedingungen vornahm, waren von außerordentlichem Interesse für mich und gaben mir viel Stoff zum Nachdenken. Es beschlich mich fast ein Gefühl von Unbefriedigtsein in Hinsicht auf diese materialisierten Gestalten. Ich konnte mein eigenes Empfinden in bezug darauf nicht analysieren; aber ein unbestimmtes Gefühl von Zweifel, das noch nicht die Form eines Gedankens angenommen hatte, fing an mich zu quälen. Ich wußte kaum, wie es entstanden war oder woher es kam, doch ich konnte nicht davon loskommen — es verfolgte mich fortgesetzt.

Nun, da ich gewissermaßen ein Glied des Kreises geworden war, anstatt die isolierte Stellung in dem Innern des Kabinetts einzunehmen, wie ich es zuvor getan, hatte ich einen doppelten Standpunkt der Beobachtung, insofern als ich von dem Standpunkte eines gewöhnlichen Teilnehmers des Kreises sehen und zur selben Zeit meine eigenen Empfindungen überwachen und von dem Standpunkte des Mediums beobachten konnte. Die Tatsachen, unter diesen Verhältnissen gelernt, waren für mich sehr wertvoll.

Bei Gelegenheit der letzten Séance, ehe ich meine Reise, zum Zwecke des Skizzierens unternommen, fortsetzte, war es mir möglich, in meinem Diarium das Ganze meiner Gedanken, Eindrücke und Gefühle wiederzugeben, und da es eine ziemlich gute Illustration von dem ist, was ein Medium während einer Materialisations-Séance empfindet, wenn es sich irgend etwas bewußt ist, so berichte ich es genau so, wie ich es damals in meinem Tagebuche niedergeschrieben habe:

„Wir erreichen Christiania bei guter Zeit und nehmen eine Tasse Tee ein, ehe wir uns in des Séancezimmer begeben.

Meine Stimmung sinkt bis unter Null, und meine Nervosität steigert sich, je näher die Zeit der Séance heranrückt.

„Du siehst nicht sehr beglückt aus,“ bemerkt Janey.

„Ich fühle mich auch nicht so“, erwidere ich, obgleich ich mir sofort Vorwürfe darüber mache, wenn ich daran denke, wie viel Mühe sich alle gegeben haben, mein Wohlbefinden und den Erfolg der bevorstehenden Séance zu sichern, und ich suche etwas weniger wie ein Märtyrer auszufehen, indem ich meinen Tee trinke und den Bemerkungen über die Vorkehrungen für den Abend zuhöre.

Als wir das Séancezimmer erreichen, werde ich von mehreren alten Bekannten begrüßt, und ich sehe, daß die zwei kleinen Kinder wieder da sind mit einem andern kleinen Jungen, dem Sohne von Mr. Pettersson, dem Medium.

Ich fühle mich ein gutes Teil getröstet durch den Anblick der Kinder. Es sind liebe kleine Wesen. Sie bringen ihre Schemel und setzen sich, als wäre es selbstverständlich, zu beiden Seiten von mir nieder, sie plappern miteinander und mit mir wie ein Paar kleine Elstern.

Das Gas ist heruntergedreht, zur Genüge Licht lassend, um jeden Gegenstand im Zimmer zu sehen, und ich kann die Zeit an der nicht sehr deutlichen Uhr an dem entfernten Ende erkennen. Es kommt mir zu hell vor; aber es ist nicht nötig, eine Veränderung anzuraten, bis es sich nicht unbedingt als eine Notwendigkeit herausstellt. Jemand gibt mir zwei Paketchen Konfekt; aber wie gewöhnlich kann ich es während einer Séance nicht vertragen, irgend etwas zu übernehmen, wofür ich zu sorgen habe. Sogar die Sorge für diese zwei Pakete ist zuviel. Darum übergebe ich sie mit meinen Handschuhen zusammen meinem nächsten Nachbar.

Der kleine Jonte erhält ein Paket mit der Weisung, etwas von dessen Inhalte seinem kleinen in die Geisterwelt eingegangenen Bruder Gustav zu geben, wenn er kommen sollte.

Mich von meinen Belastungen befreiend, gelange ich zu ruhigem, stillem Sitzen und erfasse eine Hand von jedem der

beiden Kinder. Es fällt mir jedoch ein, daß ich vielleicht, indem ich dies tue, in irgendwelcher Weise die Kraft der beiden Kinder in Anspruch nehme; daher lasse ich ihre Hände los, denn die kleinen Wesen brauchen alle Kraft, die sie besitzen, selbst.

Wir sitzen einige Zeit, ohne daß sich irgend etwas ereignet, obgleich sich entschieden im Innern des Kabinetts hinter mir etwas bewegt. Wir können den guten Gesang schätzen, der dazu dient, um die Aufmerksamkeit von dem Kabinett abzulenken und das Interesse während der langen Zeit des Wartens in uns wach zu erhalten.

Das Licht wird heruntergeschraubt, und augenblicklich kommt eine Gestalt mit solcher Plötzlichkeit hinter den Vorhängen hervor, daß jedermann erschrickt.

Dieser Gestalt folgt eine kleinere, die um mich herumgeht und zu dem kleinen Fonte kommt, der seinem Brüderchen aus der Geisterwelt sogleich das Paketchen Süßigkeiten überreicht, indem er sagt: „Das ist für dich, lieber kleiner Gustav.“

Die kleine weiße Figur kommt zurück, das Paket haltend, und öffnet eifrig mit schnellen Fingern das Papier, reicht es der kleinen Maja hin, die etwas von dem Inhalte nimmt; dann schüttet der kleine Geist etwas davon auf meinen Schoß und schiebt dies zu Fonte hin, der mit verlangenden Blicken auf seinen Anteil wartet.

„Ist es dein Bruder, Fonte? Ist es Gustav?“ ruft eine Stimme aus einer kleinen Entfernung. „Sage mir, ist es Gustav?“

„Ja, es ist Gustav,“ antwortete Fonte mit einem Mund voll von Schokoladenbonbons.

„Geh, kleiner Gustav,“ fährt er fort, „zu Mama und gib ihr auch davon. Komm, ich werde dich hinführen. Du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich werde auf dich achten.“

Aber Gustav geht ohne Hilfe und schüttet den Rest von dem Inhalte des Paketes auf den Schoß seiner Mutter, streichelt ihr Gesicht mit seinen winzigen Händen und zieht

sich zurück auf seinen früheren Platz neben seinem Bruder und seiner Schwester.

„Geh zu Papa, kleiner Gustav, geh, mein Kleiner, er wünscht dich zu sehen,“ bittet die Mutter, die sehr bewegt zu sein scheint. Aber Gustav achtet nicht auf ihre Worte; er bleibt einige wenige Minuten länger bei den Kindern, dann schmilzt er langsam in der Luft hinweg und ist fort.

Während dieser Zeit erscheint mehrmals eine andere Gestalt zu meiner Linken, ohne daß es ihr gelingt, vollständig aus dem Kabinett herauszukommen, eine hohe, vollkommen entwickelte Gestalt, die jetzt mit schnellen Schritten bis in die Mitte des Kreises geht und dort von Mr. Lund begrüßt wird, der von seinem Platze aufsteht, um ihr entgegenzugehen.

Ich weiß nicht, wer es ist, vergesse auch, nachher danach zu fragen.

Diese Figur verursacht einiges Erstaunen in dem Kreise; denn bisher boten die Gestalten einen Anblick von einer Art eingehüllter Erscheinungen und hatten ein scheues, zurückschreckendes Benehmen, aber diese hier wandelt umher, als ob sie uns durch ihr Kommen in unsere Mitte eine Gunst erweise. Sie segt bei mir vorbei, als ob ich nicht existiere, und ich fühle mich auch deshalb durch sie ein wenig gedrückt. Eine Minute vorher war ich anscheinend die wichtigste Persönlichkeit in dem Zimmer, nun bin ich ein „Nichts“. Ich bin ziemlich neugierig über das Aussehen dieser stattlichen Persönlichkeit, aber sie kehrt mir ihren Rücken zu, und ich kann nur nach der Figur urteilen, daß sie sehr groß zu sein scheint, und ich bemerke, wie sie neben Mr. Lund steht, daß sie nicht viel kleiner ist als er. Sie geht zurück in derselben würdevollen Art, wie sie gekommen ist. Ich bin sehr geneigt, sie daran zu erinnern, daß sie mir eigentlich dankbar sein und mir, die ich hier sitze, einige Beachtung schenken sollte, statt an mir in so unzeremonieller Weise vorbeizurufen; aber nun ist sie fort, und ich habe nicht den Mut gefunden, mich geltend zu machen. Ich fühle

mich merkwürdig schwach und kraftlos und kann nur empfinden; die Kraft, zu handeln, fehlt mir.

Nun kommt eine andere Gestalt, kleiner, schlanker und mit ausgestreckten Armen. Am entfernten Ende des Kreises steht jemand auf und kommt ihr entgegen und die beiden liegen sich in den Armen; dann hört man unbestimmte Rufe, wie „Anna!“ „O Anna!“ „Mein Kind!“ „Mein geliebtes Kind!“

Als bald steht jemand anders auf und schlingt die Arme ebenfalls um diese Gestalt; es mischen sich Schluchzen, Ausrufe und Segenswünsche ineinander. Ich fühle meinen Körper hin und her schwanken und alles wird dunkel vor meinen Augen. Ich fühle jemandes Arme um mich, obgleich ich allein auf meinem Stuhle sitze. Ich fühle jemandes Herz gegen meine Brust schlagen. Ich fühle, daß etwas vorgeht. Niemand ist mir nahe außer den beiden Kindern. Niemand beachtet mich. Aller Augen und Gedanken scheinen auf die weiße, schlanke Figur konzentriert zu sein, die dort steht, umschlungen von den Armen der beiden schwarz gekleideten Frauen.

Es muß mein eigenes Herz sein, das ich so deutlich schlagen fühle. Doch diese Arme um mich?! Sicherlich empfand ich niemals eine Berührung so deutlich wie diese. Ich fange an, mich zu fragen, welche von beiden ich bin. Bin ich die weiße Gestalt oder bin ich die, die auf dem Stuhle sitzt? Sind es meine Hände, die sich um den Hals der alten Dame schlingen, oder sind diese meine, die auf meinen Knien vor mir liegen, oder ruhen sie auf dem Schoße der Gestalt, wenn ich es nicht bin, die auf dem Stuhle sitzt?

Sicherlich sind es meine Lippen, die geküßt werden. Es ist mein Gesicht, das von Tränen naß ist, die diese guten Frauen so reichlich vergießen. Doch wie kann dies sein? Es ist ein schreckliches Gefühl, also den Halt seiner Persönlichkeit zu verlieren. Ich verlange danach, eine dieser Hände auszustrecken, die so hilflos daliegen, und jemand zu

berühren, nur um zu wissen, ob ich ich selbst bin oder nur ein Traum — ob „Anna“ ich ist und ich gewissermaßen in ihre Person verloren bin.

Ich fühle die zitternden Arme der alten Dame, die Küsse, die Tränen, die Segenswünsche und Liebesfungen der Schwester, und ich frage mich in einer qualvollen Erwartung und Verwirrung: Wie lange kann das dauern? Wie lange wird es zwei von uns geben? Welche werde ich am Ende sein? Werde ich „Anna“ oder wird „Anna“ ich sein?

Dann fühle ich zwei kleine Händchen in meine erschlafte Hände schlüpfen, und sie geben mir sozusagen einen neuen Halt über mich selbst, und mit einem Gefühle des Entzückens finde ich, daß ich ich selbst bin und daß der kleine Fante, müde von dem Verborgensein hinter den drei Gestalten, sich einsam vorkommt und meine Hände ergreift, um Gesellschaft und Trost zu finden.

Wie bin ich erfreut über eine Berührung, selbst von der Hand eines Kindes! Meine Zweifel über das „Wer ich bin?“ und „Wo ich bin?“ sind hinweg. Während ich also empfinde, verschwindet die weiße Figur von „Anna“ in dem Kabinett, und die beiden Damen kehren zurück zu ihren Plätzen, aufgeregt und tränenvoll, aber von Glück überwältigt.

Es war noch vielmehr, was diesen Abend geschehen sollte, aber ich fühlte mich gewissermaßen schwach und gleichgültig gegen alles um mich her und nicht geneigt, mich für das, was vorkam, zu interessieren. Merkwürdige und beachtenswerte Vorgänge fanden statt, aber für den Augenblick schien mein Leben aus mir herausgezogen zu sein, und ich sehnte mich nach Einsamkeit und Ruhe. Ich wünschte dringend, entfernt von irgendwelcher Stadt auszuruhen, und sobald die Séance vorüber war, weilten meine Gedanken auf der langersehnten Ferienreise. Ich erholte mich bald, und in einigen Tagen reiste ich in die Berge.

Die Erinnerung an die sonderbaren Empfindungen, die mich während des Sehens von „Anna“ und ihren Freunden

überwältigt hatten, quälte mich aufs grausamste. Vergeblich versuchte ich, meinen eigenen Gedanken zu entfliehen und meine Aufmerksamkeit den herrlichen Landschaften, von denen ich umgeben war, zuzuwenden. Die Erinnerungen an jene Séance verfolgten mich, drängten sich mir auf, bis ich in einer Art Selbstverteidigung genötigt wurde, stille zu stehen und dieselben zu prüfen, während sie sich mir vorstellten. Gedanken über unbegreifliche Ereignisse, die schon lange beiseite gelegt worden waren, stiegen nun wieder aufs neue auf und verlangten Aufklärung. Die Erinnerungen vom Ergreifen Yolandes und von vielen Vorkommnissen, die vielleicht der Aufmerksamkeit von jedem anderen außer mir entgangen waren, standen in erschreckenden Reihen vor mir, und ich fühlte, daß ich nicht weiter gehen könne, ehe diese Dinge aufgeklärt seien.

Kapitel XXV.

Aus Dunkelheit zum Licht!

„Dort auf dem dunklen Totenmeer
Von fern die Ewigkeit strahlt her,
Ein rätselhaft bewölkttes Bild,
Mit Schattengestalten angefüllt,
Längst tot, wir kennen sie nicht mehr.“

Longfellow.

Während einiger Monate nach meinen Erfahrungen in Norwegen quälte ich mich mit Mutmaßungen hinsichtlich spiritualistischer Phänomene, und einige Werke, die ich gelesen hatte, erhielten den Gegenstand in meinem Gedächtnis lebendig. Oftmals überblickte ich in Gedanken all die unaufgeklärten Vorkommnisse, all die Argumente, die für und wider den Ursprung der Geistermanifestationen herbeigebracht wurden, und wog sie in der Waagschale mit meinen Erfahrungen als Gegengewicht.

Daß die Manifestationen echt waren, daran konnte nicht gezweifelt werden; aber woher kamen sie? Dies war die Frage, die Antwort verlangte.

Waren die materialisierten Gestalten, an denen ich soviel Interesse genommen hatte, mein „transzendentes Selbstbewußtsein“, das unabhängig von meinem Willen handelte, oder konnte es möglich sein, daß es der alte, langgefürchtete Feind der Menschheit, der Teufel, war, der uns zu täuschen suchte, indem er das Gewand von langverlorenen Freunden annahm, um uns in einen Abgrund von Ungerechtigkeit und Betrug zu stürzen? Hatte ich all die Jahre ihm gedient und

andere in das Unrecht hin eingeführt? War mein Leben eine Reihe von Fehlern gewesen? Würden jene, deren Augen ich für die lebendigen Tatsachen zu öffnen versuchte, mir fluchen, weil ich sie von dem rechten Pfade abgeführt hatte?

Der Gedanke war ein furchtbarer und mir immer gegenwärtig, aber ich fürchtete mich, die Wahrheit zu erfahren. Ich hatte nicht Mut genug, derselben ins Angesicht zu schauen, wenn das die Wahrheit sein sollte. Besser Ungewißheit, als Bestätigung dieser Furcht.

Ich erinnerte mich des Glaubens meiner Kindheit und Jugendzeit, des Glaubens an die große Güte Gottes, erinnerte mich, wie ich fühlte, als die Hilfe, die ich erbat und die allen denen, die glauben, zugesagt ist, nicht kam; wie ich da fühlte, daß ich meine Hoffnung auf Sand gebaut und keinen festen Grund hatte, auf dem ich das zertrümmerte Gebäude wieder aufrichten konnte; und nun war auch dieses fehlgeschlagen. Hier wiederholte sich dieselbe traurige Erfahrung, ich fand nirgends festen Boden für meine Füße. Das Leben war des Hassens wert und der Tod das furchtbare Ende eines nichtszagenden Daseins voller Prüfungen und Leiden.

Ich konnte verstehen, wie es kam, daß ein Medium widerrief und bekannte, daß spiritualistische Manifestationen nur eine schreckliche Komödie und ein elender Betrug seien. Wenn meine Zweifel und Befürchtungen sich bestätigten, war nur ein einziger ehrlicher Weg auch für mich offen, und ich mußte tun, was andere vor mir getan hatten. Dies würde schlimmer als der Tod sein, deshalb wollte ich warten; ich wollte die Wahrheit wissen, ich wollte die schrecklichen Zweifel lösen, koste es, was es wolle. Sollte ich getäuscht worden sein und andere getäuscht haben, dann wollte ich nicht sterben, bis ich nicht mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen, versucht hatte, das bewirkte Unrecht wieder ungeschehen zu machen.

Dieser Entschluß, einmal gefaßt, war wenigstens etwas, wofür ich leben konnte, und ich fing sogleich an, Pläne zu entwerfen, um Experimente auszuführen. Ich wollte die Tat-

sache ignorieren, daß ich ein Medium sei; ich wollte so handeln, als ob man meiner Persönlichkeit Mißtrauen entgegenbringen müsse, ich wollte mir selbst nicht trauen. Experimente sollten ausgeführt werden, um zu zeigen, welcher Teil auf mich in der Hervorbringung dieser Manifestationen kam; ich wollte weder meinen Gedanken und Gefühlen trauen, noch meinen eigenen Sinnen. Wenn ich irgendwelchen Anteil in der Darstellung der Geistergestalten hatte, so verlangte ich es zu wissen.

Ich war immer der Ansicht gewesen, daß ich weder bewußt noch unbewußt irgendwie teilnahm in deren Darstellung, außer in der Hergabe meiner Kräfte; denn da ich niemals das Bewußtsein verlor, so konnte es nicht anders sein. Doch der Teufel hat viele Mittel und Wege, und er kann mich vielleicht denken machen, daß ich niemals meine Kräfte des Verstandes verloren habe; so disputierte ich hin und her mit mir selbst.

Nachdem ich mich entschlossen hatte, das zu lösen, was mir eine wichtige Lebensfrage schien, fühlte ich meinen Mut zurückkehren, und anstatt zu wünschen, daß mein Leben bald beendet sein möge, damit ich Ruhe oder wenigstens Frieden im Grabe fände, begann ich zu fürchten, daß der Tod kommen könnte, bevor ich meine Aufgabe vollendet habe, und ich verlangte danach, ans Werk zu gehen.

Ein Anfall von Krankheit, wohl durch die aufreibende Sorge verursacht, zusammen mit einer zufälligen Erkältung hob die Möglichkeit aller Experimente auf, und als der Arzt bezüglich meiner endlichen Genesung Zweifel aussprach, empfand ich ein Gefühl von Erleichterung, daß ich durch den Tod zugleich der Arbeit wie der Demütigung entgehen könne und fühlte eine Art Triumph in dem Gedanken, daß ich dann gegen meinen Willen verhindert sei, meinen Entschluß auszuführen. Ich rechnete mir die Selbstaufopferung, die ich beschlossen hatte, zum Lobe an, aber frohlockte im Innern, daß der Tod die Angelegenheit in seine eigenen Hände nehmen und die Frage zum Abschluß bringen werde, ohne meine

Wünsche zu beachten, und daß ich dann frei sein würde. Dann wären wenigstens die Zweifel, soweit sie mich selbst betrafen, zu Ende. Ich würde wissen, ob Geisterverkehr, Geistermitteilungen und Manifestationen wahr seien. Wenn sie es nicht wären, dann würde mir die Demütigung, zu bekennen, daß ich Unrecht getan habe, erspart bleiben. Aber sollten sie dennoch wahr sein, und wenn aus irrendwelchem Grunde ich nicht zurückkehren könnte, um die Wahrheit zu verkünden, nun, dann würde ich nichts zu bekennen haben. Jedenfalls würde ich der Aufgabe, die ich mir selbst gestellt hatte, entrinnen und könnte dann anderen überlassen, es für sich selbst herauszufinden.

Nun kam der Gedanke, daß diese Art zu folgern selbstsüchtig und feige sei. Wenn ich andere irreführt hatte, mußte ich alles daran setzen, zu versuchen, das Unheil wieder gutzumachen. Starb ich, so verlor ich die Gelegenheit hierzu. Froh zu sein, zu sterben, um einer selbstauferlegten Aufgabe auszuweichen, war schwach und unwürdig. Ich hatte kein Recht, die Arbeit der Wiederherstellung anderen zu überlassen. Nein! Ich mußte das Werk selbst tun und die Wahrheit oder Unwahrheit dieses wichtigen Gegenstandes beweisen. Ob wahr oder unwahr, ich durfte nicht davor zurückschrecken, dasselbe bekanntzumachen.

Ich fing an, mich zu erholen. Ich mußte gesund werden. Ich konnte nichts tun, während ich krank war, und verlor wertvolle Zeit. Ich mißgönnte es den Stunden und Tagen, wie sie vorbeieilten, ohne daß ich fähig war, meinen gewohnten Pflichten nachzukommen.

Es war ein Sonntagmorgen, ein heller Sommertag. Ich hatte mich mit einem Buche in der Hand auf mein Sofa geworfen; aber meine Gedanken waren mit Plänen über die praktische Ausführung von Beweisen (tests) beschäftigt, so daß ich dem Inhalte des Buches nicht viel Aufmerksamkeit schenkte. Ich hatte ein merkwürdiges, ohnmächtiges Gefühl, ein Empfinden des Sinkens, und die gedruckten Seiten, die ich zu studieren versuchte, wurden sonderbar undeutlich. Sollte

ich ohnmächtig werden? Alles wurde dunkel vor meinen Augen, und ich glaubte sicher, daß ich wieder krank werden würde. Ich wollte jemanden rufen, aber erinnerte mich, daß niemand auf dieser Seite des Hauses anwesend war.

Das Ohnmachtsgefühl verging beinahe augenblicklich, und ich war froh, niemand deshalb gestört zu haben. Ich blickte auf mein Buch; sonderbar, wie weit entfernt und undeutlich es erschien! Ich hatte mich vom Sofa fortbewegt, aber jemand anderes war dort und hielt das Buch. Wer konnte das sein? Wie wunderbar leicht und stark fühlte ich mich! Das Gefühl der Ohnmacht war vergangen, und an seine Stelle hatte sich ein erstaunliches Empfinden von Gesundheit, Stärke und Kraft eingestellt, das ich nie zuvor gekannt.

Das Leben erwachte in mir frühlingsfrisch, fast übersäumend meine Adern durchfließend wie elektrische Ströme. Jeder Teil meines Körpers erglühte in neuer Kraft und einem Gefühle von vollkommen unbefränkter Freiheit. Zum ersten Male wußte ich, was es heißt, zu leben.

Wie merkwürdig! Das Zimmer erschien so klein, so beengt, so dunkel — und jene undeutliche Figur auf dem Sofa? Wer war sie? Ich schien etwas Vertrautes in der stillen Gestalt wiederzuerkennen, ich empfand etwas wie eine schwache Erinnerung, sie gekannt zu haben, aber diesem unwiderstehlichen Gefühle von Freiheit mußte man sich hingeben. Ich konnte nicht an diesem Orte bleiben; aber wohin sollte ich gehen? Ich bewegte mich nach dem Fenster zu. Sonderbar, wie seltsam nebelhaft meine Umgebung erschien! Die Wände näherten sich mir anscheinend, verschwanden, aber wohin, konnte ich nicht sagen.

Dieses Phänomen verursachte mir kein großes Erstaunen, obgleich ich mich etwas darüber verwunderte, denn dort in einer geringen Entfernung sah ich einen Freund, den ich erkannte, nicht wie man gewöhnlich Freunde wiedererkennt durch Vertrautsein mit Gesicht oder Gestalt. Selbst in diesem Augenblicke, wo ich dies schreibe, könnte ich nicht erklären noch sagen, ob er einen einzigen wohlbekanntesten Gesichtszug hatte.

Ich wußte nur, daß er mein Freund sei und mein Freund seit undenklichen Zeiten gewesen war — ein Freund, besser, weiser und stärker als ich. Ich bedurfte eines Freundes, und der Freund war gekommen. Er sprach, oder vielleicht bediente er sich keiner Sprache, obgleich ich das, was er mir zu sagen hatte, besser verstand, als wenn er die beredtesten Worte irgendwelcher Zunge gebraucht hätte.

„Ob ich sah, wo ich mich befand?“

Ja, ich konnte es sehen, obgleich sonderbarerweise der Sonnenschein verblichen war und wir in einer engen Straße standen, sogar in keiner angenehmen, und als ich umherblickte, hielt ich meinen Freund an der Hand und fühlte mich so der Sicherheit gewiß. Es war ein fremder Ort, doch kam er mir merkwürdig bekannt und heimisch vor. Dunkle, düstere, überhängende Felsen erhoben sich zu beiden Seiten des Weges, der hier und da durch vorspringende Felsmassen eingengt wurde, die gleichsam den Pfad versperren.

Der Boden war mit rauhen Steinen bestreut und mit verschlungenem Gestrüpp von Unterholz bewachsen; hier und da zeigten sich tiefe Löcher, in die unbedachtsame Wanderer fallen mußten. Meine Augen suchten gewissermaßen tastend die Straße entlang; Zoll für Zoll, Fuß für Fuß wurde ein anscheinend unübersteigliches Hindernis erreicht, und wie ich demselben näher kam, war ich mir eines erhebenden Gefühles, eines Gefühles des Frohlockens bewußt, denn die Schwierigkeiten wichen zurück, als ich vorwärts schritt, und mit Leichtigkeit kam ich an ihnen vorüber.

Ein Abgrund gähnte mir mit offenem Rachen auf meinem Fußwege entgegen, und bestürzt darüber sah ich keine Hoffnung, einen verhängnisvollen Fall in seine morastigen Tiefen vermeiden zu können. Beherzt blickte ich vorwärts, und als ich weiterging, wurde ein schmaler Pfad sichtbar. Wenn ich schwindelfrei blieb und sicher und vorsichtig zu schreiten vermochte, dann konnte ich über die Tiefe gefahrlos hinwegkommen.

Es war ein langer, ermüdender Weg, und obgleich mich

jetzt ein Freund begleitete, so geschah dies doch nur auf eine kurze Zeit; aber ich fürchtete mich nicht; denn obgleich es dunkel und freudlos war, obgleich mich kalte Nebel umgaben, die das Blut erstarren ließen und den Mut dämpften, so leuchtete doch hier und da ein warmes, helles Licht hervor, das mein Herz mit Freude und Dankbarkeit erfüllte.

Indem ich die Straße rückwärts entlang blickte, empfand ich ein merkwürdiges Gefühl von Eigentumsrecht. Das Licht, das in unterbrochenen Strahlen gekommen war, schien sich über das Ganze ausgebreitet zu haben, und ich konnte meine Fußtapsen den Weg entlang sehen, wo ich von der Straße abgewichen war, wo immer ich versucht hatte, die Hindernisse zu umgehen, und wo ich zurückgedrängt und gezwungen worden war, diese zu übersteigen.

Ich sah die Abgründe, in die ich gefallen war und aus denen ich mich hatte wieder mühsam herausarbeiten müssen, und fand dann sogleich, daß ich die Gefahren hätte vermeiden können, hätte ich das Licht gesehen, das jetzt über dem Ganzen lag.

Begierig wieder vorwärtsschauend, sah ich das Licht in der Ferne hervorleuchten, während die Schatten zu unseren Füßen lagen, und ich fühlte ein brennendes Verlangen, vorwärts ihm entgegen zu dringen. Selbst als ich dieses nur empfand, glitt ein Strahl von Licht mir entgegen und leitete meine Schritte.

„Kannst du die Straße allein wandern?“ fragte mein Freund. „Ist dein Mut der Aufgabe gewachsen?“

„Ja, ich kann es, wenn es notwendig ist. Es ist nicht so schwer, wie es aussieht; aber ich muß Licht haben, ohne dieses würde ich nicht sicher sein. Aber warum soll ich diesen Weg gehen? Gibt es keine besseren Straßen?“

„Blicke weiter!“

Ich sah weiter, und als meine Augen suchten, hob sich die Dunkelheit nach und nach, und fern am Ende der Straße brach ein strahlender Lichtschein hervor, den Pfad mit unfassbarer Herrlichkeit überflutend. Ich konnte es nicht ertragen.

Ich schämte mich und verbarg mein Gesicht; denn das Licht durchdrang mich durch und durch, und ich sah mich selbst, wie ich wirklich war und nicht, wie ich mich in meiner Selbstüberhebung aussehend gedacht hatte. War es möglich, daß andere mich so sehen konnten, wie ich mich nun selbst sah?

Ich klammerte mich an meinen Freund und fragte: „Was ist das? Sage mir, was es bedeutet!“

„Es ist die Wahrheit; es ist, was zu finden du dich entschlossen hast.“

„Und diese Straße, muß ich sie wandern, um dies zu erreichen?“

„Es ist die Straße, die du dir bereitet hast, du hast keine andere.“

„So werde ich, wenn ich sie weitergehe, die Wahrheit finden. Ich kann nicht irren. Ich fühle, daß ich nicht fehlgehen kann.“

„Du hast sie schon gefunden. Du brauchst sie nur zu erfassen und festzuhalten.“

„Hilf mir, laß mich mehr sehen; lehre mich, es zu verstehen! Wie soll ich die Wahrheit erreichen, wie sie festhalten?“

„Du hast sie erreicht, du hast sie zuvor gesehen; aber du hast sie nicht erkannt. Sie hat deinen Pfad erhellt, aber du wolltest sie nicht anerkennen.“

„Sie war so schwach, so undeutlich; ich wußte es nicht,“ sagte ich demütig.

„Du hast sie gefühlt, aber beiseite getan und Schranken zwischen ihr und dir aufgerichtet, und so war sie deinen Blicken verborgen.“

„Ich wußte es nicht, ich wußte es nicht.“

„Du verschloßest deine Augen und wandeltest blind in Schlingen und Fallgruben; du zogst es vor, lieber deiner eingebildeten Weisheit zu vertrauen als dem Licht; du wandtest dich auf neue Pfade, die dich davon wegführten.“

„Ich wußte es nicht, ich wußte es nicht.“

„Du hattest das Licht in deinem Bereich, du sahst es

schimmern, aber es beleidigte dich, weil es Dinge offenbarte, die dich unangenehm berührten. Du zogst es vor, sie durch die Dunkelheit vor deinen Blicken verbergen zu lassen und versuchtest zu glauben, daß sie nicht vorhanden seien. Du verschlechtest das Licht hinter dich zurück und gingst weiter in Dunkelheit und Verzweiflung hinein.“

„Ich wußte es nicht, ich wußte es nicht.“

„Du dachtest in deinem Herzen:

„Ich bin mir selbst genug, ich will dieses tun und jenes tun“, und so stracheltest du, fielst in den Morast, und wenn du bei jeder Wendung zurückgeschreckt wurdest, kehrtest du um, in deinen Plänen verhindert, getäuscht durch deinen eigenen Wunsch; dann und nur dann hast du nach Wahrheit verlangt.“

„Ich wußte es nicht. Hilf mir, die Wahrheit zu verstehen, an ihr festzuhalten! Hilf mir, mich diesem wunderbaren Lichte zu nähern. Laß mich die Bedeutung des Lebens verstehen. Ich lasse dich nicht fort. Hilf mir! O hilf mir!“

Ich klammerte mich an meinen Freund. Wir wandten uns ab von der Betrachtung der Straße. Ein Gefühl der Bewegung, Verwirrung, von zunehmendem Licht, von höchstem, lebensvoll strahlendem Glanze und dann — wer kann das Unbeschreibliche beschreiben? Die Zeit war verschwunden, der Raum nicht länger vorhanden. Ich war überwältigt von meiner eigenen Unbedeutbarkeit. Welch geringes, kleines Atom von dieser unaussprechlichen Größe, dennoch eins mit derselben, davon geboren, dazu gehörig! Ich erfaßte dieses, selbst sogar mit dem Gefühle meiner Geringwertigkeit und wußte, daß, so unbedeutend und arm wie ich war, ich dennoch einen Teil dieses unsterblichen, unendlichen, unzerstörbaren Ganzen bildete, das ohne mich nicht vollkommen sein würde.

Das Licht dieses großen Lebens durchdrang mich, und ich verstand — verstand, daß Gedanken die einzig wirklich greifbaren Substanzen seien und warum zwischen meinem Freunde und mir die Sprache nicht notwendig war. Die Geheimnisse von Leben und Tod standen enthüllt vor mir,

und ihre Bedeutung wurde klar. Offenbar war der Grund von Sünde und Leid, offenbar das immerwährende Ringen nach Vollkommenheit, wie jedes Atom von Leben seinen bestimmten Platz hat, in das es hineinpaßt wie kein anderes Atom, wie jede Veränderung und Entwicklung es seiner Bestimmung näher bringt. Sobald das Verlangen nach der Erkenntnis in mir aufstieg, fand ich die Mittel, diese zu erfassen. Das Wissen war mein, ich brauchte nur danach zu verlangen, und es lag in meinem Bereiche.

Und ich hatte gewagt, zu zweifeln, gewagt, die Macht Gottes in Frage zu stellen — ja, sogar sein Dasein! Ich hatte mich vermessen, die Tatsache des geistigen Lebens in Zweifel zu ziehen; blind hatte ich die dunklen, schattenhaften Schranken der irdischen Existenz das wahre Leben genannt.

Ich stand still mit meinem Freunde, überwältigt von diesem neuen Gefühle der Wirklichkeit, dieser wunderbaren Wahrheit. Ich sah andere Wesen, lebende, strahlende Kreaturen und fühlte mich gedemütigt und beschämt wegen meiner eigenen Geringswertigkeit im Vergleich zu jenen. Doch meine Seele ging ihnen entgegen in Liebe, Freundschaft und Verehrung. Ich sehnte mich nach ihrer Freundschaft und ihrer Liebe.

Was ist das? Mein Sehnen ging von mir aus wie ein Strom silbernen Lichtes. Es erreichte sie, eine leuchtende Strahlenlinie, ein Band der Gemeinschaft, entstanden einzig und allein aus meinem Verlangen. Ich konnte zu ihnen gehen, sie konnten zu mir kommen, sie waren sich meines Strebens bewußt, lächelten mir zu, und ich fühlte, daß ich über meine Verdienste gesegnet worden war.

Dort waren andere, für die ich ein unendliches Mitleid und ein unwiderstehliches Verlangen, sie näher an mich heranzuziehen, empfand. Sie durften kommen, wenn sie es wollten, sie konnten sich mir nähern, wenn sie es wünschten, sie konnten zu mir kommen, wie ich jenen leuchtenden Kreaturen von Liebe und Wahrheit näher kommen konnte. Wenn sie es mir nur

gestatten wollten; ich konnte soviel tun, um die Schatten zu zerstreuen, von denen sie umgeben waren.

Sie hatten mir geholfen, sich mit mir vereint. Wir hatten zusammen gearbeitet; zuzeiten hatten wir Erfolge gehabt, zuzeiten war es uns mißlungen. Wir waren durch Schwierigkeiten zurückgeschreckt worden, waren kopfüber in Schlingen gefallen; dies alles hatten wir zusammen durchlebt. Wir hatten ohne Licht gearbeitet, aber sie trugen ihr Teil, wie ich es tat, wir waren gleich schwach, gleich blind, gleich schuldig.

Worin bestand jetzt der Unterschied? Warum bedauerte ich sie? Warum wünschte ich sie näher zu mir zu ziehen? Ich war nicht besser als sie, nicht höher, nein! Es gab kein Besser, kein Schlechter, kein Höher, kein Niedriger. Wir waren alle dieselben, alle Glieder der großen Familie, alle Atome einer gewaltigen, schöpferischen Seele. Aber ich, das Atom, das weniger weise, weniger klug war als jene, die ich bedauerte, hatte das Licht gefunden, das sie noch suchten.

Das Licht hatte meine Seele durchdrungen, und unauslöschliche Freude erfüllte mich. Es war mein, dieses neugeborene Feuer. Es konnte nicht entfliehen in alle Ewigkeit. Es lag auch in dem Bereiche ihrer Hände, aber sie hatten es nicht erfaßt. Es war um sie her und in ihnen, aber sie waren sich desselben nicht bewußt. Sie befanden sich in derselben Lage wie ich einst auf der Straße. Ich wollte sie lehren. Ich wollte ihnen helfen. Ich wollte ihnen zeigen, wie sie die Wahrheit erfassen und festhalten könnten, ihnen helfen, wie mein Freund mir zum Lichte geholfen hatte. Sie würden wie ich verstehen, was dies große Licht und Liebe bedeutete. Wenn sie nur einen kleinen Wunsch nach mir und meiner Hilfe aussenden wollten!

Ich streckte meine Arme aus, rief ihnen zu. Ich fühlte mein ganzes Sein mit einem schmerzenden Sehnen erfüllt, sie zu mir zu heben. Wie leicht konnte ich es tun? Wie

leicht konnten sie an diesem herrlichen neuen Leben teilnehmen, wenn sie wollten!

Wie vermochte ich ihre Aufmerksamkeit zu erwecken? Wie ihnen den Weg zu zeigen? Oh, hätte ich etwas von der strahlenden Schönheit jener herrlichen Wesen, deren Lächeln mich gesegnet hatte! Oh, wäre mir ein wenig des Lichtes und des Einflusses gegeben, was sie auf meinen Weg gestreut hatten! Ich wollte jene Wesen suchen, denn sie würden mir helfen. Ich wollte diese lebendige, herrliche Wahrheit in mich aufnehmen; sie sollte mein ganzes Wesen erfüllen, daß ich wiederum deren Herrlichkeit auf jene ausstrahlen könne, die ich liebte und für die ich so große Teilnahme empfand. Mein ganzes Bewußtsein schloß ich in das Gebet: „Hilf mir, daß ich andern helfen kann!“

Kapitel XXVI.

Das Geheimnis gelöst.

„Der Seher sieht,
Wie deutlich an ihm vorüberzieht
Ein Heer von Gestalten; bald naht und bald flieht,
Das in ewigem Wandel ihn umbebt,
Ein geheimnisvoll wechselndes Bild ihn umschwebt,
Vom Werden zum Tode, vom Tode zum Werden,
Von Erden zu Himmel, vom Himmel zu Erden,
Bis Strahlen der Herrlichkeit, heilig und hehr,
Verborgnen bisher,
Den säumenden Blicken enthüllen das All,
Den unermesslichen Weltenball
Stets rollend umher
Im rasenden, tobenden Zeitenmeer.“

Longfellow.

Als der Wunsch, Hilfe zu erlangen, um anderen helfen zu können, eine feste Form gewonnen hatte, füllte und belebte er jede Faser meines Wesens, klopfte und pulsierte, sammelte Kraft und Energie, bis das Handeln unwiderstehlich wurde und ich mich stark fühlte, zu verstehen, und stark, das Werk zu beginnen, das plötzlich für mich das große, belebende Prinzip des Glückes geworden war.

Um andere zu lehren, muß ich selbst lernen. Aber wo anfangen? Es überraschte mich zu finden, wie schwer es war, sich des besonderen Gegenstandes zu erinnern, den zu verstehen ich mich quälend bemüht hatte. Mit einem Gefühl, das dem Schmerze ähnlich war, forschte ich in mir selbst nach einem Schlüssel des Verständnisses für das, was

mir Kopfschmerzen verursacht und mich unglücklich gemacht hatte. Es war so lange her, oder in gewisser Weise schien es einem halbvergessenen Traume anzugehören; das Gefühl des Unbefriedigtseins war klar, aber wie war es entstanden? Es ähnelte dem Gefühle der Bedrückung, das ein Schlafender erfährt, wenn er aus einem unangenehmen Traume erwacht, während er unfähig ist, die Vision sich wieder zurückzurufen, aus der das Gefühl geboren wurde. Daß ich von einem Zustande der Existenz geträumt hatte, die in gewisser Hinsicht von der gegenwärtigen verschieden war, wußte ich, und ich wußte auch, daß ich den Traum wieder zurückrufen mußte, um das Geheimnis zu finden, das ich zu lösen wünschte.

Ereignis auf Ereignis enthüllte sich, Bildern gleich, die ich als zu dem Traume gehörend erkannte, unklar, verschwommen und undeutlich, in denen ich mich selbst an der Darstellung der Handlung teilnehmen sah; es waren Bilder, die mir ein Gefühl der Scham und Demütigung verursachten, und eilig ließ ich sie in die Nebel der Vergessenheit zurückfallen. Ich war fähig, die Vorkommnisse eines nach dem anderen zu erfassen. Doch im besten Falle bildeten sie eine gebrochene Kette, und ihr Mangel an ununterbrochener Reihenfolge bekümmerte oder quälte mich. Ich konnte nichts finden, um die Lücken auszufüllen. Hatte ich's vergessen? Oder war der Traum nur eine unzusammenhängende Kette von Gedanken oder Einbildungen gewesen?

Wer ich war, welchen Namen ich trug, schien keine Bedeutung zu haben, noch konnte ich mich dessen erinnern, aber durch all die trübe und undeutliche Nebelhaftigkeit des Traumes war meine eigene Persönlichkeit, das Ich, das nun die unbestimmten Fäden und Schatten zu erfassen suchte, das selbe geblieben, das einzige deutliche, greifbare und unverkennbare Faktum, das keiner Anstrengung bedurfte, um es in mein Gedächtnis zurückzurufen, und ich war fähig, ihm nach und nach Schritt für Schritt zu folgen, hindurch durch all die Verwicklungen meiner merkwürdigen Erfahrung. Ich

nahm die Fäden des Traumlebens einen nach dem andern wieder auf und sah dieses in seiner Vollständigkeit, sah, wie es durch andere beeinflusst worden war, wie viele andere Individualitäten damit in Berührung gekommen waren, wie viele miteinander streitende Sympathien und Anziehungskräfte es hin und her bewegt und von seinem ursprünglichen Zwecke abgelenkt hatten.

Interessiert wie beim Entwirren eines verwickelten Garnsträhnes folgte ich den Fäden von Ursache zur Wirkung, von Beweggrund zur Handlung, und ich sah, daß die Motive rein und ernst waren. Ich sah das dringende Verlangen nach Wissen und das Verlangen nach Hilfe, es zu erreichen, ich sah, wie dieses Verlangen jene anzog, die in bereitwilliger Theilnahme zu helfen wünschten, aber ach! auch ihnen fehlte das Wissen, und das Resultat war ein Mißerfolg.

Mein Interesse an dem geheimnisvollen Traumleben zog mich unwillkürlich nieder- oder aufwärts — es ist einerlei, welches, da dort weder das eine noch das andere existiert — aber näher zu einer nebelhaften, wolkenähnlichen Region, in der man sich bedrückt und eingeengt fühlte, als ob die Atmosphäre dicht, schwer und substantiell geworden sei. Ein Gefühl beinahe wie Furcht und Beängstigung lastete auf mir, und ich hatte ein inneres Verlangen, dem Empfinden der Schwere zu entfliehen, das nach und nach über mir und um mich hereinbrach; doch der Wunsch zu lernen war stärker, und alle meine Energie zusammenraffend, bekämpfte ich den Instinkt, der nach klarer Luft und Freiheit drängte.

Es war ein unbestimmtes Gefühl der Vertraulichkeit in der nebelhaften Undeutlichkeit, es lag etwas in den Formen und Gestalten, das mir das Traumleben auf das lebhafteste zurückrief, und allmählich wurde ich mir bewußt, daß in dieser Region das Traumleben gelebt wurde. Ich sah, daß diese ganze nebelhafte Welt von Leben überströmte, von wirklichem Leben — ringende Individualitäten, jede mit Zielen, ehrsüchtigen Plänen, Hoffnungen, Befürchtungen, Freuden, Verzweiflungen, merkwürdig ähnlich und doch verschieden, jede

scheinbar aus sich selbst bestehend, doch jede abhängig von der anderen, jede beeinflussend, leitend, anziehend oder sich gegenseitig abstoßend. Von meinem Standpunkte der Beobachtung aus betrachtet, schien es mir, als ob diese Welt des Nebels von sich selbst ein lebendes Etwas entwickle, das aufsteigen wollte, vervollkommenet und geläutert, in die Welt der Wirklichkeit hinein, und in diesem Etwas erkannte ich den Geist der Humanität, jenen vollkommenen Wesen ähnlich, die ich erst kürzlich sah.

Als ich dies wahrnahm, wich die Furcht vor der nebelhaften Welt einer lebendigen Teilnahme und einem großen Interesse. Ich wußte, daß es die Welt sei, in der die Begebenheiten des Traumlebens dargestellt wurden, aber ich wunderte mich, wie es kam, daß die Gegenstände so anders waren. Diese Felsen, diese Seen, die zuvor so fest, so undurchdringlich zu sein schienen, waren nur Nebel oder Wolken, durch die ich ohne Widerstand hindurchging. Sie boten kein Hindernis für mein Fortkommen. Ich drang so leicht hindurch wie ein Pfeil durch die Wolken und kam in nähere Berührung mit den menschlichen Geistern, die ich von weitem gesehen hatte.

Merkwürdigerweise waren sie sich meiner Nähe unbewußt. Sie gingen an mir vorüber, ohne mich zu sehen, sie nahmen keine Notiz von meinem freundlichen Entgegenkommen, jeder von ihnen schien ganz vertieft in seine eigenen Gedanken, die sich im Kreise herum um den Mittelpunkt, dem Ich jeder Individualität, drehten, niemals dasselbe außer acht lassend, alle einer mit dem andern zu dem Zweck wetteifernd, die Wichtigkeit dieses Ichs zu vergrößern.

Wie blind, wie irrend sie arbeiteten, diese Ringenden, getrieben durch die für sie geheimnisvolle Kraft, sich zu entwickeln, zu verbessern, größer und vortrefflicher zu werden, sich über das Niveau ihrer Umgebungen zu erheben. Sie gehorchten dem Instinkte, aber indem sie ihre Augen gegen das Licht schlossen, arbeiteten sie blind und tastend, Vorräte anhäufend, die sie, wie sie glaubten, über ihre Mitmenschen er-

heben würden; doch statt dessen begruben sie sich selbst unter ihnen. Sie gehorchten dem inneren Drange, der sie vorwärts trieb, sich zu etwas Besserem und Größerem als zuvor zu entwickeln, doch sie waren ohne Kenntniss, wie sie ihr Bestiztum zu ihrem Vorteile und zur Förderung ihrer Wünsche anzuwenden hatten. Sie arbeiteten mit Energie, als ob das Traumleben das Ganze — das A und D — des Daseins sei, doch wußten sie, daß Vernichtung sie ohne Frage überfallen würde. Oh, wenn sie nur das Licht sehen könnten, durch das ich sah, und wissen, was dieser große Impuls, dieser Instinkt, bedeute, und wie sie ihn mißverstanden, sie würden eilen, die Fehler, die sie begingen, wieder gutzumachen. Sie glaubten an den Tod und arbeiteten doch, als ob sie nicht daran glaubten.

Ich fühlte ein unendliches Mitleid und eine große Teilnahme für diese Irrenden und war durchdrungen von dem Verlangen, ihnen mein Kleinod zu zeigen, das ich gefunden hatte und das für mich der Schlüssel zu all den Geheimnissen dieser wunderbaren Existenz war. Durch dasselbe sah ich, daß dieses Leben, das alle Dinge belebt, unsterblich, ewig ist, daß es keinen Tod gibt, keine Vernichtung, daß es dasselbe Leben ist, das für immer und immer Gestalt auf Gestalt durchströmt, wohnend in den Felsen, dem Sande, dem Meere, in jedem Grashalme, jedem Baume, jeder Blume, in allen Formen der Tierwelt, gipfelnd in des Menschen Denken und Empfinden. Durch dasselbe sah ich, daß alle Ereignisse, aller Fortschritt, alle Bewegungen, Revolutionen nur der Ausdruck des Gehorsams gegen die Gesetze sind, die das Universum regieren, und daß die Bewegungen, die anscheinend von Menschen durch ihren eigenen freien Willen organisiert und ausgeführt worden waren, tatsächlich durch natürliche Gesetze hervorgebracht wurden, von denen es kein Entrinnen gibt; die Persönlichkeit, deren Intelligenz am schnellsten die Notwendigkeit des Handelns erfaßte und ihren Wert erkannte, wurde dadurch für die Zeit ein Leiter seiner Mitmenschen.

Ich konnte verstehen, daß für die Entwicklung der Intelligenz und der Fassungskraft der Geist durch alle Organismen hindurch muß, Fähigkeiten und Eigenschaften sammelnd, die jedem zugehörig und eigentümlich sind, daß der Geist und die Intelligenz des Menschen das Ergebnis und die Ansammlung alles des Wissens sei, das während einer Unendlichkeit von Existenzen in verschiedenen Gestalten und unter verschiedenen Bedingungen gesammelt wurde und daß dies fort und fort gehen muß ewiglich. Ich konnte erkennen, daß die Tatsache von des Geistes erstmaliger Annahme der Gestalt eines Menschen denselben nicht zu seiner höchsten irdischen Vollkommenheit bringt; denn es gibt viele Stufen der Menschheit. In dem Wilden erweitert der Geist seine Erfahrung und findet ein neues Feld für die Erziehung; er nimmt, nachdem dieses erschöpft ist, einen Schritt weiter, und so entwickelt sich Stufe für Stufe in einer ewig vorwärtsgehenden, fortschreitenden, erweiternden Richtung der Geist, während das Vergehen der Gestalten, die der Geist benützt, nur der Beweis dafür ist, daß sie ihre Aufgabe erfüllt und dem Zwecke gedient haben, für den sie gebraucht wurden. Sie kehren zu ihren ursprünglichen Elementen zurück, um wieder und wieder benützt zu werden als ein Mittel, wodurch der Geist sich betätigen und die Entwicklung erlangen kann, derer er bedarf.

Alles dies sah ich so deutlich; es erschien so einfach, so verständlich, so vollständig, und ich wunderte mich, wie es kam, daß ich es nicht zuvor gewußt hatte. Wo waren meine Gedanken gewesen, daß ich diese einfachen Dinge nicht zu erkennen vermochte? Erst jetzt, durch die Hilfe meines neuen, kostbaren Schatzes zeigten sich die Gesetze mir deutlich und klar.

Wie ich mich sehnte, dieses Licht auf all die schattenhaften Orte leuchten zu lassen, auf all die Dunkelheiten, die vor mir ausgebreitet lagen in diesem geheimnisvollen, unwirklichen Leben, in dem es so viel Blind-Ringende gab, nicht wissend, weshalb sie strebten. Ich erinnerte mich meiner eigenen Be-

trübnis, meiner eigenen Sorgen, meines Verlangens und Wunsches nach Erleuchtung. Dies alles erschien mir jetzt, mit der großen Not verglichen, die ich sah, so unbedeutend, so kleinlich, daß ich nur ungern meine Gedanken zu irgendwelcher Betrachtung von persönlichem Interesse zwang. Ich fürchtete mich nicht mehr vor dem, was die Wahrheit offenbaren konnte. Das Licht war mir bereits so lieb, so kostbar geworden, daß ich, mochte kommen, was da wollte, es niemals wieder lassen würde. Schon jetzt hatte es mir große Mängel, Fehler und Schwachheiten in mir selbst gezeigt und die Gelegenheiten in meinem Leben, die ich besser hätte benutzen sollen. Es hatte mir gezeigt, was Leben ist und was es werden konnte, und ich wußte, daß mit Hilfe dieses großen heiligen Lichtes alles Verborgene enthüllt, alle Dinge deutlich, alle Dunkelheiten hell gemacht werden konnten.

Das sehnde Verlangen, diesen Blinden zu helfen, wurde stärker, unwiderstehlicher; aber sie sahen mich nicht, sie beachteten mich nicht, und ich strebte vergeblich, mich verständlich zu machen. Ich streckte meine Hände aus, aber sie gingen vorüber; ich rief, aber sie waren in andere Dinge vertieft und hörten mich nicht. Dann wurde ich mir bewußt, daß, um in den Bereich dieser Geister zu kommen, auch ich mich in Nebel kleiden müsse. Es war ein abstoßender Gedanke: doch um den Armen zu helfen, wollte ich es tun. Aber wie? Diese Frage stieg in mir auf, und blitzschnell erkannte ich, daß die Beantwortung derselben der Gegenstand meines Suchens sei und daß dieser bisher nur in einer unklaren, unbestimmten Sehnsucht gegenwärtig gewesen war.

Das Verlangen hatte mich aus einer Welt von strahlendem Lichte gebracht, wo Liebe und Sympathie allein vorhanden waren, hatte mich zu dieser undeutlichen, schattenhaften Welt von Unwirklichkeiten geführt, zu der das Licht kaum bringen konnte. Hier war es, wo Kenntnis erlangt werden mußte; ich mußte lernen, wie ich mich mit diesem Nebel bekleiden konnte, diesem Material, so unmateriell, so unbestimmt; mußte lernen, wie es zu behandeln und zu bilden, wie es

anzufassen und festzuhalten sei, dieses Etwas, was keine Substanz hat. Dies erschien unmöglich; doch ich sah, daß es getan worden war.

Eine lange Zeit suchte ich nach Mitteln, um mein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Dann kam jemand mir zu Hilfe, und zusammen überlegten wir, wie diese Sache vollbracht werden könne. In Beantwortung meiner Frage, wie diese unmaterielle Substanz zusammenzuhalten sei, zeigte er mir, wie die wolkenähnliche Nebelmasse durch das Zusammenfegen derselben, durch das Hineinatmen des Lebens, das mir selbst innewohnte, durch das Hineinzwingen von einem Teile meines eigenen Verlangens und intensiven Bestrebens vermöge meines Willens, mit einem Teile meines Ichs belebt wurde, sich verdichtete und an Gestalt wuchs wie die schattenhaften, nebelartigen Wesen um mich her, die sich meiner Existenz nicht bewußt waren. Jenes Wesen war meine eigene Schöpfung, mein ganz besonderes Eigentum, belebt mit meinem Leben, im Dasein erhalten durch meinen Willen, gehorsam meinem Wunsche oder Befehle, abhängig von mir für jeden Augenblick seines Daseins. Wenn die Intensität meines Willens nachließ, wenn mein Wunsch oder Interesse ein Jota wankte, so wußte ich, daß dieses schattenhafte Abbild von mir in den Nebel, von dem es kam, zurückkehren und aufhören mußte zu existieren.

Doch für jene Kinder des Nebels war diese meine Schöpfung wirklich, faßbar, wie sie selbst, und mangelte nicht an Leben noch Intelligenz. Nur ich war mir der Tatsache bewußt, daß dieses erschaffene Wesen bloß der Schatten der Wirklichkeit war, in vieler Hinsicht mangelhaft, aber ich war zu unerfahren, ihm das zur Vollkommenheit Fehlende mitzuteilen. Doch welche Möglichkeiten erwarteten nicht weitere Erfahrung, mit welchen Eigenschaften konnte ich nicht diese schattenhafte Schöpfung begaben, wenn ich meine eigenen Kräfte kennengelernt haben würde! Wahrlich, ich hatte das Geheimnis enthüllt. Doch nur einen Teil desselben, irgendein anderer Weg und andere Mittel waren

sicherlich angewandt worden, um etwas Vollkommeneres zu erreichen. War es nicht so?

Mit Hilfe meines Freundes riefen wir nun zusammen einen gespensterhaften Schatten ins Dasein, der keinen von uns beiden darstellte, nur ein unfertiges, unförmiges Ding, das wir mit unendlicher Mühe zu einer Gestalt zu bilden versuchten; aber unser Wille und unsere Meinung von der Wichtigkeit der Dinge stimmten nicht überein, und das Resultat war ein Mißerfolg. Der Schatten, den wir zusammen aus dem Nebel erschaffen hatten, war in vieler Hinsicht mangelhaft, und wir bestrebten uns, die Mängel zu beseitigen, die Fehler zu verbessern, den Schatten so zu machen, wie der vorhergehende war — ein Gegenstück einer lebenden Wirklichkeit; doch ungeachtet unserer Mühen gelang es uns nicht, und trotz des Wunsches, ein Wesen hervorzurufen, das dem ersten ähnelte, konnten wir im besten Falle nur ein elendes Abbild aufbauen, das nicht belebt werden konnte wegen des widerstreitenden Willens seiner Schöpfer.

Dieses also war das Geheimnis, und ich empfand ein Gefühl von brennender Scham und Demütigung. Ich hatte meinen Freund getadelt wegen des Mißlingens, an dem ich selbst mit Schuld trug. Ich hatte meinen Willen in das Werk der Schöpfung hineingebracht, und die Ideen kreuzten sich gegenseitig wie die Linien von zwei nassen Zeichnungen, die, gegeneinandergelegt, dadurch durchstrichen, ausgelöscht, verwischt und unkenntlich werden.

Irregeleitete Energie, die nicht durch Verstand und Wissen regiert wird, muß Mißerfolge in dem Erreichen des vorgenommenen Zweckes haben, und so war es mit uns.

Das Geheimnis war nicht länger ein Geheimnis, und ich sehnte mich, meiner Reue Ausdruck zu geben wegen der Unfreundlichkeit, die ich meinem Freunde gegenüber gehegt hatte. Wie leid tat es mir, wie sehr wünschte ich, es wieder gutzumachen und zu helfen, anstatt zu tadeln! Ich sah, daß ich es war, der den Weg in Irrtum geführt hatte, weil

ich durch meinen Willen und Wunsch ein Ziel erreichen wollte, für das meine Kraft nicht genügte.

Als ich über diese Dinge nachdachte, kamen die Kümmernisse und Sorgen, die den gleichmäßig ruhigen Verlauf des Traumlebens gestört hatten, mir deutlicher denn je ins Gedächtnis zurück, und ich erinnerte mich vieler halbvergessener Freuden und Leiden, die einstmal's Wirklichkeit gewesen waren, der Mutmaßungen hinsichtlich eines künftigen Lebens, einer anderen Existenz außerhalb des Traumes, und ich empfand ein mitleidig lächelndes Bedauern über die Unwissenheit der Träumerin, die das Traumleben mit der herrlichen Wirklichkeit verwechseln konnte. Nun, da ich das Problem gelöst hatte, schien meine Arbeit getan zu sein. Ich wußte jetzt, wie ich mich diesen im Dunkeln Ringenden nähern konnte, und ich wollte ihnen mit aller meiner Kraft helfen. Ich wollte ihnen das Licht zeigen, durch das sie den rechten Weg zur Erkenntnis sehen würden. Ich wollte nicht im Lehren ermüden; aber jetzt war ich noch frei, mich aus dieser schattenhaften Region zu entfernen, frei, noch einmal die helle, durchleuchtete Luft einzuatmen, die ich verlassen hatte, die Schönheit jener andern Welt mit vollen Zügen zu genießen und mich der unaussprechlichen Liebe und Freundlichkeit zu erfreuen, die von seinen Bewohnern ausging und sie beseele.

Ich will zu den Bewohnern der Nebel zurückkehren, aber zuerst laßt mich neue Kraft und frischen Mut sammeln von jenen strahlenden Wesen, deren Lächeln mich erwärmt und durchdrungen hatte mit einer Begeisterung von Liebe und Verehrung. Doch eine merkwürdige Empfindung wie von einer großen Anziehungskraft ausgehend, hielt mich zurück, und vergebens suchte ich ihren Einfluß von mir abzuschütteln, Ich verlangte nach Befreiung, nach Freiheit, doch ich war wie ein Gefangener, der zu dem Gefängnis zurückgezogen wurde, aus dem er entflohen. Ich wußte, mochte ich widerstehen so sehr ich wollte, daß ich der Macht gehorchen mußte, die mich zwang, zurückzukehren; so erfaßte ich denn mit aller meiner Kraft den Schatz, den ich gefunden hatte, und gehorchte;

betrübt, doch erhoben meines Kleinodes wegen fand ich mein früheres Heim in dem Schattenlande.

In derselben Weise, als da ich es verließ, schienen die Wände sich mir zu nähern und zurückzweichen. Ich ging hindurch, wie durch einen Nebel und stand wie damals mit demselben Gefühle von Unwirklichkeit vor der Frau, die ich so ruhig liegend mit dem Buche in der Hand erblickte, entweder schlafend oder tot. Daß die Gestalt dieser Frau das Gefängnis war, aus dem ich entflohen, und daß ich wieder ein Gefangener werden mußte, wußte ich jetzt. Ich wußte, daß ich mich fügen mußte. Es gab so viel für mich zu tun, um diesen armen, ringenden Geistern zu zeigen, daß jenseits der Schatten es eine lebende Wirklichkeit gibt, absolut und vollkommen, daß das Kleinod, daß ich erfaßt hatte, auch ihnen zuteil werden könnte, um ihnen auf den Weg zur Freiheit zu helfen. Nur in die nebelhaften Gewänder gekleidet, konnte ich ihnen nahen und diese Dinge erzählen; so war ich zufrieden, zurückzukehren und geduldig zu warten auf die Zeit der Befreiung, meine Pflicht wissend und erfreut, dieselbe zu tun.

Dasselbe Gefühl von Schmerz, von Ohnmacht und müdem Bedrücktsein kam über mich, und wieder war ich mir bewußt, daß ich auf meinem Ruhelager mit dem Buche in der Hand lag. Ich öffnete meine Augen; alles um mich her war dasselbe geblieben, nichts war verändert, die Blumen, die Bilder, die Vorhänge sahen aus, wie sie immer ausgesehen hatten, aber eine große Veränderung war vorhanden, nämlich, daß ich inmitten dieser alten Umgebung ein Gefühl von Freude, Ruhe und absoluter Befriedigung empfand, so wie ich es niemals zuvor gefannt hatte.

Wie lange ich fortgewesen war, weiß ich nicht, denn in der Welt der Wirklichkeit, die ich besucht hatte, gibt es weder Zeit noch Raum noch irgend etwas, womit gemessen wird wie auf der Erde.

Merkwürdig, wie der Schatten und die Wirklichkeit die Plätze tauschen! Hätte ich es nicht besser gewußt, ich würde

gesagt haben, daß jede irdische Szene Wirklichkeit und die Welt, die ich besucht hatte, die Traumwelt sei. Aber der Schatz, den ich dort gefunden, ist noch in meinem Besitze. Dieses eine Atom von der lebendigen Wahrheit hat mir den Frieden gebracht, der höher ist als alle Vernunft, und in seinem hellen Lichte sehe ich und weiß ich, daß Mitteilungen der Geister und Geisterverkehr Wahrheit ist, so wahr, wie daß Gott lebt.

Sie mögen sagen, daß ich geträumt habe, aber es schadet nichts; denn ich weiß, daß es kein Traum war, sondern ein Vorgeschnack des Lebens, des wahren und unbestreitbaren, und daß diese Erfahrung mir während des noch übrigen Theiles meiner Reise durch die Schatten helfen wird, mit Geduld zu ertragen, was auch kommen mag, und mir Mut geben wird, zu kämpfen bis an das Ende.

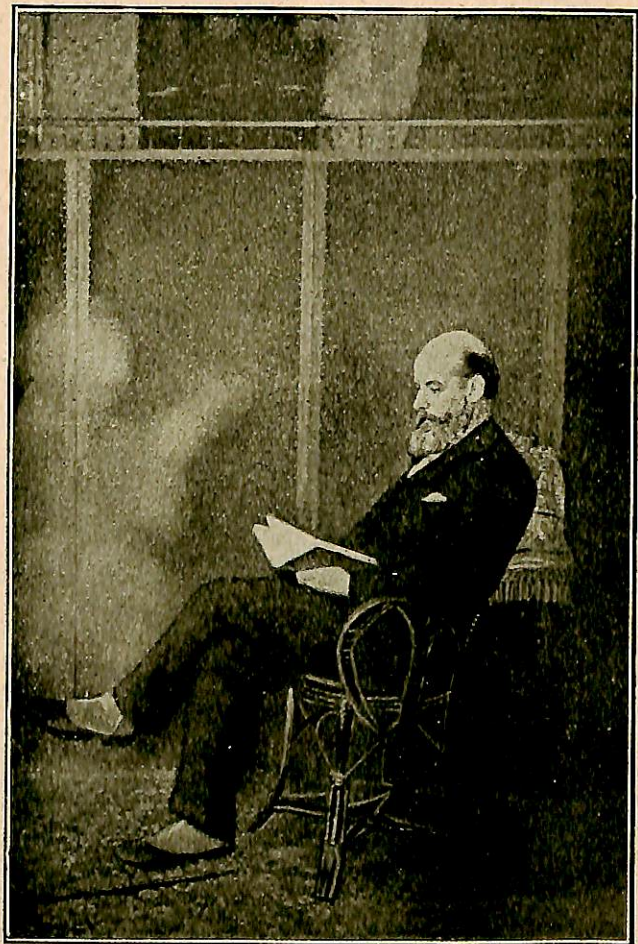
Kapitel XXVII.

Geisterphotographien?

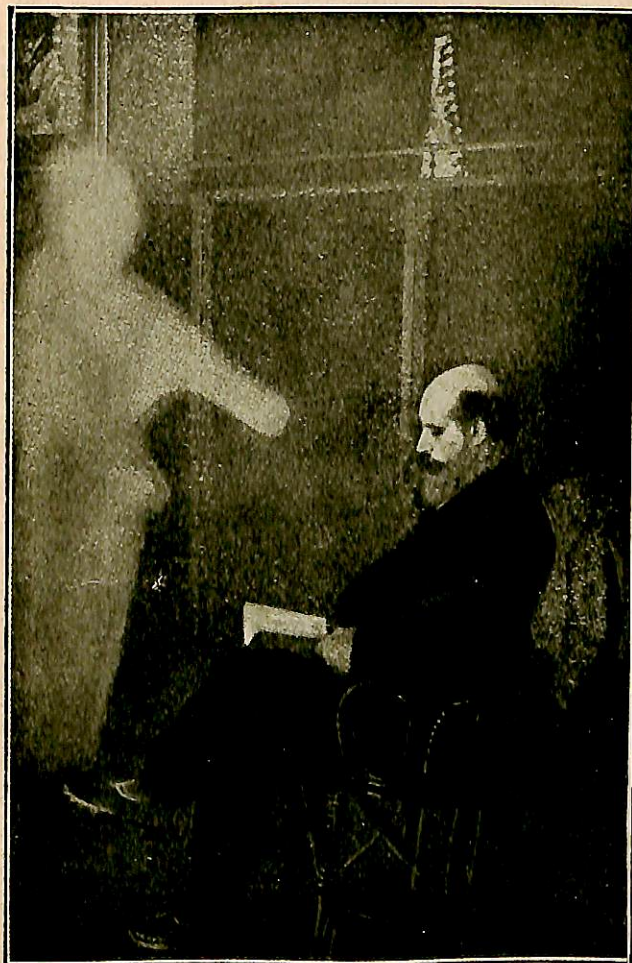
„Gleich wie du nicht weißt den Weg des Windes . . . , also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, das er tut überall.“

Prediger Salomonis, Kap. 11, Vers 5.

Ich war noch nicht lange mit dem Gegenstande des Spiritualismus bekannt, als die Frage aufstieg, ob es möglich sei, Photographien der Unsichtbaren zu erhalten — transzendentale, okkultistische oder Geisterphotographien, wie immer wir sie nennen mögen. Ich war mir damals noch nicht vollständig bewußt geworden, wie sehr ich durch die Séancen gelitten oder wie groß der Verlust an Lebenskraft gewesen war, den sie verursacht hatten. Da meine Gesundheit zu keiner Zeit sehr kräftig war, kam es mir nicht in den Sinn, daß meine Müdigkeit und vollständige Erschöpfung einigen von denen zugeschrieben werden konnte, mit denen ich bei Séancen in Berührung kam. Meine Freunde schlugen fortgesetzt Experimente vor, die in der Regel für mich ebenso interessant wie für sie waren, und unter anderem wurde der Gedanke, Geisterphotographien zu erhalten, fortwährend angeregt. Ich war eifrig bestrebt, jede Gelegenheit dazu benützt zu sehen; aber da ich im Photographieren nicht geübt war, gab es weder System noch anhaltendes Bemühen in unseren Experimenten dieser Richtung, und wir verstanden damals nicht, wie schwer es ist, verschiedene Formen der Mediumschaft gleichmäßig zu



Eine der ersten Schattengestalten.
(Photographiert am 8. Februar 1897, nachmittags 3 Uhr.)



Schattengestalt.
(Photographiert am 9. Februar 1897, nachmittags 3 Uhr.)

ein und derselben Zeit zu entwickeln, ohne das Nervensystem zu überreizen.

Aber obgleich ich jede Gelegenheit, die gewünschten Photographien zu erlangen, wahrnahm, so war es doch erst im Jahre 1876, daß ich bei meiner Anwesenheit in London annahm, erfolgreich gewesen zu sein, und selbst dann schrieb ich den Erfolg nicht meiner Mediumschaft zu.

Mrs. Burns, die selbst eine hochbegabte, sensitive Natur ist, ging mit mir zu dem Geisterphotographen Mr. Hudson. Nachdem ich photographiert worden war, entwickelte Mr. H. die Platte und war ganz beglückt über den Erfolg, der meinen Besuch begleitet hatte, da eine sehr schöne Gestalt auf die Platte neben meine Photographie gekommen war. Er eilte mit der willkommenen Nachricht in das Zimmer, hocherfreut, mir die Platte zeigen zu können; da blieb sein Fuß in einer Matte hängen, er strauchelte, und die Platte wurde in Stücke zerschlagen.

Kurz nachher besuchte ich Paris und Brüssel. An letzterem Orte wurde ich eines Vormittags nicht weniger als zwanzigmal photographiert, ohne das geringste Anzeichen von dem zu erhalten, was wir erreichen wollten.

Ich erinnere mich nicht, daß weitere anhaltende Bemühungen während der nächsten zwei Jahre gemacht wurden, obgleich wir hier und da Versuche anstellten, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Zwischen 1878 und 1880 machten verschiedene Photographen Versuche, ohne erfolgreich zu sein.

Als ich 1880 nach Schweden ging, nahm ich eine Kamera und 288 Platten mit, die ich verbrauchte, hoffend, daß wir zu irgendeiner Zeit einen Schimmer von dem sehen würden, was wir wünschten. Ich erhielt Hilfe von einem Photographen und setzte die Arbeit systematischer als bei jeder früheren Gelegenheit fort; aber meine Gesundheit hatte von der schrecklichen Erschütterung in der Séance in Newcastle 1880 während eines Zeitraumes von beinahe 7 Jahren zu leiden, so daß meine Mediumschaft zur Zeit fast Null war.

Als die 24 Duzend Platten daher aufgebraucht waren, wurde die Kamera vernachlässigt und zuletzt beschädigt.

1888, 1889 und 1890 stellten wir mehrere Versuche an und erlangten eine einzige Photographie in dem letztgenannten Jahre ganz unerwarteter Weise in der Villa D. B. in Gothenburg, wie zuvor beschrieben, als ich für Mr. Boutlerof saß, der sehen wollte, ob die Kamera richtig eingestellt war und ob das Magnesiumlicht, das zur Verwendung kommen sollte, richtig wirkte. Mr. Alsakof und einige andere meiner Freunde besprachen den Gegenstand der Geisterphotographien, als Mr. Boutlerof die Unterhaltung unterbrach, indem er hereinkam und sagte:

„Ich habe die Kamera eingestellt auf den Stuhl in der Ecke des anderen Zimmers, und ich bitte Sie, Mrs. E., zu kommen und für mich zu sitzen, damit ich das Licht erproben kann.“

Dies war in der Dämmerung des Abends kurz vor dem Anzünden der Lampen. Wir erhoben uns alle und begleiteten Mr. Boutlerof in das Zimmer, wo die Kamera stand. Es waren weder bestimmte Anordnungen noch Arrangements darüber getroffen worden, wo wir sitzen sollten, außer daß mir gesagt wurde, „auf dem Stuhle dort in der Ecke Platz zu nehmen.“ Ich tat es, und als das Magnesiumlicht fast augenblicklich aufblitzte, sahen alle Anwesenden die Figur eines Mannes hinter mir stehen. Diese Gestalt war weder vor noch nach dem Ausleuchten sichtbar, und alle waren neugierig, zu erfahren, ob irgendein Eindruck auf der Platte wahrnehmbar sei. Glücklicherweise blieb die Photographie dieses Unbekannten gesichert.

Mit Unterbrechungen stellten wir Versuche in Gothenburg, Christiania, Berlin und anderen Orten an, aber noch ohne Erfolg.

1896 ging ich nach England und erhielt während meines dortigen Aufenthalts einige für mich zweifelhafte Manifestationen, von denen angenommen wurde, daß es Geisterphotographien seien. Aus verschiedenen Gründen, auf die ich jetzt



J Ny Ni.

(Photographiert am 12. Februar 1897, nachmittags 3 Uhr,
während Lily S. im Sessel sitzt.)

Geisterphotographie,
erhalten am 12. Februar 1897.

Nach Angabe der Geister ist es das Porträt von Yolande der Jüngerin.

nicht näher eingehen will, war es mir nicht möglich, dieselben als echt anzunehmen, obgleich sie es vielleicht sein konnten.

Darauffhin beschloß ich, noch einen solchen Versuch bei meiner Rückkehr nach Deutschland zu machen. Ich führte meinen Vorsatz aus und erhielt mehrere wolkenähnliche, undeutliche Gebilde von unsichtbaren Objekten, aber ich wurde so außerordentlich nervös, daß ich das Photographieren während zwei oder drei Wochen aufgeben mußte. Dann versuchte ich es wieder und erhielt deutlichere Gestalten der Unsichtbaren; zwei oder drei waren vortreffliche Porträts von anscheinend irdischen, lebenden, menschlichen Wesen. Wieder quälten mich meine Nerven so sehr, daß ich nicht wagte, die Treppe hinunterzugehen; in der That hatte ich kaum den Mut, das Zimmer zu durchschreiten, so daß die Experimente aufhören mußten.

Im Januar 1897 reiste ich auf ein paar Monate nach Gothenburg in der Absicht, das Manuscript dieses Buches für den Druck fertigzustellen. Meine Freunde kauften eine neue Kamera mit allem nötigen Zubehör zum Zwecke einer neuen Reihe von Experimenten in Geisterphotographie. Am 28. Januar hatten sie alles in Bereitschaft für dieses neue Studium. Da sie früher dem Gegenstande des Photographierens keine Aufmerksamkeit entgegenbrachten, hatten sie viel zu lernen. Die ersten drei Tage benutzten wir zu einer Art von vorbereitenden Übungen im Experimentieren, um sich ein wenig mit der Kamera, mit dem Einstellen, Entwickeln, Abziehen usw. vertraut zu machen.

Am 1. Februar fingen wir an, systematisch zu arbeiten, konnten aber nur von Mißerfolgen berichten. Wir hatten jedoch beschlossen, die Arbeit fortzusetzen, was auch das Resultat sein möge, vorausgesetzt, daß meine Gesundheit nicht zu sehr angegriffen oder ein anderes unübersteigliches Hindernis eintreten würde.

Am 2. Februar, als wir eine der exponierten Platten entwickelt hatten, zeigte sich auf derselben eine sehr zart an-

gedeutete wolkenhafte Gestalt. Wir waren ungewiß, ob wir irgendwelchen Wert darauf legen sollten als den Vorläufer von etwas mehr Entschiedenerem und Deutlicherem.

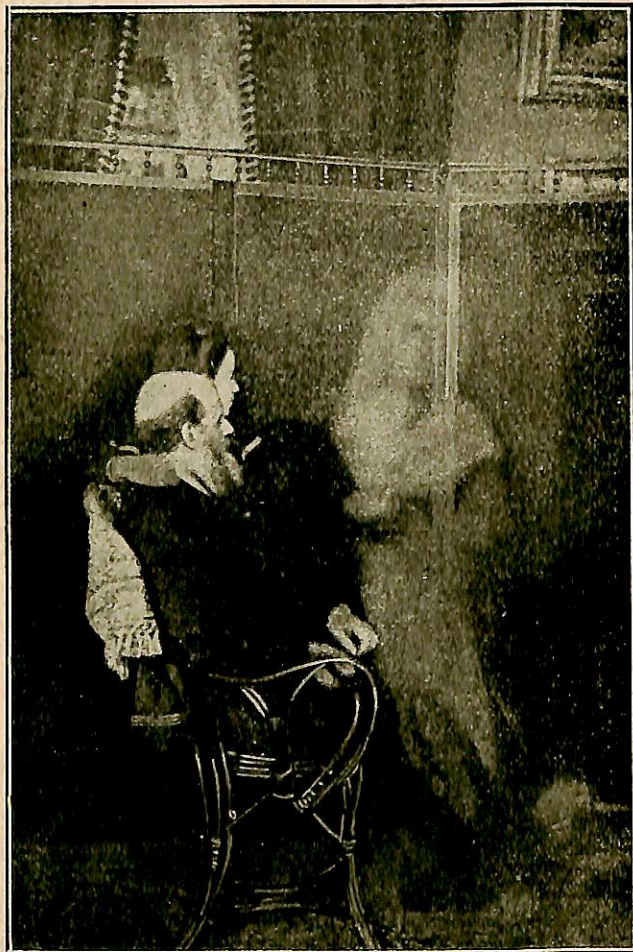
Am nächsten Tage war ein Kopf auf einer der Platten, dessen Gesichtszüge und allgemeinen Umrisse uns an unsern alten und lieben Freund Georgio erinnerten, der vor mehreren Jahren gestorben war.

Am 4. und 5. Februar erhielten wir eine leichte Andeutung von irgendwelcher Gestalt. Am 6. waren alle die exponierten Platten mißlungen, aber am 7. ließ sich eine Art von Nebel, einem Kopfe ähnlich, erkennen.

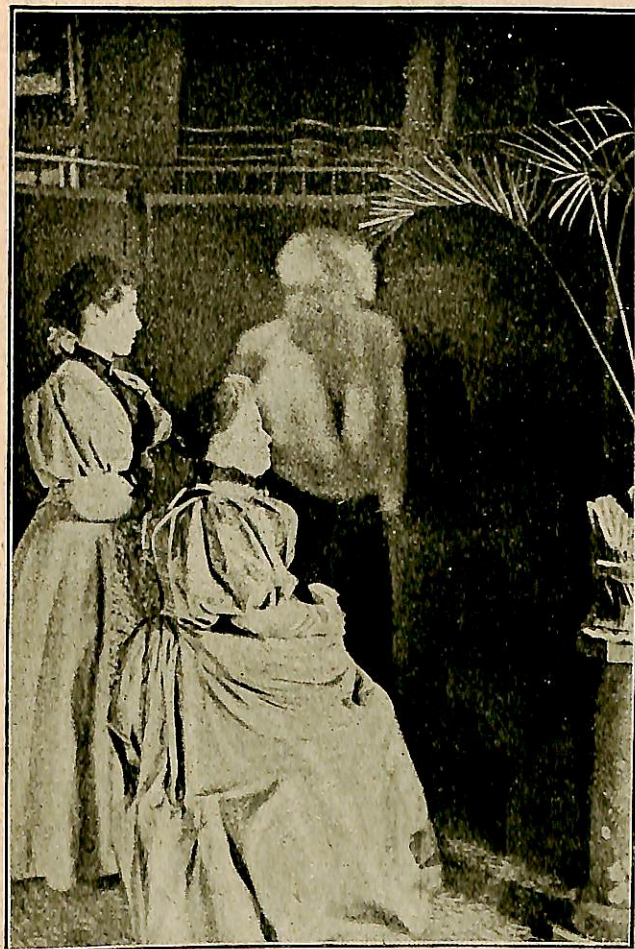
Am 8. und 9. Februar erschienen auf den Platten zwei sehr deutliche, wie aus Wolken gebildete Gestalten menschlicher Wesen. Weder Gesichtszüge noch klare Umrisse waren sichtbar — die Gestalten erinnerten etwas an Figuren, von Schnee gemacht. Diese jedoch sah man so deutlich, daß wir ermutigt wurden, weiter zu photographieren.

Am den zwei folgenden Tagen, am 10. und 11. Februar, mißlungen alle die exponierten Platten. Wir fingen dann an, Mittel zu ersinnen, um unsere Arbeitsmethode zu verbessern. Wir entschieden uns dahin, das Licht zu kürzerem Exponieren einzurichten, weil an manchen Tagen, wenn der Himmel bewölkt blieb oder Schnee fiel, mit dem Exponieren von 40 bis zu 100 Sekunden abgewechselt worden war. Manchmal hatten wir am Morgen und manchmal nachmittags photographiert, aber forthin beschlossen wir, pünktlich um 3 Uhr nachmittags anzufangen, ohne auf das Wetter zu achten. Ein anderer wichtiger Beschluß war, an trüben Tagen ein Magnesiumblitzlicht zu gebrauchen, um das Exponieren abzukürzen.

Bisher hatten wir das Photographieren in einem Eckwohnzimmer, das nach Süden und Westen lag, vorgenommen. In dieser Hinsicht konnten wir nichts verbessern. Wir benutzten auch einen dunklen, braunen Schirm als Hintergrund. Auch in dieser Beziehung mußten wir uns sagen, daß keine Verbesserung möglich sei, außer wir bedeckten ihn mit schwar-



Porträt, erhalten am 14. Februar 1897, nachmittags 3 Uhr.
Nach Angabe der Geister ist es das von Philipp Melanchthon.



Photographie, erhalten am 27. Februar 1897, nachmittags 3 Uhr.
Nach Angabe der Geister ist es Elias ben Amman von Nazareth,
der sein Leben unter den Aussätzigen in Palästina zubrachte.

zem Tuche, so daß jede weiße Gestalt um so sichtbarer sein konnte. Wir waren gewöhnlich alles in allem fünf, die an den Experimenten teilnahmen, nämlich mein Wirt, dessen Frau, ihre zwei Töchter und ich selbst. Wenn die Uhr drei schlug, betraten wir alle das Wohnzimmer; eins von uns gab dem Schirme die passende Stellung, ein anderes sah nach der Kamera, während ein drittes neben dem Schirme saß, um die richtige Einstellung zu ermöglichen. Ein anderes sah nach den Fenstervorhängen und ordnete sie so, daß der beste Lichteffect hervorgebracht wurde. Wir alle wechselten in dem Bedienen der Kamera ab, und wenn wir endlich den Magnesiumapparat zu sicherem Arbeiten gebracht hatten, hielten wir alles bereit und warteten stillschweigend dreißig Sekunden, exponierten die Platte fünf Sekunden und ließen dann das Magnesiumlicht aufblitzen. Zuweilen machten wir drei oder vier und manchmal sechs oder sieben Aufnahmen. Gleich darauf gingen wir in das Dunkelzimmer und entwickelten die Platten. Wir hatten nun ungefähr 14 Tage gearbeitet und fingen wieder an, andere und möglicherweise bessere Arten des Verfahrens ernstlich zu besprechen.

Am 12. Februar jedoch wurden wir mit zwei Gestalten belohnt, von denen die Gesichtszüge der einen ganz deutlich waren. Dies gab uns bedeutende Ermutigung. Am nächsten Tage hingegen hatten wir lauter Mißerfolg.

Am 14. Februar erzielten wir zwei Gesichter; von dem einen wurde angenommen, daß es einige Ähnlichkeit mit der Mutter meines Wirtes habe. Das andere erinnerte uns an Huß oder an jemand, dessen Porträt wir möglicherweise gesehen hatten, aber der seiner Kleidung nach zu urteilen im Mittelalter gelebt haben mußte. Am folgenden Dienstag waren wir erstaunt, in den Tageszeitungen Artikel zu finden, die das Lebenswerk von Philipp Melanchthon beschrieben, der am 16. Februar 1497 geboren wurde, und wir erkannten dann die Ähnlichkeit zwischen der Photographie, die wir erhalten, und dem Porträt von Melanchthon.

Am 15. und 16. Februar gelangen keine Aufnahmen.

Hierüber waren wir nicht erstaunt, da ich mich nach einem heißen Bade ernstlich erkältet hatte. Wir setzten jedoch unsere Experimente in gewohnter Weise fort.

Am 17. Februar exponierten wir mehrere Platten, wie zuvor beschrieben, und erlangten eine schöne Gestalt der Unsichtbaren. Jedoch erst nach dem Entwickeln der Platten fanden wir, inwieweit wir erfolgreich gewesen waren.

Am 18. und 19. Februar erschienen leichte, nebelhafte Formen von zwei Köpfen. Am 20. Februar erhielten wir die Photographie eines Mädchens, von der angenommen wurde, daß es unsere kleine spanische Freundin Ninia sei, die in Santiago in Südamerika starb.

Am 21., 22., 23., 24. und 27. erhielten wir jeden Tag wenigstens eine oder zwei Photographien der Unsichtbaren, und bei drei dieser Aufnahmen saßen Fremde neben dem Schirme. Am 25., 26. und 28. mißlang alles. Damit endeten vorläufig die „Februarexperimente“, wie wir sie nannten.

Am 1. März ging ich nach Stockholm, um einige meiner Freunde dort zu besuchen, und blieb eine Woche fort. Als ich am 8. März zurückkehrte, war ich sehr erschöpft von Séancen. Am 9. jedoch fingen wir wieder an und setzten das Photographieren jeden Tag fort bis zum 15. Während dieser sieben Tage machten wir dreißig Aufnahmen, von denen sieben gelangen. Am nächsten Tage, dem 16. März, reisten Mrs. F., Ms. F. und ich nach Kopenhagen. In der Zeit von fünf Wochen hatten wir in allem 132 Platten exponiert, von denen 102 mißlungen waren.

Ich habe sehr ernste Zweifel gehabt, ob es ratsam sei, irgendwelche Einzelheiten über diese photographischen Experimente zu geben, da ich sah, daß die Arbeit nur ein Versuch war und wir das nicht erschöpfend erlangt hatten, was wir nach unserer Annahme für uns sehr wohl erreichbar hielten. Da jedoch der ganze Bericht über meine Mediumschaft mehr oder weniger ein Bericht von Experimenten ist, habe ich manches einzuwenden, vorliegendes Buch mit Stillschweigen bezüglich dieser neuen Phase von Mediumschaft zu



Photographie, erhalten am 20. Februar, nachmittags 3 Uhr.
Nach Angabe der Geister ist es die von Nina.



Jolande die Jüngere.
(Photographiert am 15. März 1897, nachmittags 4 Uhr.)
19*

schließen, obgleich ich dagegen bin, die Einzelheiten einer Arbeit zu geben, die so unvollendet ist. Die ganze Reihe der Photographien zeigt, daß wir rein auf der Experimentalstufe standen; aber unsere Arbeitsmethode und die Tatsache, daß nach vielen Jahren von fruchtlosen Versuchen und einigen Hunderten von Mißerfolgen wir endlich annehmbare Erfolge erzielten, kann von Interesse für den psychisch Studierenden sein; dies ist aber auch ein genügender Grund, hier das Wenige wiederzugeben, was wir vollbracht haben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte ich diese Photographien zehn oder zwanzig Jahre früher erlangen, hätte ich allein dahin gearbeitet, nur diese zu erreichen und andere Formen von Mediumschaft unbeachtet gelassen. Ich zweifelte keinesfalls, daß die Photographien durch Geisterwirksamkeit hervorgerufen sind. Aber ob sie wirkliche Photographien der Geister oder Photographien von dem sind, was die Geister auf den Platten hervorgebracht haben, lasse ich ungesagt, bis mir weitere Gelegenheit zur Erforschung geboten sein wird.

Ich lege dieser Arbeit viel Gewicht bei; merkwürdigerweise litt meine Gesundheit nicht darunter, sondern verbesserte sich tatsächlich, während das tägliche Photographieren vor sich ging; daher sehe ich hierin eine Möglichkeit, daß ein großes Werk vollbracht werden kann, falls wir leben, um es auszuführen. Mrs. J. nahm ein großes Interesse an all den Einzelheiten und mühte sich früh und spät mit dem Entwickeln, Fixieren und Aufziehen der Photographien, so daß wir alle einen vollen Anteil an der Arbeit hatten, und wenn irgendwelcher ernstlicher Verlust an Lebenskraft auf meinen Teil kam, so ermöglichten mir die günstigen Bedingungen, mich so schnell wieder zu erholen, daß der Verlust unmerklich war.

Kapitel XXVIII.

Forscher, die ich gekannt habe.

„Die Menschen sind Feinde von dem, das sie nicht kennen.“

Arabisches Sprichwort.

„Wenn die Fledermäuse daß Licht der Sonne fliehen, beweist dies, das die Sonne nicht leuchtend ist?“

Saadi.

Die Arbeit der Experimente und die Forschungen des letzten Vierteljahrhunderts überblickend, kann ich erkennen, in welche Irrtümer man unbewußt gefallen ist, zum großen Teile Irrtümer in der Beurteilung, aber zum größten Teile Irrtümer, verursacht durch eine tadelnswerte Unkenntnis der einfachsten Naturgesetze.

Hinsichtlich der Tatsache, daß, wenn wir einen gewissen Erfolg hervorbringen konnten, wir für Material, welches die nötigen Eigenschaften besitzt, sorgen mußten, ist zu sehr übersehen worden, oder vielleicht haben wir es zu sehr für selbstverständlich angenommen, daß diejenigen, die ein Interesse an dem Gegenstande vorgaben, fähig waren, dasselbe zu beschaffen. Nur nach ernstern Erfahrungen, die durch viele Leiden gelernt wurden, hat sich diese Erkenntnis uns aufgezwungen. Es würde ebenso nutzlos sein, einen Ziegelbrenner mit Sand und Wasser zu versehen, in der Erwartung, daß er Ziegel fertige, die die Probe des Gebrauches bestehen würden, als einen Kreis zu bilden von der Mehrzahl der

sogenannten Forscher und dann von den Geistern zu erwarten, Manifestationen hervorzubringen, die über alle Zweifel erhaben sind. Gleich dem Ziegelbrenner tun sie, was sie können, mit dem Material, das zu ihrer Verfügung steht, und wenn die Erfolge von zweifelhaftem Werte sind, so ist es nicht ihre Schuld, sondern die der Personen, die das Material lieferten.

Die meisten Personen, die ihre Aufmerksamkeit dem Studium dieser Art zuwenden, haben vermutlich die angenehme Überzeugung, daß sie besonders geeignet seien, die dazugehörigen Probleme zu verstehen und zu lösen, und sie führen ihre Erforschungen auf verschiedene Weise aus. In der Regel gibt die Art ihrer Untersuchung Aufschluß über die Natur des Materials, das sie den arbeitenden Unfähbaren zur Verfügung stellen.

Ich bin mit verschiedenen Klassen von Forschern in Berührung gekommen, die darauf hinarbeiteten, eine oder die andere ihrer eigenen Lieblingstheorien aufzustellen. Solche Phänomene, die ihren Anschauungen Farbe geben oder mit ihren vorgefaßten Theorien übereinstimmen, werden eifrig von ihnen erfaßt, während alle anderen, die dieser Richtung nicht zuneigen oder ihren Ideen widersprechen, geringe Schätzung erfahren. Diese Forscher sind gewöhnlich durch Theorien befriedigt, indem ihre Einbildung ihnen das übrige ersetzt; daher der Ursprung von „Spuk“, „Schalen“, „Gedankenformen“, „Elementargeistern“ und ähnlichen Torheiten. Aber selbst diese mißlungenen Produktionen einer zu oberflächlichen Forschung sind den Schlüssen vorzuziehen, die durch eine andere Klasse weiser oder wissenschaftlich gebildeter Forscher erreicht werden, die ihre Untersuchungen mit der Annahme beginnen, daß alle Personen, außer ihnen selbst, unehrlich, alle Meinungen, außer ihrer eigenen, beeinflusst oder ohne berechtigte Begründung, alle Beobachtungen, außer den ihrigen, unzuverlässig, alle berichteten Phänomene unbegründet, wenn sie nicht selbst Augenzeugen von denselben waren, alle Phänomene, die unter anderen Bedingungen er-

langt wurden, als die von ihnen aufgestellten, unwürdig seien, geglaubt zu werden.

Ihr Urteil, kurz zusammengefaßt, lautet folgendermaßen: „Wir haben Betrug gefunden, folglich ist keine Wahrheit darin,“ oder mit anderen Worten könnten sie sagen: „Unser Verstand kann Betrug verstehen, aber ist unfähig, die Wahrheit zu erfassen, folglich existiert sie nicht.“ In derselben logischen Weise schließend, könnte man sagen: „Eine falsche Münze ist ein genügender Beweis dafür, daß es keine echten gibt.“ Der Verstand anderer könnte auseinandersetzen: „Wenn es keine echten Münzen gäbe, würde es keine falschen geben.“ Aber nicht so denken die weisen Männer.

Es gibt noch eine andere Klasse, aber ich will meinen Landsleuten die Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß ich unter ihnen keinen dieser Klasse gefunden habe. Diese handeln nach dem Prinzip, einen Dieb anzustellen, um einen Dieb zu fangen. Das größte Interesse am Spirituismus vorgebend, machen sie die Bekanntschaft von Personen, die den Ruf haben, Medien zu sein, bitten, als ob es ihr Leben gelte, um den Vorzug, einer Séance für Experimente beiwohnen zu dürfen, heucheln die wärmste Teilnahme und die freundlichsten Gefühle gegen das Medium, und wenn ihnen endlich erlaubt wird, sich dem Kreise anzuschließen, nehmen sie sich eine Kamera oder ein Mitglied der Geheimpolizei mit, damit diese ihnen in dem Entlarven des Betruges beistehen, von dem sie glauben, daß er ausgeübt werde.

Ein Forscher dieser Klasse, von der Geistlichkeit angespornt, verschmähte nicht, in eines Mediums Privatwohnung durch Löcher, die er in die Tür oder Wand von dessen Zimmer gebohrt hat, zu spionieren, oder, nachdem er das Medium in liebenswürdiger Weise eingeladen hat, ihm einen Freundschaftsbesuch in seinem Hause abzustatten, verschafft er sich falsche Schlüssel oder öffnet auf andere Weise den Koffer des Mediums, um den Inhalt des ersten zu untersuchen. Er veranlaßt durch Versprechungen und Überredungen ein Medium, für einige wenige intime Freunde eine Séance zu geben, und

läßt dann ihn oder sie — häufig ein weibliches Wesen — bis auf die Haut entkleiden, um sich zu überzeugen, daß er oder sie an ihrem Körper nicht die Mittel bei sich tragen, mit denen sie den unschuldigen und verdachtslosen (?) Forscher täuschen. Wenn er über diesen Punkt beruhigt ist, bindet er das Medium mit Stricken fest, befestigt es mit Schrauben oder Niegeln an die Wand oder an den Fußboden und erwartet dann mit beschaulicher Selbstbefriedigung spirituelle Manifestationen.

Mein Blut kocht in mir, wenn ich von sensitiven Medien höre, häufig jungen Mädchen oder Damen, die solchen Unwürdigkeiten und gräßlichen Beleidigungen dieser „Forscher“ ausgesetzt sind, die bei der ersten Andeutung von etwas, was ihrem beschränkten Verständnisse verdächtig erscheint, bereit sind, den Unglücklichen, anscheinend Schuldigen anzuzeigen und die verurteilende Nachricht zu verbreiten, indem sie sich ihrer Geschicklichkeit als Detektiv stolzvergnügt rühmen. Wis send, was ich weiß — und das ist wenig genug — von den Bedingungen, die zu erfolgreichen Manifestationen notwendig sind, kann ich nur darüber sehr erstaunt sein, daß solche Experimente überhaupt jemals von Erfolg begleitet sind. Wenn das Material, das von den Forschern beschafft wird, hauptsächlich aus Verdacht, Intrige und Zweifel besteht, in den meisten Fällen vervollständigt durch die schädlichen Dünste von Alkohol und Nikotin, wie kann man sich darüber wundern, daß die hervorgebrachten Erfolge derartig sind, Unehre und Schande für den Namen der Wahrheit zu bringen, die sie zu befürworten vorgeben, und Ruin dem Medium, das das Opfer ist, und dem der Skandal zur Last gelegt wird?

Ich habe sagen hören, daß nur wenig gute Medien übriggeblieben sind, um für die Sache zu arbeiten. Ich bin nicht erstaunt. Sie haben so viel unter den Händen unwissender Forscher gelitten, die sich auf ihre besondere Qualifikation als Forscher etwas einbilden, daß sie sich von der Arbeit zurückgezogen haben, schmerz erfüllt und entmutigt, zum Tode erschöpft, so daß ihnen sogar der Name der Wahrheit verleidet

ist, für die sie das Beste gaben, was sie hatten: Zeit, Gesundheit, Ruf.

Aber Gott sei Dank, es gibt eine lichtere Seite, es sind noch gute und wahre Menschen auf der Erde, Menschen, auf die der wissenschaftliche und der als Geheimpolizist arbeitende Forscher mit verächtlichem Mitleid blickt, aufrichtige Männer von Natur, ehrlich in ihren Gedanken und Handlungen, die weder sich selbst noch ihren Nachbar erniedrigen wollen dadurch, daß sie einen Zweifel an dessen Ehrlichkeit hegen, die es vorziehen, zu glauben, daß jedermann schuldlos am Übel sei, bis er sich als schuldig erwiesen hat. Die jedem Menschen innewohnende Fassungskraft, die geheimnisvolle Macht, die das Weltall regiert, zu begreifen, gibt einem solchen Manne in dieser Forschung einen Standpunkt der Beobachtung, die andere trotz der Hilfe aller irdischen Wissenschaften niemals hoffen könnten zu erreichen. Diese können dahin kommen, an eine spirituelle Existenz zu glauben, jener weiß es.

Auch braucht der Aufrichtige nicht in den Klassikern gelehrt zu sein, er braucht nicht Griechisch von Latein unterscheiden zu können; im Vergleich mit diesen „Forschern“ ist er doch wie eine Himmelslerche einem Maulwurfs gegenüber. Während diese, deren Interessen irdisch sind, ihrer Beschäftigung nachgehen im Pulverisieren und Aufwerfen von kleinen Hügeln des Bodens, in dem sie ihren Unterhalt finden, blind für alles auf der Erde über ihnen, kann der Vogel, obgleich er sein Heim tief unten auf der Oberfläche der Erde baut, auf leichten Schwingen in die Welt der Luft und des Sonnenscheins aufsteigen mit seinem freudigen Lobgesange. Von solch einem Menschen und denen, die ihm ähnlich sind, gelten die Worte: „Die reines Herzens sind, werden Gott schauen.“ Denn so ist es, daß nur die, die ein reines Gemüt, einen reinen Körper und ein aufrichtiges Verlangen nach Licht haben, die Wahrheit finden werden. Der Mensch, dessen Geist in den Banden seines Gaumens gehalten wird, der sein Gehirn umwölkt und seine Nerven durch das Gift

des Mikotins zerstört oder sie durch das Feuer des Weines übermäßig aufregt, ist nicht geeignet, Anspruch zu erheben auf Gemeinschaft mit denen, die in die Welt der Geister eingegangen sind. Auch ist der, der nur durch das Verlangen, einer Lieblingsidee oder einem unbestimmten Traume Gestalt zu geben, angespornt wird, eine Theorie festzustellen oder seinen Ruf als Mann der Wissenschaft oder als Entdecker zu vergrößern, irgendwie besser geeignet für die Arbeit. Wenn nicht ein reineres und besseres Motiv als diese ihn weiterführen, dann soll er nicht auf diese Forschung zu steuern; denn es wird ihm mißlingen. Und der, der nur Betrug in anderen zu entdecken sucht, dabei die Falschheit in sich selbst verratend, wird das finden, was er sucht — Unwahrheit. Die Wahrheit wird er niemals entdecken.

Aber euch, die ihr des Lebens müde seid, seiner nie endenden Sorgen, seiner Schmerzen, seiner Leiden, euch, deren Herz nach Gewißheit verlangt, euch, deren Lieben dahingegangen sind, euch verzweifelnd und schmerz erfüllt zurücklassend, euch, die ihr hungert und dürstet nach Beweisen eines künftigen Lebens, euch sage ich: Reinigt eure Gemüther von Vorurteilen, euern Verstand von Gift, euern Körper von den Unreinheiten der Krankheiten, durch Bewöhnung des Gaumens und Sinnenlust hervorgerufen, und beginnt eure Forschung; seid versichert, ihr werdet finden, was ihr sucht. Der Boden, den ihr betreten wollt, ist heilig; entheiligt ihn nicht mit Füßen, die mit dem Schlamm des Mißtrauens beschmutzt sind, noch seht das Werkzeug, durch das ihr euch ihm nähern müßt, als unwürdig des Vertrauens an. Kommt mit aufrichtigem Verlangen, zu lernen, nicht von den Fehlern, Fehlen und Schwächen anderer, sondern demütig die Wahrheit suchend, und ihr werdet nicht vergeblich suchen; aber wenn es nicht mit betendem Herzen und dem ernstesten Wunsche nach Hilfe und Erleuchtung geschieht, dann verschwendet keine Zeit auf die Forschung.

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen,“ sagt der große Meister. So

auch in diesen Dingen. Wenn alle zusammengelassen sind, nachdem sie sich für diese Arbeit in richtiger Weise vorbereitet haben, wo kein Element des Verdachtes eingeführt ist, wo Medium und Teilnehmerkreis sichtbar einander gegenüber sitzen, beseelt von dem gleichen Verlangen nach Wahrheit, da werden die Manifestationen reiner und besser sein als in den alten Tagen der Kabinette, Käfige, Fesseln und tests, die ihren eigenen Zweck zuschanden machten.

Ich habe in diesem Buche den Mißverständnissen, Unfällen und Fehlschlägen und der daraus hervorgehenden Krankheit und dem Elend, das viele der Forschungen begleitete, viel Raum gewidmet. Mein Zweck, in dem ich diese dunklen Seiten des Bildes gebe, da ich doch viele hellere Episoden auswählen konnte, ist der: Ich denke, daß durch diese brillantesten Erfolge.

Es gibt nur noch einen ernstlichen Unfall, einen Unfall, der für mich wenigstens sehr ernst war, der besonders hervortritt, und den ich nicht erwähnt habe. Derselbe geschah 1893 in Helsingfors und war die Ursache, daß mein Haar während zweier Jahre an Indisposition grau und weiß wurde und ausfiel, bis es mit zurückkehrender Gesundheit wieder nachwuchs und ganz dunkel wurde, wie es vor dem Unfalle gewesen war. Eine ausführliche Beschreibung dieser bemerkenswerten Séance kann von Oswald Muze, Leipzig, bezogen werden, betitelt: „Ein seltsames und belehrendes Phänomen im Gebiete der Materialisation von Alexander N. Askaf.“ Diese Schrift ist auch in das Französische übersetzt worden und kann von P. G. Leymarie, Ru du Sommerard 12, Paris, erhalten werden.

Ich habe versucht, euch, meine Leser, in mein Vertrauen zu ziehen und euch den Erfolg meiner Forschung dieses merkwürdigen Gegenstandes zu geben. Ich habe euch aufrichtig meine Bekümmernisse während meiner Kindheit und Jugend bezüglich der geheimnisvollen Erscheinungen der „Schattenfreunde“ erzählt, und wie die Nebel des Zweifels

zerstreut wurden, als ich zu verstehen glaubte, wer sie waren.

Dann kamen unsere verschiedenen Experimente und die schrecklichen, einige derselben begleitenden Leiden, die so ernstlich waren, daß bei drei Fällen mein Leben wie an einem Faden zu hängen schien.

Ich habe euch erzählt, was in den meisten Fällen andere bezüglich der Phänomene geschrieben oder veröffentlicht haben, so daß ich keinen Anspruch darauf mache, daß die Berichte ganz und gar mein eigenes sind. Ich habe sie in der Hoffnung gebraucht, daß meine Erfahrungen um so leichter aufgefaßt würden, meine Zweifel und Schwierigkeiten während des Betretens neuer Pfade verstanden und anerkannt werden möchten.

Ich habe versucht, euch sozusagen einen Einblick in meine Gedanken, Gefühle und Empfindungen während jener Zeit zu geben. Wenn ich eine Beschreibung der Phänomene hätte auslassen können, würde ich es möglicherweise getan haben; aber ohne etwas davon zu erzählen, würden meine Zweifel und so vieles, was mir Kopferbrechen verursachte, unverständlich gewesen sein.

Ziel — vielleicht zuviel — ist schon über diese Dinge geschrieben worden, und sie mögen insofern in Verruf gekommen sein. Mein Zweck ist nicht so sehr der gewesen, von Phänomenen zu berichten, als sie dazu zu gebrauchen, um zu zeigen, was in meinem Falle — in meinem Suchen nach Wahrheit — aus ihnen hervorging.

Ich habe das Wort „Medium“ in dem populären Sinne, wie es gewöhnlich verstanden wird, gebraucht. Dies habe ich getan, damit ihr mir desto leichter folgen konntet. Nun komm ich zu dem Punkte, wo ich das Recht zu diesem Titel aufzuheben wünsche. Wenn du, mein Leser, mir mit Bedacht gefolgt bist, so glaube ich, daß du zu demselben Schluß über diesen Punkt gekommen sein wirst wie ich.

Ungeachtet dessen, daß die Manifestationen in allen Fällen mit dem übereinstimmten, was die Teilnehmer waren, so

meine ich, daß es selbstverständlich ist, daß die letzteren das Medium und ich nur ein Teil desselben war.

Wenn der Kreis aus Kindern bestand, waren die Phänomene von kindlichem Charakter. Wenn Gelehrte zugegen waren, waren die Manifestationen wissenschaftlicher Art. Als ich zuletzt die alte Idee von Medien und Mediumschaft beiseite legte und beschloß, nicht länger von den übrigen abge sondert und des Gebrauchs eines meiner Sinne beraubt zu sein, so denke ich, daß ich den Platz einnahm, den ich von Anfang an hätte einnehmen sollen. Selbst bei der Aufnahme der Photographien wechselten wir unaufhörlich die Plätze und hatten weder Kabinett noch ein besonderes Medium. Wir waren alle das Medium.

In einem Kreise, nehmen wir an, von zwanzig Personen, ist es vollständig töricht, einer Person die Manifestationen zuzuschreiben, die das Produkt der anderen neunzehn sind. Wenn sich die Phänomene auf zwanzig stützen, warum sollte eins der Zahl gelobt oder getadelt werden für das, was durch alle von ihnen hervorgerufen ist?

Solange als eine Person des Kreises von den übrigen abge sondert war, war mehr oder weniger angenommen worden, daß das eine, welches so isoliert wurde, verantwortlich sei für das, was vor sich ging, während die anderen da waren, um zuzusehen und zu kritisieren.

In jedem Falle ist es das, was ich auf das nachdrücklichste von mir weisen möchte, daß ich das „Medium“ gewesen bin, wenn elf oder neunzehn andere Personen zugegen waren. Es mag recht sein, mir den 12. oder 20. Teil anzurechnen, aber nicht mehr, wenn nicht einige der anderen ungeeignet waren und dadurch ein größerer Teil Verantwortlichkeit auf einen oder mehr der anderen Teilnehmer des Kreises fiel.

Wenn diese Schlüsse — das Resultat von vieler Jahre Arbeit und bitteren Erfahrungen — angenommen werden und befolgt von Forschern und Leitern der Kreise in der Zukunft, dann ist es gut, daß wir verschiedene Methoden

versucht und gefunden haben, die fehlerhaft waren. Ich glaube jedoch nicht, daß wir bis jetzt die beste Methode zum Verfolgen dieser Erforschung anwandten oder entdeckten. Andere, die die Arbeit aufnahmen, wo ich sie niedergelegt, mögen sichere und bessere Straßen finden, als die ich betreten habe. Es gibt so viel zu lernen, so viel zu verstehen. Selbst im besten Falle sehen wir „nur durch einen Spiegel in einem dunklen Worte“, und tasten unseren Weg weiter in der Dunkelheit; doch indem wir unseren Lauf bei dem Lichte, das hier und da durch die Schatten bricht, fortsetzen, können wir dennoch das vollere Licht erreichen, indem „wir erkennen werden, gleichwie wir erkannt sind“.

Nun ist meine Aufgabe vollendet. Die, die nach mir kommen, mögen vielleicht leiden, wie ich gelitten habe durch die Unkenntnis von Gottes Gesetzen. Doch die Welt ist weiser als sie war, und es kann sein, daß die, die die Arbeit in der nächsten Generation aufnehmen, nicht zu kämpfen haben, wie ich es tun mußte, mit der engherzigen Bigotterie und dem harten Urteile der „Überfrommen“, die ihre anerzogenen Ideen und Gewohnheiten für unfehlbar halten; doch ich will ihnen nicht eine zu ebene Straße wünschen; denn es schein mir, indem ich rückwärts blicke, daß die Leiden, die meine Forschung begleiteten — und es waren deren viele — in nichts zurücksinken. Auch bedauere ich nicht, daß ich sie durchleben mußte. Sie waren die Mahnenden, die mich warnten, daß ich von der rechten Straße abgewandert war, und obgleich ich es zur Zeit nicht wußte, waren sie meine besten Freunde. Nun endlich habe ich gefunden, was ich durch all diese langen Jahre hindurch gesucht habe, Jahre harter Arbeit, unterbrochen von Sonnenschein und Stürmen, von Freuden und Schmerz; nun kann ich laut ausrufen mit jubilirender Stimme zu allen, die es hören wollen: „Ich habe die Wahrheit gefunden — und derselbe große Preis kann auch euch werden, wenn ihr ihn suchen wollt aufrichtig, ernstlich, demütig und mit eifrigem Streben.“

Gesmanns

Okkultistische Handbücher

- Handlesekunst.** 7. Aufl. (Neu!) M. 12,—, geb. M. 16,—.
- Handflächenkunde.** 5. Aufl. 74 Handbilder. Geb. M. 20,—.
- Handschriftendeutung.** 2. Aufl. (1918). M. 6,—, geb. M. 9,—.
- Kopfformenkunde.** 2. Aufl. M. 6,—, geb. M. 9,—.
- Sterndeutekunst.** 5. Aufl. M. 6,—, geb. M. 9,—.
- Pflanze im Zauberlauben** (Zauberbotanik). M. 12,—.
- Die Frauenhand, Männerhand, Kinderhand.** Mit vielen Abb. Je M. 3,—.
- Gesichtslesekunst.** 3. Aufl. M. 6,—, geb. M. 9,—.
- Die Körperformen.** 115 Abb. 2. Aufl. M. 4,—, geb. M. 7,—.
- Wahrfragekünste.** 3. Aufl. M. 7,—, geb. M. 10,—.
- Sympathielehre.** 2. Aufl. M. 6,—, geb. M. 9,—.
- Die Psychographie.** M. 6,—, geb. M. 9,—.
- Die Geheimsymbole der Alchimie, Arzneikunde und Astrologie des Mittelalters.** Mit 122 lithographischen Tafeln. 2. Aufl. M. 40,—, geb. M. 50,—.
- Die geheimnisvollen Erscheinungen der Sensitivität.** Mit 36 Abb. M. 12,—, geb. M. 16,—.

Ein sehr empfehlenswertes Lehrbuch ist:

Wissenschaftliche Handlesekunst

von Ernest Fißberner-Haldane. M. 12,—.

Der Verfasser gibt hierin die aus dem in verschiedenen Ländern und Erdteilen gesammelten Material stammende, hundertfach geübte und praktisch erprobte Essenz seiner langjährigen, intensiven, kritischen und praktischen Studien und eigenen Erfahrungen. Auch besonders Ärzten und Heilkundigen zur Feststellung von Krankheiten eine wichtige Hilfeleistung!

Karl Siegismund Verlag, Berlin SW 11

Dessauer Straße 13

Theosophische Schriften

Energismus. Von Josef Schlesinger, ordentl. Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Die Lehre von der absolut ruhenden substantiellen Wesenheit des allgemeinen Weltenraumes und der aus ihr wirkenden schöpferischen Urkraft. In den Grundzügen zum Aufbau einer antimaterialistischen Naturwissenschaft für alle gebildeten Kreise in leichtfaßlicher Form entwickelt. Mit 14 Fig. 554 S. M. 10,—.

Dornen um die Rose. Von Hans Arnold. 134 S. M. 2,—. Ein wertvoller gedankenreicher Beitrag zur theosophischen Literatur.

Ich bringe das Schwert. Von George A. F. Schulze. Bibelbeweise für den Darwinismus und „Der nur in Gottähnlichkeit gleiche Mensch“. 217 S. M. 6,—.

Anglaube und Offenbarung. Von Swedenborgiana. Aus dem Englischen. 294 S. M. 6,—. — Aus dem Inhalt: Die wesentliche Gottheit. — Erschaffung von Mann und Weib. — Eva. — Garten Eden. — Sündenfall. — Turm zu Babel. — Spiritualismus. — Das Kreuz. — Auferstehung usw.

Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens auf Grundlage der Graphologie. Von J. Dilloo. M. 5,—, geb. 7,50.

Lebensbilder auf Grundlage der Graphologie. Von J. Dilloo. M. 2,—, geb. M. 5,—.

Materialisierte Erscheinungen. Wenn sie nicht Wesen aus einer anderen Welt sind, was sind sie sonst? Von G. M. Brackett. 2. Aufl. (Neu!) Übersetzt von Foorsboom und da Prel. M. 8,—, geb. M. 12,—.

Karl Siegismund Verlag, Berlin SW 11
Dessauer Straße 13

